

# HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN  
VOM  
HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

123. JAHRGANG



2005

Porta Alba Verlag  
Trier

# HANSISCHE UMSCHAU

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Roman Czaja, Detlev Ellmers, Antjekathrin Graßmann, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Stuart Jenks, Ortwin Pelc, Louis Sicking und Hugo Weczerka*

bearbeitet von *Volker Henn*

## ALLGEMEINES

*Konzeptionelle Ansätze der Hanse-Historiographie*, hg. von Eckhard Müller-Mertens und Heide Lore Böcker (Hansische Studien XIV, Trier 2003, Porta Alba Verlag, 165 S.). – Sieben von neun Vorträgen der Berliner Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins 2002 sind in diesem Band vereint. Einleitend (1–18) orientieren Hgg. über ihr Verständnis von konzeptionellen Ansätzen und ordnen die Beiträge in den Gang der Hanse-Forschung der letzten fünfzehn Jahre ein. Dabei wird besonders die Bedeutung des von R. Hammel-Kiesow herausgegebenen Bandes „Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung“ herausgestellt (s. HGBll. 121, 2003, 175–179), dem aber eher (nur?) methodische Ansätze zugesprochen werden, obwohl Hgg. dort immerhin „eine Reihe konzeptioneller Aussagen“ finden, v. a., wenn Hammel-Kiesow fordert, „zu einem Verständnis der Hanse jenseits der nationalstaatlichen Kategorien zu gelangen“ (3), und für eine Abkehr von den nationalen und nationalstaatlichen Farben der alten Hansebilder eintritt. Die Einleitung unterscheidet methodische Ansätze von konzeptionellen Ansätzen, räumt gleichwohl aber ein, dass „sich Forschungsmethoden und historiographische Konzeptionen überschneiden“ und letztlich nur „zwei Seiten einer Medaille“ (3) darstellen würden. Eine historiographische Konzeption mit der Fähigkeit, ein „Hansebild“ zu entwickeln, liege aber nur vor, wenn „Wertideen“ (3), „Leitgedanken“ (21), „Geschichtsbilder“ (21), „Leitbezüge“ (43) oder ein „Zweck- und Wertzusammenhang“ (34) feststellbar seien, die dann Auskunft gäben, aus welchen „lebensgeschichtlichen Interessenlagen und Wertbeziehungen“ (15) die Gegenwärtigen nach der vergangenen Erscheinung Hanse fragen und wie sie sie wertend einordnen. Unklar bleibt, ob die Personengeschichte, die „im methodischen Tableau der Hanseforschung zur Zeit zu den maßgeblichen Konzepten“ (10) gehört, als methodischer Ansatz oder als Konzeption aufgefasst wird. – Eckhard Müller-Mertens bietet mit *Die Hanse in europäischer Sicht. Zu den konzeptionellen Neuansätzen der Nachkriegszeit und zu Rörigs Konzept* (19–43) den einzigen historiographischen Beitrag und führt das Thema der Lippstädter Tagung (1995) weiter. Innert weniger Jahre (1958–1962) seien auf einen Schlag die drei Neuansätze der Nachkriegsjahre (Sproemberg, von Brandt, Schildhauer und Mitarbeiter) in die Öffentlichkeit gestellt worden. Bis in die neunziger Jahre habe es dann „keine von der Form und dem Gehalt nach vergleichbaren Entwürfe konzeptioneller Natur“ (42) mehr gegeben. Alle drei Neuansätze seien, bei unterschiedlicher Ausrichtung und Begründung, „auf die ökonomisch-soziale Substanz der Lehren von Fritz Rörig“ (42) gegründet gewesen, dessen Grundansatz „für die Neuansätze der Nachkriegszeit prinzipielle Relevanz“ (20) gehabt und „die erste Grundsatzorientierung ... nach dem zweiten Weltkrieg“ (23) dargestellt habe. Sein

eigenes, bereits Ende der 20er Jahre errichtetes Lehrgebäude habe Rörig 1947 zum Stand der Hanseforschung gemacht: Wirtschaft und Wirtschaftskräfte als die maßgeblichen Faktoren zu sehen mit der zentralen Figur des Fernhandelskaufmanns auf weltwirtschaftlicher Bühne. Die hansischen Kaufleute hätten „von einem geistigen Konzept aus“ (25) die wirtschaftliche Einheit des nördlichen Europas geschaffen, und zwar unter deutscher Führung und Vormachtstellung. Rörigs Konzeption überschneit sich in diesem Punkt mit der Volkstumsforschung, und „seit 1933 konnten diese Auffassungen mühelos mit der jetzt herrschenden nationalsozialistischen Ideologie einhergehen, sich mit dieser verbinden oder von dieser aufgehoben werden“ (27). Schon seit 1940 sei der Großraum Europa zu Rörigs Bezugsgröße geworden und es auch danach geblieben. Auch Sproemberg habe die Hanse europäisch gesehen, aber sein und Rörigs Konzept hätten „sich in den Fixpunkten und Perspektiven jedoch grundsätzlich“ unterschieden. „Rörigs Fixpunkt war nationaler Natur .... Sproemberg bezog einen übernationalen bzw. abendländisch-europäischen Fixpunkt“ (34). A. v. Brandt vor allem wird als Träger des zweiten Neuansatzes genannt, der besonders den wirtschaftlich begründeten Zweckcharakter der Hanse bei gleichzeitiger Negation des Bundescharakters wie auch die „Mittlerrolle zwischen Ost und West“ betont und von daher fast zwangsläufig zur inhomogenen „Interessengemeinschaft vorwiegend niederdeutscher Städte und Städtegruppen“ (v. Brandt) findet, für die die Bewahrung ihrer handelspolitischen Vorteile entscheidende Maxime war. Ausfluss dieser Sicht war somit auch „die Orientierung auf das Regionale und Partikulare wie das Einzelstädtische“ (37). Den dritten Neuansatz habe J. Schildhauer mit der Greifswalder Schule repräsentiert, deren Konzeption er 1962 vorgestellte. Auch der Greifswalder Ansatz habe auf Rörigs Lehrgebäude gefußt und dieses den „marxistischen Fragestellungen, welche die Hanseforschung in der DDR im wesentlichen bestimmten“ (38f.), kompatibel gemacht. Er habe aber nicht auf die „genuin marxistischen Fragestellungen“ (39) gezielt, sondern sich auf „den Komplex Nationalgeschichte und Hanse, auf die Beziehung von Hanse und Nation“ (39) ausgerichtet, indem er vor allem versuchte, die Stellung der Hanse in der deutschen Nationalgeschichte zu bestimmen, aber auch die progressiven Tendenzen im Sinne des historischen Materialismus herauszuarbeiten. Mithin erscheint die „Greifswalder Schule“ als eine von drei gleichberechtigten Emanationen der Rörigschen Quelle. Trotz der persönlichen Verbindungen zwischen Sproemberg, v. Brandt, Schildhauer einerseits und Rörig andererseits ist zu fragen, ob die Ausrichtung dieser drei Ansätze nicht zu monokausal auf Rörig bezogen wird, und auch ist zu fragen, ob die Differenzen zwischen sogenannt bürgerlicher und sogenannt marxistischer Hanseforschung nicht unzulässig eingeebnet werden. Im Kern fasst M.-M. zusammen: „Der ökonomisch-soziale Grundton beherrschte [diese drei] Hansebilder“ (42) und: „In der Retrospektive möchte ich keiner dieser Konzeptionen eine höhere Plausibilität oder Verifizierbarkeit zu messen“ (43). Wie das Bild von der Hanse „jeweils ausfällt, entscheiden im übrigen nicht die Quellen und wissenschaftlichen Sachverhalte. Den Ton geben die außerwissenschaftlich-lebensweltlichen Umstände und Bedingungen an“ (43). – Otto Gerhard Oexle, *Die Hanse vor der Hanse* (45–60), will etwas „ermitteln von dem, was die Singularität jenes historischen Gebildes ausmacht, das wir ‚Die Hanse‘ nennen“ (60), und verweist dazu auf die Geschichte des Einungsgedankens mit seinen Formen der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung durch Konsens und Vertrag. Diese auf Parität der Mitglieder beruhende Gruppenbildung leitet er aus einer der drei For-

men christlicher Gemeindebildung her, die alle durch Religion, Recht oder Verwandtschaft konstituierten Unterschiede aufhob und die Schwureinung Gleicher ermöglichte, und stellt fest, „dass jede Gilde, jede Zunft, jede Gesellenvereinigung, und dass jede okzidentale Stadt-Gemeinde fundamentale Elemente dieses Gemeindetypus repräsentierte“ (55), der in der Antike, im byzantinischen Raum und dem islamischen Bereich eben nicht nachweisbar sei. Soziale Gruppen, die auf Konsens und Vertrag beruhten, und ihre jeweiligen Gruppenkulturen waren ein konstitutives Prinzip der okzidentalen Gesellschaft, von dem ausgehend auch die Hanse begriffen werden könne. – Heinz Duchhardt, *System im System? Die späte Hanse und die internationale Politik* (61–68), schlägt vor, den hansischen Verband als ein System aufzufassen und gegen das System der sich modernisierenden Staaten der Neuzeit aufzurechnen. Sein Ergebnis ist, dass „ein bloßer Bund von oligarchisch geprägten Kommunen, die sich primär im Profitstreben ... einig wussten“ (61f.), als System mit dem modernen Staatensystem ab dem 16. Jh. immer weniger kompatibel geworden sei, einmal weil die Systeme keine Parität mehr gehabt hätten, zum anderen weil der Verband international nicht mehr politisierbar gewesen wäre. Mithin, die „relativ lockere bündische Organisationsform“ (61) habe nicht mehr den rechtlichen Erfordernissen der Zeit entsprochen. – Werner Paravicini, *Jenseits von Brügge. Norddeutsche Schiffer und Kaufleute an der Atlantikküste und im Mittelmeer in Mittelalter und früher Neuzeit* (69–114) zeigt auf, dass der hansische Handel weit über Brügge und bis ins Mittelmeer reichte, warnt gleichwohl vor einer Überbewertung bisher bekannter Fakten, deren systematische, auf west- und südeuropäische Archive gestützte Vermehrung aber die Grundlage einer Europäisierung der Hanseforschung auch im Westen ermöglichen lasse, so dass durch einen dreifachen Wechsel auf „andere Orte, andere Zeiten, andere Quellen“ (89) bisheriger Hansekonzeption die Vorstellung, jenseits von Brügge habe es keine hansische Welt gegeben, entzogen werde. – Winfried Schich, *Die Bildung der Städte im westslawischen Raum in der Sicht der älteren und der jüngeren Forschung* (115–140), zeichnet den Gang der (deutschen) „Kolonisationstheorie“ und den der dagegen entwickelten (polnischen) Evolutionstheorie nach. Während die deutsche Forschung davon abgerückt ist, den slawischen Frühstädten (auch Vorlokationsstadt, *slavic proto-town*) den Stadtcharakter an sich abzusprechen, anerkennt die polnische Forschung, dass durch die deutschrechtliche Stadt „ein neuer Typ Stadt entstanden ist“ (139), der „der neuen kommunalen Marktstadt“ (140) mit dem konstitutiven Element des Einungsscharakters. Wenig einsichtig ist allerdings, was diese Sicht an konzeptionellem Ansatz der Hansehistoriographie bietet: Der Hinweis der Hgg., die deutsche Stadtgründung im Ostseeraum sei eine der tragenden Komponenten im (öffentlichen) Bild der Hanse und Sch. ändere mithin diesen Teil des Geschichtsbewusstseins über Hanse, überzeugt nur bedingt. – Ernst Pitz, *Verfassungsgeschichtliche Forschungen* (141–154), spricht sich (erneut) für eine „heute als veraltet geltende Konzeption hansischer Geschichte, ..., nämlich die verfassungsgeschichtliche, die nach der Regelmäßigkeit alltäglicher hansischer Politik fragt und deren ungeschriebene Regeln zu bestimmen sucht“ (141) aus, wozu die Rezesse, deren Begrifflichkeit auch das Rechtsdenken der Zeit zeigt, die wichtigste Grundlage bilden. Erst das Verstehen der Rechtsprache der Quellen ermögliche, diese für weiterführende Fragen nutzbar zu machen. Aus dem Beispiel einer Urkunde von 1340 leitet er den Grundgedanken ab, dass die Amtsvollmacht des Rates nur durch den Willen der Gemeinde legitimierbar und legitimiert ist und somit eine Identität des Gemeinde- und des Ratswillens

vorausgesetzt werden müsse. Folglich könne der Rat auch keine „Obrigkeit“ gewesen sein und Bürgerkämpfe seien nicht aus „in anachronistischer Weise unterstellten sozialökonomischen Motiven“ (152) entstanden, sondern aus Mängeln „in der gemeindlichen Willensbildung“ (152). Ist aber der Rat nur Worthalter der Gesamtgemeinde, dann hat er nur beschränkte Vollmacht und kann seinen Sendeboten nur beschränkte Vollmachten weitergeben. Daraus resultierte das einzelstädtische Referenzrecht. Dieses sei kennzeichnend gewesen für ein „präparlamentarisches Stadium“, das die Hanse nie überwunden habe und das sich „dem politisch leistungsfähigeren Repräsentativsystem“ als unterlegen gezeigt habe. Hier allerdings habe man „den entscheidenden Grund für den Niedergang der Hanse im 16. Jahrhundert“ (153) zu suchen. Einzuwenden gegen das Prinzip von Willensidentität zwischen Gemeinde und Rat (bzw. zwischen Räten und Hanse) ist sicherlich der allfällige Hinweis auf die Diskrepanz zwischen (eventuellem) Rechtsanspruch und der Rechtswirklichkeit, d. h., auf die Möglichkeit, diese Willensidentität im Interesse einer Ratsoligarchie zu verfälschen. Auch wenn von einer Differenz zwischen Rechtsnorm und -wirklichkeit auszugehen ist, ist P. sicherlich zuzustimmen, wenn er eine mit den Quellenbegriffen operierende und sie klärende verfassungsgeschichtliche Vorgehensweise als Grundlage der Quelleninterpretation fordert. – Klaus Friedland, *Die Kaufmannsstadt* (155–163), untersucht noch einmal den schriftlichen Niederschlag der von Jordan von Boitzenburg und Hermann Hoyer 1252/53 getragenen Verhandlungen mit Flandern und stellt das Scheitern des Projekts der „Kaufmannsstadt“ Neu-Damme als einer Art „Freihandelszone“ dar, weil „der später eingeschlagene Weg, nicht die Städte durch die Kaufleute, sondern die Kaufleute durch die Städte zu binden und zu sichern“ (161) anders gerichtet war und deshalb auch die Verhandlungen vom lübschen Rat nicht mitgetragen wurden. Er sieht somit in diesem nicht vollzogenen Versuch einer kaufmännischen Interessengemeinschaft, sich einen nur den eigenen Interessen dienenden Verkehrs(=Handels-)platz zu verschaffen, eine 1252/53 von der Entwicklung bereits überholte Idee. Dabei ist seine Argumentation aber in drei Punkten nicht wirklich überzeugend: Auch wenn er zu Recht die flandrische Niederlage auf Walcheren erwähnt, ist festzustellen, dass sich die Position der Gräfin gegen den holländischen Wilhelm Ende 1253 eher (Karl v. Anjou, Konrad v. Hochstaden) verbessert hatte und somit ihr Interesse an der „Kaufleutestadt“ abgenommen haben könnte. Auch wird eine eventuelle Opposition der flandrischen Städte gegen den Plan nicht berücksichtigt. Vor allem aber, – wenn Hermann Hoyer als lübscher Ratmann anzusehen ist (ggf. identisch mit Hermann von Morum), dann sind die Verhandlungen keineswegs am Rat Lübecks vorbeigegangen. – Brügge war offensichtlich nicht der „Endpunkt des hansischen Handels“ (Paravicini), die slawischen Siedlungsformen vor der Lokation sind durchaus als urban zu bewerten und stehen in Kontinuität mit ihren deutschrechtlichen Nachfolgern (Schich), im 13. Jh. gab es offensichtlich noch die Idee einer reinen Kaufmannsstadt (Friedland), im 16./17. Jh. bildete die Hanse ein System, das mit dem System sich modernisierender Staaten immer weniger kompatibel wurde (Duchhardt), die Schwureinung Gleicher war konstitutives Element der okzidentalen (Stadt-)Gesellschaft, – und somit auch der Hanse (Oexle); so zusammengefasst geraten zugegebenermaßen viele wesentliche Gesichtspunkte des Bandes aus dem Blick, aber zugleich wird deutlich, dass die vorgestellten konzeptionellen Ansätze eher Erweiterungen oder schon erreichten Forschungsstand darstellen, keineswegs aber sich der zentralen Frage „Was war die Hanse wirklich und welches Bild erfordert

sie?“ nähern oder aber die Anwendung des vorgestellten konzeptionellen Ansatzes auf die Hanse schuldig bleiben. Hgg. selber verweisen mehrfach zu Recht auf K.-F. Olechnowitz, dem die Hanse eine „Genossenschaft kaufmannskapitalistischer Fernhändler“ war, und so ist es bedauerlich, dass gerade der Vortrag von D. W. Poeck hier nicht zum Abdruck kommen konnte, denn wenn man Hanse als Organisationsrahmen einer sozial recht homogenen Gruppe zur Wahrnehmung der eigenen kommerziellen Interessen entsprechend den rechtlichen Formen und mit den politischen Möglichkeiten der Zeit auffasst und sich deshalb mit der eigentlichen Trägerschicht hansischen Handels und hansischer „Politik“ und ihrem Selbstverständnis, das sich auch in den Rezessen spiegelt, befasst, dann erweist sich die prosopographische Methode als konzeptioneller Ansatz. *F. B. Fahlbusch*

Das Buch von Thomas Behrmann, *Herrscher und Hansestädte. Studien zum diplomatischen Verkehr im Spätmittelalter* (Greifswalder Historische Studien, Bd. 6, Hamburg 2004, Verlag Dr. Kovač, 365 S.), wurde vom Fachbereich Geschichte/Philosophie der Westf. Wilhelms-Universität Münster im Sommersemester 1996 als Habilitationsschrift angenommen. Kurz fassen könne er sich – so B. – bei der Wiedergabe des Forschungsstandes; die Strukturen der Beziehungen zwischen Herrschern und Hansestädten seien bislang weder als Gesamterscheinung noch in Einzelaspekten untersucht worden. Am ehesten habe noch der Gesandtschaftsverkehr Beachtung gefunden, jedoch aus Blickwinkeln, die in der Regel von der eigenen Fragestellung abwichen; dies gelte auch für das Werk von E. Pitz, *Bürgerreinigung und Städteeinung* (2001; vgl. B.s Besprechung in: HGBll. 120, 2002, 205–212). B. selbst untersucht die diplomatisch-sozialen Beziehungen zwischen Hansestädten und Herrschern in den Zielgebieten des hansischen Handels (England, Flandern/Burgund, Dänemark) und spricht im allgemeinen von „Herrschern“ statt von Fürsten, um von vornherein jene Souveräne zu bezeichnen, zu denen die Städte dauernde wirtschaftlich-politische Kontakte unterhielten, wozu „gewiß nicht der römisch-deutsche König“ (9) gezählt habe. Zeitlich erstreckt sich die Arbeit in Abhängigkeit von Quellenüberlieferung und Erscheinungsbild der hansischen Städtegruppe von der Mitte des 14. Jhs. bis zum Auftreten eines neuen Herrschertyps während der zweiten Hälfte des 15. Jhs. Im Mittelpunkt stehen die gegenseitige Bezeichnung und Anrede sowie das Zeremoniell und Privilegienrecht. Die Arbeit ist in drei Kapitel (Herrscher und Hansestädte im Spiegel der gegenseitigen Bezeichnung und Anrede, im personalen diplomatischen Verkehr, im schriftlichen diplomatischen Verkehr) und einen Exkurs (zum diplomatischen Verkehr zwischen dem wegen seiner politischen Struktur aus dem Rahmen fallenden Stadtstaat Groß-Novgorod und den Hansestädten) gegliedert worden. Angefügt ist ein nach Orten und Personen unterteiltes Register. – B. führt – nach eigenen Angaben – ein breites Spektrum an Formen vor, in denen sich die Kontakte der Hansestädte zu Herrschern und ihren Höfen vollzogen. Dabei sei es ihm weniger um die deutlich sichtbaren regionalen Unterschiede gegangen. „Diese waren von vornherein zu erwarten“ (319). Was zählt, sei die gemeinsame Tendenz, in die sich die Beziehungen zwischen Herrschern und Hansestädten in den verschiedenen Regionen entwickelten. Allein in diesem Punkt sei die auf die Hansestädte, speziell ihr diplomatisches Zentrum Lübeck ausgerichtete Materialbasis aussagekräftig. Vf. kommt zu dem Ergebnis: Zwischen der Stellung der hansischen Vertreter an den Fürstenhöfen im Westen Europas einerseits, im Norden und Osten andererseits treten signifikante Unterschiede zutage. Durchgehend hingegen wuchs die

Distanz zwischen den Fürsten und ihren städtischen Kontrahenten. Um 1460 wurden an die Interessenvertretung der Städte andere Anforderungen gestellt als hundert Jahre zuvor. In der älteren Zeit wurde die Ebene der Verständigung zwischen Königen und Städten vom Begriff der Gnade, des guten Willens, nicht aber vom Begriff des Rechts beherrscht. Im 15. Jh. war die herrscherliche Politik gegenüber den Städten mehr und mehr rechtsbetont; es genügte nicht mehr, um einen Gunsterweis des Königs zu bitten, sondern es galt, Begriffe und Sachverhalte auszulegen und Distinktionen zu treffen. Die weitgehende Entrückung des Königs aus dem Gesichtskreis der Städter veranlasste jene, ihre Bemühungen zu verstärken, unterhalb der Gipfelebene Anschluß an Hofkreise oder königliche Räte zu finden. Diese Aufgabe lag in den westlichen Ländern bei den Kontoren, deren Zuwachs an Personal und Qualifikation im 15. Jh. sich auf diese Weise erklärt. Den Handlungen von Hansestädten und Kontoren sei vielfach ein ausgesprochen traditionaler Charakter eigen gewesen. Auf die neuen Methoden des diplomatischen Verkehrs, auf einen juristisch fundierten Schrifteinsatz hätten sie sich nur zögernd eingestellt. „Hier sind keine Kräfte am Werk, die ihren angestammten Platz in der gesellschaftlichen und politischen Ordnung des Mittelalters von sich aus zu verlassen gedachten“ (324). Die Veränderung der Bedingungen für Herrscherkontakte und Interessenvertretung der Hansestädte im Ausland sei ausschließlich aus den jeweiligen politischen und höfischen Verhältnissen zu erklären. Der Wandel der Anrede, der Audienzform, der Argumentationsmuster seien Phänomene, die Veränderungen in der Umgebung und im Selbstverständnis des Fürsten anzeigen würden. Dem Autor ist klar, dass der Verzicht darauf, diese Zusammenhänge breiter darzustellen, den möglichen Erkenntnisgewinn für die allgemeine Geschichte reduziert, doch ist er der Überzeugung: „Die Tragfähigkeit der Aussagen für die Geschichte der hansischen Städtegruppe bleibt jedoch davon unberührt“ (9).

H. Böcker

Joachim Deeters, *Buchkunst im Hansekontor Brügge* (ZVLGA 84, 2004, 297–306), ermittelt durch Vergleich der Schmuckseiten im Flandrischen Kopiar Nr. 9 des Lübecker Stadtarchivs, des Prunkkopiars (Best. 81 Nr. 1) und der Rezeßsammlung (Best. 82 Nr. 1) im Kölner Stadtarchiv, die alle aus dem Kontor in Brügge stammen, Willem Vrelant aus Utrecht als Maler der Schmuckseiten (nach Vorbildern am burgundischen Hof). Vrelant, von 1454 bis 1481 in Brügge tätig, war an 46 Stundenbüchern und 31 weiteren illustrierten Werken beteiligt. Die Anlage der Brügger Amtsbücher fällt in die Zeit Gerhard Bruns aus Deventer, der von 1462 bis um 1500 als Kontorsekretär tätig war.

G. M.

Friedrich Ebel, *Unseren fruntlichen Grus zuvor. Deutsches Recht des Mittelalters im mittel- und osteuropäischen Raum. Kleine Schriften*, hg. von Andreas Fijal, Hans-Jörg Leuchte und Hans-Jochen Schiewer (Köln 2004, Böhlau Verlag, 515 S.). – „Unseren fruntlichen grus zuvor“ empfängt der Sammelband mit Aufsätzen Friedrich Ebels den Leser. Den „freundlichen Gruß“ schickten Ratsherren und Schöffen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Briefen ihrem Anliegen voraus. Um eines dieser Anliegen, nämlich um Urteilschelte und Rechtsauskunft bei Lübecker Ratsherren und Magdeburger Schöffen, kreist der vorliegende Band. E. hat sein Schaffen in den Dienst vor allem des Magdeburger Rechts gestellt. „Kleine Schriften“ der letzten 30 Jahre, insgesamt 21 Aufsätze, sind in diesem Band auf mehr auf 500 Seiten vereint und somit leicht



erreichbar. Sie vermitteln ein Bild der Forschungsleistung E.s und geben einen Überblick über „Deutsches Recht des Mittelalters im mittel- und osteuropäischen Raum“, so der Untertitel. Viele Aufsätze E.s finden ihren Ausgangspunkt in archivalischen Forschungen: *Die Spruchtätigkeit des Magdeburger Schöppenstuhls für Niedersachsen* (1981) und *Halve bord shrikket nicht* (1982) entwickeln ihre Fragestellung aus ungedruckten Quellen. Diese beiden Publikationen spiegeln seine zeitgleichen editorischen Arbeiten in den 1980er Jahren beispielsweise zu den Schöffensprüchen für Niedersachsen (1983) wider. – Die Edition von Rechtstexten bildet einen zweiten Schwerpunkt der Aufsätze des Bandes. Hervorzuheben sind *Ein Fragment eines kirchlichen Rechtsbuches* (1976), *Der Traktat ‚Von gewedde‘* (1982) sowie *Das lateinische lübische Recht in der schlesisch-polnischen Fassung des 13. Jahrhunderts* (1993, zusammen mit Renate Schelling). Die ausgewählten Aufsätze der letzten zehn Jahre sind hingegen – grosso modo – eher der Auswertung und Interpretation der früheren Quellenfunde gewidmet. Beispielhaft stehen dafür *Die Magdeburger Schöppen und die Politik* (1998), *Die Bedeutung deutschen Stadtrechts im Norden und Osten des mittelalterlichen Europa. Lübisches und Magdeburgisches Recht als Gegenstand von Kulturtransfer und Träger der Moderne* (2001, zusammen mit Renate Schelling) und „Des spreke wy vor eyne recht ...“ *Versuch über das Recht der Magdeburger Schöppen*. Der letztgenannte Beitrag bildet eine erstmals in diesem Band erschienene Synthese, in der Ebel sich den Grundlinien des Magdeburger Zivil-, Straf- wie Prozeßrechts nähert und den reizvollen wie seltenen Versuch unternimmt, dem Inhalt des Magdeburger Rechts nachzuspüren. E. interessiert sich auch für die Grenzen des deutschen Rechts und fragt nach dessen Verhältnis zum gelehrten, insbesondere zum kanonischen Recht. Diesem Spannungsverhältnis sind „*Statutum*“ und „*ius fori*“ *im deutschen Spätmittelalter* (1976) und *Die Magdeburger Schöppen und das Kirchenrecht* (1987) gewidmet. E.s Hauptthema, dem er sich immer wieder nähert und das er von verschiedenen Werten beleuchtet, ist also ein zentraler Punkt der ‚deutschen‘ Rechtsgeschichte. Zwei Grundtendenzen der im einzelnen so verschiedenen Aufsätze werden durch ihre Verbindung mit zwei Buchdeckeln deutlich. Zum einen wird das Bemühen E.s sichtbar, die Eigenarten des deutschen Rechts herauszuarbeiten und aufzuzeigen, daß die ‚Rationalität der Moderne‘ nicht nur dem römischen Recht zu verdanken ist. So sei „viel von dem, was als Konsiliartätigkeit bislang allzu monokausal auf italienische Vorbilder zurückgeführt wurde, [...] ganz unbeeinflusst hier schon vorhanden“ (84). Auch bei der Überwindung der Trennung von Richter und Urteiler sei „der gelehrte Prozeß [...] sicher nicht hinderlich gewesen“ (348), aber eben auch nicht allein ursächlich. Ein Verdienst E.s stellt es dar, die deutschen Entwicklungsstränge und Kräfte in der Mischung verschiedener Rechte im Spätmittelalter zu betonen. Zum anderen zeigt der Sammelband E.s Konzentration auf spätmittelalterliche Handschriften und Rechtssprüche. Historiographische Aspekte zum Magdeburger Recht sind nur vorsichtig angedeutet („verschiedene [...] ideologische [...] Vorverständnisse bis hin zur Propaganda“, 237). Auch das weite Feld der Ostforschung während der NS-Zeit beschäftigt E. nur am Rande (1992): „Ohne Qualitätsanspruch aufzugeben, gerät die Forschung in den dreißiger und vierziger Jahren in Rechtfertigungszwänge deutscher Ostsiedlungsideen (auf polnischer Seite geht dies übrigens mit umgekehrtem Vorzeichen ähnlich)“ (235). Die unter Historikern seit Mitte der 1980er Jahre teilweise heftig diskutierte Frage nach der Verbindung von Geschichtswissenschaft und NS-Staat scheint auf diese Weise doch allzu apodiktisch behandelt. Wenig glück-



lich erscheint auch die – nicht weiter kommentierte – Wendung, man habe von Magdeburg „gar als ‚Hauptstadt des deutschen Ostens‘ gesprochen“ (136). Die Bezeichnung, die der Archivar und Leiter des NS-Projektes „Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft“ 1937 gefunden hatte, war nicht nur Ehrenbezeichnung, sondern zugleich Programm: ‚Deutsch‘ war der Osten soweit das Magdeburger Recht im Mittelalter Verbreitung gefunden hatte. Insgesamt überwiegen bei der Interpretation der Verbreitung der Stadtrechte eher traditionelle Deutungsmuster. So versteht E. die Ausbreitung des Magdeburger Rechts „als bedeutendste Leistung kulturellen Transfers von der Elbe bis hin zum Dnjepr“ (236), „vom Abendland nach Osteuropa“ (234). Er schreibt so die „jahrhundertlange Erfolgsgeschichte des Lübischen Rechts“ (400) fort, die andere vor ihm begonnen haben.

S. Dusil

*Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff*, hg. von Peter Johanek und Franz-Joseph Post (Städteforschung A/61, Köln 2004, Böhlau, 180 S.). – Jede Wissenschaftsdisziplin konstruiere ihren eigenen Idealtypus von Stadt. Kultur- und epochenspezifische Vielfalt von Stadt erschweren es zudem, ein universales Verständnis von Stadt zugrunde zu legen. Ein erneutes Gespräch, „dessen Ziel nicht der einheitliche Stadtbegriff sein muß und es vielleicht auch nicht sein kann, das aber durch das Aufzeigen von Parallelen und Divergenzen Erkenntnisgewinn verspricht und damit ein besseres Verständnis für die Vielfalt von Stadt“ (VIII), ein transdisziplinärer Austausch über einen Stadttypus oder über ein spezifisch städtisches Phänomen waren folglich Ziel und Anlaß des Kuratoriums für vergleichende Städtegeschichte, seine 31. Frühjahrstagung vom 3.–5. April 2000 in Münster dem Thema „Vielerlei Städte – Der Stadtbegriff“ zu widmen. Der vorliegende Band dokumentiert die Beiträge dieser Tagung, bei der nicht verschiedene Städte, sondern die Stadtvorstellungen der verschiedenen Disziplinen im Mittelpunkt standen. Der Bogen der Beiträge reicht von der Alten Geschichte (P. Funke) über die Archäologie (H. Steuer) und die Geographie (A. Simms) bis zu literaturgeschichtlichen Reflexionen (K. Garber) von der Konstruktion mittelalterlicher Stadttypen (F. Irsigler) über die „small towns“ der Frühen Neuzeit (H. Th. Gräf) bis zu den „global cities“ der Gegenwart (F.-J. Post). Zwei der Beiträge sind der Ausbildung der europäischen Stadt und des europäischen Stadtbegriffs gewidmet (G. Dilcher, A. Heit); R. Kießling wählte die Perspektive vom Dorf auf die Stadt. Unter hansischem Aspekt sei hervorgehoben der Beitrag von Franz Irsigler, *Überlegungen zur Konstruktion und Interpretation mittelalterlicher Stadttypen* (107–119). Ein veritables Problem der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung ist danach die Konkurrenz von Typenbegriffen für ein und dieselbe Stadt. Eine wohl noch aus dem 15. Jh. stammende, personell und geographisch unbestimmte, aber vermutlich weit verbreitete Charakterisierung der wichtigsten Hansestädte bezeichne u. a. Lübeck als Kaufhaus, Hamburg als Bierhaus und Köln als Weinhaus der Hanse, mit einigem Recht – so I. –, wenngleich einseitig übertreibend und in keiner Weise den Gesamtcharakter der Städte treffend. Das sei auch nicht beabsichtigt worden, sondern es sollte in der Einheit der Hanse die Vielfalt der Produktions- und Handelsschwerpunkte deutlich gemacht werden, in der es auch noch ein Kornhaus (Danzig), ein Kupferhaus (Krakau) und ein Salzhaus (Lüneburg) gab. Nicht allein auf die vermeintlich objektiven Gegebenheiten, auf den Blickwinkel komme es ebenfalls an. I. fragt, wie die Städte mit expansiven Eliten beschaffen waren und welche Aktionsfelder den Eliten zur Verfügung standen, wobei sich sieben Felder

ergaben (ein Modell mit dem magischen Namen „Siebenstern“). Dem Idealtyp, in dem alle Aktionsfelder besetzt und alle möglichen Verknüpfungen vorhanden waren, kamen Exportgewerbe- und Fernhandelsstädte mit ausgeprägten Bankfunktionen am nächsten. Aus Zahl und Zusammensetzung der Aktionsfelder ließen sich eine Vielzahl von Stadttypen einerseits, Elitegruppen andererseits ableiten; verfeinern könne man das Modell durch Einfügung gradueller Unterschiede (z. B. für Fernhandel – Regionalhandel – Lokalhandel; für Exportgewerbe, ortsbezogenes Gewerbe; usw.) – Hgg. selbst räumen ein, dass nicht wenige Desiderate bleiben. Diese beträfen vor allem jene Wissenschaftsdisziplinen, die sich mit den Städten außereuropäischer Kulturen befassen. Ebenso fehlten originär soziologische oder stadtplanerische Beiträge. Auch fänden die Erkenntnisse der Kunstgeschichte zur Stadt und ihrer Wahrnehmung keine ausreichende Berücksichtigung. „Schließlich fehlt – wenig überraschend – der große integrierende Entwurf.“ (IX). H. Böcker

*Sondergemeinden und Sonderbezirke in der Stadt der Vormoderne*, hg. von Peter Johanek (Städteforschung A/59, Köln 2004, Böhlau, X, 201 S., 4 Abb.). – Die Frühjahrstagung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster widmete sich 1996 der Frage nach dem Verhältnis von städtischer Gesamtgemeinde und den innerhalb der Städte vorhandenen bzw. sich bildenden „Sonderrechtsgemeinschaften“ und „Sonderbezirken“ und nahm sich damit eines Themas an, das der Gründer des Instituts, Heinz Stoob († 1997), noch selbst angeregt hatte. Der größte Teil der damals gehaltenen Vorträge liegt nun in gedruckter Form vor. An dieser Stelle ist vor allem auf folgende Beiträge aufmerksam zu machen: Manfred Groten, *Entstehung und Frühzeit der Kölner Sondergemeinden* (53–77), sucht eine Antwort auf die Frage nach dem „relativen Alter von kirchlichem Pfarrsprengel und bürgerlicher Sondergemeinde“ (55). Die in Anlehnung an städtische Kirchspiele entstandenen Sondergemeinden waren im 12. Jh. anerkannte Organe der bürgerlichen Selbstverwaltung, an deren Spitze jährlich wechselnde Meister/Amtleute standen und die in der Frühzeit in der Hauptsache mit der Führung der Schreinskarten bzw. der Schreinsbücher befaßt waren und damit die Funktion von städtischen „Grundbuchämtern“ wahrnahmen. G. kommt zu dem Ergebnis, daß die Sondergemeinden zu Beginn des 12. Jhs., vermutlich um 1106 entstanden sind, als die in der Auseinandersetzung zwischen Heinrich IV. und seinem Sohn Heinrich V. auf der Seite des Kaisers stehende Stadt diesen in die Stadt einließ, und durch Befestigungsarbeiten, Wachdienst, Leistungen zur Sicherstellung der Versorgung u.a.m. erhebliche Belastungen zu tragen hatte, die, so G., mit den „alltäglichen Instrumenten kaum zu bewältigen (waren). In dieser Situation könnten die Kirchspiele entstanden sein“ (74). Ob damit die Kirchspiele die ältesten bürgerlichen Selbstverwaltungsorgane in Köln waren, älter als die Richerzeche, läßt sich nicht entscheiden; ebensowenig läßt sich feststellen, wann die Sondergemeinden die im 13. Jh. bezeugte Niedergerichtsbarkeit erworben haben. – Die Kölner Sondergemeinden sind auch Gegenstand des Aufsatzes von Wolfgang Herborn, *Zur personellen Verflechtung von Gesamtgemeinde und Sondergemeinden im spätmittelalterlichen Köln* (79–101). Auf der Grundlage der noch unveröffentlichten, in einzelnen Kirchspielen seit dem 13. Jh. geführten Amtleutelisten der Sondergemeinden – eine entsprechende Edition wird von H. vorbereitet – fragt er nach der Präsenz patrizischer und nicht-patrizischer Familien in den Amtleutegremien und in den gesamtstädtischen Selbstverwaltungsgremien. Dabei untersucht er den Zeitraum von ca. 1370 bis 1450, wobei das Jahr 1396 mit dem Sturz

der Geschlechterherrschaft und der neuen Ratsverfassung eine wichtige Zäsur markiert. Ungeachtet einiger Schwierigkeiten bei der Identifizierung mancher, in den Listen genannter Personen, zeigt sich, daß der anfangs hohe Anteil an patrizischen Familien in den Amtleutegremien schon vor 1396 tendenziell rückläufig war, während der Anteil der nicht-patrizischen Familien zwischen 1370 und 1390 um rund 11 % anstieg. In dieser Entwicklung sieht H. einen möglichen Grund dafür, daß die „Revolution“ von 1396 einen so unspektakulären Verlauf nahm. Nach 1396 ging der Anteil der alten patrizischen Familien am (neuen) Rat spürbar zurück; in den Amtleutegremien konnten sie sich dagegen zunächst noch vergleichsweise gut behaupten, doch hielt auch hier der Abwärtstrend an. H. hebt hervor, daß diese Entwicklung in den einzelnen Kirchspielen sehr unterschiedlich verlaufen konnte, ohne daß sich dafür beim gegenwärtigen Forschungsstand eine schlüssige Begründung geben ließe. Darüber hinaus zeigt sich, daß die wichtigsten städtischen Ämter, das Bürgermeister- und das Rentmeisteramt, nach 1396 fast ausnahmslos mit Angehörigen der vier Kaufleutegaffeln besetzt wurden und daß jene zugleich als Amtleute in einem oder mehreren Amtleutegremien präsent waren. – „*Sondergemeinden*“, *Fremde und städtische Identität. Norwich im Wandel der Zeiten* hat Bärbel Brodt ihren Beitrag überschrieben (103–123), in dem sie die „Gründe für die Ansiedlung von Fremden und Sondergemeinden in Norwich, die Dauer ihres Aufenthaltes, die zahlenmäßige Zusammensetzung, die rechtliche Stellung dieser Gruppen in der Stadt und ... im Rahmen der landesweiten königlichen Gesetzgebung“ (106) darlegen will; darüber hinaus soll nach der „Integration oder ... Ausgliederung dieser Gruppen im Rahmen des urbanen Sozialgefüges“ (ebd.) gefragt werden. Dabei stellt Vf.in fest, daß der Begriff der „Sondergemeinde“ problematisch sei und möchte ihn deshalb durch den Begriff „Sondergruppe“ ersetzen. Zu den Sondergruppen zählt sie nacheinander die dänischen Eroberer im 9. Jh., denen Norwich „seine städtische Existenz ... verdankt“ (109), die normannischen Eroberer des 11. Jhs., die seit 1144 quellenmäßig in Norwich bezeugten Juden, die bis zu ihrer Vertreibung 1290 massiven Repressalien ausgesetzt waren, und die im 16. Jh. aus den Niederlanden zugewanderten Glaubensflüchtlinge, die wertvolle Erfahrungen in der Herstellung der „new draperies“ mitbrachten, denen deshalb bestimmte wirtschaftliche und kirchlich-religiöse Sonderrechte zugestanden wurden und die trotz zeitweiliger Widerstände in die städtische Bevölkerung integriert wurden. – Leszek Belzyt, „*Sondergemeinden*“ in *Städten Ostmitteleuropas im 15. und 16. Jahrhundert, am Beispiel von Prag, Krakau und Lemberg* (165–172), beschreibt – namentlich für das 16. und 17. Jh. – das Nebeneinander von Personengruppen, die sich nach Herkunft und Sprache, Religion und ständischer Stellung voneinander unterschieden, die mit verschiedenen Sonderrechten ausgestattet waren und insofern „Sondergemeinden“ in den behandelten Städten bildeten. – Wenigstens erwähnt seien auch die Aufsätze von Helmut Flachen-ecker, *Kirchliche Immunitätsbezirke – Fremdkörper in der Stadt?* (1–28), der anhand süddeutscher Beispiele das spannungsreiche Verhältnis zwischen den geistlichen Immunitäten und der bürgerlichen Kommune beschreibt und dabei auch auf die Situation katholischer Immunitäten in protestantischen Reichsstädten im 16., 17. und 18. Jh. eingeht, und Christoph Cluse, *Die mittelalterliche jüdische Gemeinde als „Sondergemeinde“ – eine Skizze* (29–51), der der Frage nachgeht, inwieweit die jüdischen Gemeinden als „Sondergemeinden“ in den mittelalterlichen Städten verstanden werden können. Vf. kommt zu dem Ergebnis, daß die jüdischen Gemeinden des hohen Mittelalters in „Analogie zu christlichen Gilden“

(51) beschrieben werden können (wobei letztere dann allerdings nicht als „conjuraciones“ zu verstehen wären) und daß die Rolle als Kultgemeinschaft der Ausgangspunkt der Gemeindebildung war. Als „Sondergemeinden“ mit einer „komplementären Verleihung von Mitgliedschaft(en), eine(m) subsidiären Gerichtswesen und einer weitgehenden Kulturautonomie“ (ebd.) können sie seit dem 13. Jh. angesprochen werden. – Auch wenn nicht alle Referenten der Tagung von 1996 ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben und mancher Aspekt des komplexen Themenfeldes deshalb nicht zur Sprache kommt, ist doch ein sehr anregender Band entstanden, der geeignet ist, der Forschung neue Impulse zu geben. V. H.

*Klöster und monastische Kultur in Hansestädten*, hg. von Manfred Schneider (Stralsunder Beiträge zur Archäologie, Geschichte, Kunst und Volkskunde in Vorpommern 4, Rahden/Westf. 2003, Verlag Marie Leidorf, 386 S.). – Die Beiträge dieses gewichtigen Sammelbandes gehen auf eine Tagung 2001 in Stralsund zurück und umfassen einerseits das engere Hansegebiet an der südlichen Ostseeküste von Schleswig über Lübeck, Mecklenburg und Pommern bis nach Danzig, andererseits greifen sie geographisch z. T. weit darüber hinaus; so finden sich auch Beiträge über Brandenburg/Havel, das Mittelelbe-Saale-Gebiet, Soest, Dalheim sowie Südwestdeutschland bis nach Bern. Christian Radtke betrachtet *Das Graukloster in Schleswig: Königspfalz – Franziskanerkloster – Armenhaus – Rathaus* (3–14) und Edgar Ring *Klöster und Klosterhöfe in Lüneburg* (15–25). Drei Beiträge behandeln zwei Lübecker Klöster: Doris Mührenberg, *‘... und alsbald auf die wüste Stäte ein herrliches Kloster zu bauen ...’ oder wie aus der Lübecker Burg das Maria-Magdalenen-Kloster wurde* (27–40), Ursula Radis, *Ergebnisse der neuesten archäologischen Untersuchungen auf dem Gelände des ehemaligen Dominikanerklosters zu Lübeck* (41–56), Manfred Gläser, *Das Lübecker St. Johannis-Kloster vom 12. bis zum 16. Jahrhundert* (57–68). Fünf Aufsätze befassen sich mit unterschiedlichen Aspekten von Klöstern in mecklenburgischen Städten: Rita Gralow, *Klöster und Klosterhöfe in Wismar* (69–80), Ralf Mulsow, *Forschungsstand zu den monastischen Einrichtungen in der Hansestadt Rostock* (81–90), Gabi Raskop, *Klarissenkloster Ribnitz. Die Funde aus den Fußbodenhohlräumen des Nonnengestühls* (269–276), Julian Wiethold, *‘Nonnenstaub’. Pflanzenreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus dem Fußbodenhohlraum unter dem Nonnengestühl des Klarissenklosters von Ribnitz* (277–288), Rainer Szczesiak, *Die Gründungsbauten des Neubrandenburger Franziskanerklosters* (335–344). Der Raum Pommern ist am umfangreichsten vertreten: Gunnar Möller, *Zur Topographie der Klosteranlagen in der Hansestadt Stralsund* (91–102), Claudia Hoffmann, *Stralsund und die Reformation. Auswirkungen auf die Klöster der Stadt* (103–120), Doris Bulach, *Die Stadthöfe der Zisterzienserklöster Eldena, Neuenkamp und Hiddensee in Stralsund, Greifswald, Goldberg und Plau: ihre Funktion und Bedeutung* (121–138), Andreas Niemeck, *Kloster und Stadt. Die personell-sozialen Beziehungen zwischen den Zisterzienserklöstern Neuenkamp und Hiddensee und der Stadt Stralsund* (139–145), Stefan Fassbinder, *Vom Kloster zum Museum. 750 Jahre Geschichte zwischen Mühlenstraße und Stadtmauer in Greifswald* (157–164, d. i. das Franziskanerkloster ‚Graues Kloster‘), Haik Thomas Porada, *Die pommerschen Klöster und Stifte als Nutznießer von Fischereiberechtigungen auf dem Stettiner Haff und seinen Nebengewässern vor und nach der Reformation* (165–184), Ders., *Die Baulichkeiten und Liegenschaften des Augustiner-Eremiten-*

ten-Klosters sowie der Stadthöfe des Zisterzienserklosters Stolpe an der Peene (‚genannt der Tempel‘) und des Prämonstratenserklosters Pudagla (‚die Papen-Collatie‘) in Anklam zwischen Reformation und ausgehender Schwedenzeit (185–204), Ewa Gwiazdowska, *Darstellungen der Klosteranlagen in der Ikonographie Stettins vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (205–224), Michael Lis-sok, *Die Bemühungen zur Rettung und Erhaltung von Bauten der Bettelorden in den Städten Pommerns während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts* (253–268). Weitere zwei Beiträge betreffen Danzig: Zbigniew Massowa, *Das Franziskanerkloster und Nationalmuseum zu Danzig* (225–238), Krzysztof Maziej Kowalski, *Die epigraphischen Denkmäler in Klosterkirchen Danzigs des Mittelalters und der Neuzeit* (239–252). Aus dem geographischen Rahmen fallen dann etwas die Beiträge von Bernhard Thiemann, *Die Klöster der Stadt Soest* (297–311) und von Joachim Müller, *Klöster und Stifte der Stadt Brandenburg* (313–334) sowie von Michael Stock über Stadtklöster im Mittelelbe-Saale-Gebiet. Weitere Beiträge handeln über das westfälische Klostermuseum Dahlem sowie Frömmigkeit im Spiegel archäologischer Funde und die Randlage von Bettelordensklöstern in Südwestdeutschland. Die Beiträge dieses Sammelbandes beleuchten die Geschichte von Klöstern und Orden in einem Teil des Hanseraums in historischer, baugeschichtlicher, archäologischer und theologischer Sicht. Der reich bebilderte und zusätzlich mit Karten und Zeichnungen versehene Band zeigt die Vielfalt der Bedeutung von Klöstern für die städtische Wirtschaft im Mittelalter, ihre Rolle in der Stadtopographie und ihre Baugeschichte, ihren Einfluss auf das Stadt-Land-Verhältnis und ihren Funktionswandel im Lauf der Zeit. O. P.

*Städtesystem und Urbanisierung im Ostseeraum in der Frühen Neuzeit. Wirtschaft, Baukultur und Historische Informationssysteme. Beiträge des wissenschaftlichen Kolloquiums in Wismar vom 4. und 5. September 2003*, hg. von Frank Braun und Stefan Kroll (Münster 2004, LIT-Verlag, 334 S.). – Einführend gibt Kersten Krüger einen Überblick über *Die Idealstadt der frühen Neuzeit, insbesondere in Nordeuropa* (11–47), deren Planungen bei der Anlage neuer Städte wie beim Ausbau vorhandener eine Rolle spielten. Sven Lilja betrachtet *Scandinavian Urban Developments c. 1500–1800* (48–87), insbesondere aufgrund von quantitativen Daten regionale Städtesysteme und die Grundlinien des Urbanisierungsprozesses und schließt: „The region remained a multicultural, politically fragmented and relatively unintegrated urban region“. Edward Włodarczyk weist allgemein auf *Probleme der Forschung zur Geschichte der pommerschen Städte im 19. und 20. Jahrhundert* (88–110) hin, versucht eine Typologisierung der Städte und geht auf die unterschiedliche Bedeutung der Benennung Pommerns im Deutschen und Polnischen ein. Katrin Möller, *Leben und Arbeiten in Stettin um 1700* (111–134), wertet die Landesaufnahme von Schwedisch-Pommern vor allem aus den Jahren 1706 bis 1709 hinsichtlich der Erwerbsstruktur der Stadt mit interessanten Erkenntnissen aus, die nach Abschluss ihres Projekts einen Vergleich mit den Ergebnissen aus Stralsund ermöglichen sollen (vgl. Kroll/Pápay, HGBll. 122, 2004, 201). Insbesondere baugeschichtlichen Aspekten widmen sich die folgenden Beiträge: Claudia Hacker und Ernst Münch, *Wismar im 17. und 18. Jahrhundert. Kontinuität und Wandel von der späten Hanse über die Schwedenzeit bis zur Rückkehr nach Mecklenburg* (135–156); Frank Braun, Britta Schulz, Matthias Westphal, *Die Bautätigkeit in Wismar im 17. Jahrhundert* (157–172); Sigrid Wrobel, *Dendrochronologie: Datierung und Herkunft von Bauholz*

in der Hansestadt Wismar (173–183); Felix Schönrock, *Untersuchungen zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Greifswald während des 18. Jahrhunderts anhand schriftlichen Quellenmaterials. Ein Arbeitsbericht* (184–221). Zugang zu Quellen und neuesten Forschungen zur dänischen Stadtgeschichte bzw. Daten zu schwedischen Städten im Internet werden in zwei weiteren Beiträgen vorgestellt: Søren Bitsch Christensen, *The Digital Town Gate. A digitization and web approach to the study and presentation of the early modern Danish urban system* (222–262); Lars Nilsson, *CyberCity. Svenska städer på Internet. Presentation af en websida/Schwedische Städte im Internet. Vorstellung einer Website* (263–280/281–293). Stefan Kroll und Karsten Labahn weisen auf *Die ‚niederländischen Sundregister‘ als Quelle für den Fernhandel der Hafenstädte des Ostseeraums während des 18. Jahrhunderts* (294–312) hin. Verglichen mit den dänischen Sundzolllisten sind diese in den Jahren 1714 bis 1766 von niederländischen Gesandten im Auftrag der Generalstaaten in Helsingør erstellten Listen über die Schiffe, die den Sund passierten, weniger detailliert, erlauben aber gerade deshalb einen rascheren Zugang und eine bequemere Bearbeitung. Abschließend erläutern Ernst Münch und Gyula Pápay, *Das Historische Informationssystem ‚Rostock um 1600‘. Nutzen und Anwendungsmöglichkeiten* (313–328), dessen Datenbasis auf dem Rostocker Grundregister beruht (vgl. HGBll. 119, 2001, 272) und das – vergleichbar mit Stralsund um 1700 (vgl. HGBll. 122, 2004, 201) – Daten zur Grundstücks-, Bau- und Berufsstruktur der Stadt liefert. Die Daten zu den beiden letztgenannten Beiträgen sind auf einer CD dem Band beigelegt. O. P.

Der Sammelband *Preußen und Livland zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Staat – Gesellschaft – Kultur*, hg. von Bogusław Dybaś und Dariusz Makieła (Prusy i Inflanty między średniowieczem a nowożytnością. Państwo – społeczeństwo – kultura, Toruń 2003, Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 216 S.), enthält die Ergebnisse einer Tagung, die anlässlich des 80. Geburtstages des Thorner Historikers Marian Biskup veranstaltet wurde. Von den 17 Beiträgen beziehen sich einige auf Hanse- und Städtegeschichte. Das gilt besonders für den Beitrag von Ilgvars Misāns, *Riga, Dorpat und Reval im Spannungsfeld zwischen den wendischen und preußischen Städten vom Ende des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts* (29–43), der interessante Betrachtungen über Handelsinteressen und der Haltung der livländischen Städten im Rahmen der Hanse bringt. Zur Frage der Hexenverfolgung im Ostseeraum liefert der Beitrag von Jacek Wijaczka, *Hexereiprozesse vor dem Stadt- und Woiewodengericht in Schöneck am Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Procesy o czary przed sądami miejskim i wojewodzińskim w Skarszewach w końcu XVII i w pierwszej połowie XVIII wieku, 81–96), neue, gut fundierte Feststellungen. Włodzimierz Zientara beantwortet in seinem Beitrag *Das Bild der preußischen Städte in Reiseberichten des 17. Jahrhunderts* (Obraz miast pruskich w opisach podróży XVII wieku, 97–104), die Frage, wie Danzig und Elbing vor dem Hintergrund Polens von den Reisenden wahrgenommen wurden. Der Beitrag von Edmund Kizik, *Geschenke in der Politik des Danziger Rates im 17. und 18. Jahrhundert* (Prezenty w polityce Gdańska w XVII-XVIII wieku, 105–116), liefert interessante Erkenntnisse zu Werkzeugen der städtischen Diplomatie und zum öffentlichen Zeremoniell in den Städten des Ostseeraumes. Den Band schließt ein *Schlußwort* (209–213) von Udo Arnold ab.

R. Cz.



*Klaus Störtebeker. Ein Mythos wird entschlüsselt*, hg. von Ralf Wiechmann, Günter Bräuer und Klaus Püschel (München 2003, Wilhelm Fink Verlag, 232 S., zahlreiche Abb., 25 Farbtafeln im Anhang). – Die zwei, 1878 bei Erdarbeiten auf dem Grasbrook entdeckten, heute im Museum für Hamburgische Geschichte aufbewahrten menschlichen Schädel sind seit jeher für die Schädel hingerichteter Piraten gehalten worden, wobei der besser erhaltene als der Kopf Störtebekers „identifiziert“ wurde, ohne daß es dafür allerdings irgendeinen Anhaltspunkt gegeben hätte. In den Jahren 2000 und 2001 sind die beiden Schädel nun auf Initiative von Ralf Wiechmann mit Hilfe naturwissenschaftlicher Methoden (C14-Methode, Computertomographie, Endoskopie, Rasterelektronenmikroskopie, Atomabsorptionsspektroskopie) gründlich untersucht worden; dabei ging es hauptsächlich um die Fragen nach dem Alter der Schädel sowie dem Geschlecht und dem Lebensalter der verurteilten Personen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden im vorliegenden Band vorgestellt. Einleitend berichtet Jörgen Bracker, *Klaus Störtebeker – Nur einer von ihnen. Die Geschichte der Vitalienbrüder* (9–59), über das Seeräuber(un)wesen im Ost- und Nordseeraum im letzten Drittel des 14. Jhs. auf dem Hintergrund der politischen Verhältnisse in Skandinavien und in Friesland, wobei er ausführlicher auch auf die Organisation und die Finanzierung des Kampfes der Hanse gegen die Vitalienser eingeht, deren bruderschaftlichen Charakter er hervorhebt. Rainer Postel, *Der Pirat, der Volksheld und der Kopf unter dem Arm* (61–77), gibt einen knappen, aber informativen Überblick über die bald nach der Hinrichtung Störtebekers einsetzende Legenden- und Mythenbildung. Ralf Wiechmann, Eilin Einfeldt und Klaus Püschel, „... man soll ihnen ihre Köpfe abschlagen und sie auf einen Stock nageln“ – *Die Piratenschädel vom Grasbrook* (79–118), erörtern die Rolle des Grasbrook als Hamburger Richtstätte, den gerichtlichen Umgang mit Seeräubern (von den zwischen 1390 und 1600 in Hamburg hingerichteten Personen sind drei Viertel wegen Seeräuberei enthauptet worden) und gehen außerdem auf die Ursprünge und die Bedeutung des Pfählens und Nagelns ein. Die nachfolgenden Beiträge befassen sich mit den eingangs angesprochenen Fragen. Sieht man von geringfügigen Abweichungen bei den Untersuchungsergebnissen ab, dann läßt sich folgendes feststellen: Der sog. „Störtebeker-Schädel“ stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Zeit zwischen 1380 und 1450, der zweite ist etwas älter (zwischen 1340 und 1400), könnte damit aber auch noch in die Störtebeker-Zeit gehören. In beiden Fällen handelt es sich um die Schädel von Männern, die zum Zeitpunkt der Hinrichtung Mitte 20 bis Anfang/Mitte 30 bzw. Mitte 30 bis 40 Jahre alt waren. Paläopathologische Untersuchungen (Michael Schultz, *Lasst Knochen sprechen – Was man über Krankheiten und Verletzungen der Piraten noch sagen kann*, 159–185) zeigen, daß beide Personen Hiebverletzungen (verbunden mit Entzündungen der Wunden) erlitten hatten, und daß der Ältere der beiden möglicherweise an einer Hirnhautentzündung erkrankt war. Die Untersuchungen an den beiden Schädeln sollen fortgesetzt werden; u. a. ist eine DNA-Analyse geplant, mit deren Hilfe ggf. Fragen nach der Abstammung der Seeräuber geklärt werden könnten.

V. H.

Rainer Haas, *Exportgut: Evangelium. Reformatorische Literatur aus Deutschland [und Nachbarländern] in englischen Ketzerprozessen und Listen verbotener Bücher 1526–1546* (Nordhausen 2004, Traugott Bautz, 207 S.). – Das Thema Bücherschmuggel wird in der Forschung zur europäischen Geschichte des 16. Jhs.



immer wieder erwähnt, jedoch fehlen eingehendere Untersuchungen dazu. Einen Einblick in den illegalen Import verbotener theologischer Literatur nach England gibt die Quellensammlung von Rainer Haas. Auf der Grundlage von englischen Ketzerprotokollen und Listen verbotener Bücher hat er einen nach Autoren geordneten Katalog verbotener theologischer Literatur zusammengestellt, der alle auffindbaren bibliografischen Daten zu den einzelnen in den englischen Quellen genannten Werken enthält – leider erschweren das unruhige Lay-out und das typografische Durcheinander dessen Lektüre sehr. Bedauerlich ist zudem, dass Vf. auf die Auswertung seines Katalogs, abgesehen von einer kurzen Einführung ohne belegende Anmerkungen, verzichtet hat. Dabei geben z. B. die von ihm genannten Druckorte Informationen über die Intensität der Produktion theologischer Literatur in den verschiedenen Regionen Mitteleuropas: Die meisten Werke sind im süddeutschen Raum, vor allem in Straßburg, Basel oder Nürnberg gedruckt worden. Nördlich davon werden häufiger Wittenberg als Zentrum der lutherischen Reformation sowie Marburg genannt, südlich die Schweizer Reformationszentren Zürich und Genf. Norddeutschland bzw. der Hanseraum tauchen hingegen nur sehr selten auf: Magdeburg und Münster einmal, Lübeck und Wesel zweimal sowie Emden vier Mal. Nur Köln wird mit neun Erwähnungen häufiger genannt. Wichtigster Druckort im Küstenbereich der Nordsee war Antwerpen, das allein viel öfter erwähnt wird als die norddeutschen Städte. Die häufige Nennung süddeutscher Druckorte spricht für die These von Bernd Möller, dass die Städte dieses Bereichs schon in vorreformatorischer Zeit weit stärker Zentren humanistischer Bildung und Kultur waren als die norddeutschen, so dass sich dort nicht nur die Reformation, sondern auch das Druckwesen stärker entfalten konnte als im Hansebereich. Wenn man über mögliche Vertriebswege dieser Literatur nachdenkt, so ist der Transport rheinabwärts zu den niederländischen Nordseehäfen wahrscheinlicher als der Export über Hansehäfen. Insofern dürfte der Bücherschmuggel aus dem Hansebereich nach England keinen großen Umfang gehabt haben. H. selbst verweist gemäß den „Letters and Papers, Foreign and Domestic, of the Reign of Henry VIII.“ auf den Hansekaufmann Hans Bellendorpe, der 1524 oder 1525 vier Bücher von Luther eingeführt haben soll, und auch die Hanserezeesse verzeichnen eine Durchsuchung des Stalhofes 1526 wegen der Einfuhr lutheranischer Bücher (HR III, 9, 260). Dies sind jedoch die einzigen Hinweise überhaupt, die Hansekaufleute mit der illegalen Einfuhr von Büchern nach England in Verbindung bringen.

C. Veltmann

Auf der Grundlage von 600 1998 veröffentlichten Briefen des Flensburger Kaufmanns Christian Dethleffsen aus den Jahren 1775–1792 skizziert Maria Bogucka *Die Welt eines Ostsee-Kaufmanns* (Świat bałtyckiego kupca, in: Od liryki do retoryki. W kręgu słowa, literatury i kultury [Von der Lyrik zur Rhetorik. Rund um Wort, Literatur und Kultur], Festschrift für die Professoren Jadwiga und Edmund Kotarski, Redaktion Irena Kadulska und Radosław Grzeškowiak, Gdańsk 2004, 17–22). Der Großvater des Christian Dethleffsen war Bauer, sein Vater zog in die Stadt und wurde Schiffer, Christian selbst gründete eine Handelsfirma, die rasch expandierte, kaufte Waren im Umland auf und exportierte sie vor allem nach Kopenhagen, wo er eine Geschäftspartnerschaft mit Johann Cramer einging, an den ein Großteil der Briefe Dethleffsens gerichtet war, er knüpfte weitreichende Beziehungen und war an Schiffbau und Kreditwesen beteiligt. B. ist vor allem an der Mentalität und Kultur des Kaufmanns interessiert. Über seine

Bildung ist nichts bekannt; sie dürfte sich auf eine Elementarschule in Flensburg beschränkt haben, was auch die Sprache und unzulängliche Orthographie seiner Briefe vermuten läßt. Aus den überlieferten Zeugnissen gehen sehr enge Bindungen zur Verwandtschaft und zu (Geschäfts-)Freunden, ein etwas naives, unerschütterliches Gottvertrauen, auch eine Gottergebenheit hervor. Höhere geistige Interessen und Beschäftigungen sind nicht nachweisbar. B. verweist darauf, daß in Flensburg provinzielle Verhältnisse herrschten. Immerhin: ein Sohn Dethleffsens wurde Pastor, und dieser heiratete eine Tochter aus der angesehenen Kaufmannsfamilie von der Pahlen.

H. W.

Der Beitrag *Der Verkehr im Umfeld der Oberzentren Bremen und Riga um 1300 im Vergleich – Die Auswirkungen naturräumlicher Bedingungen* von Raoul Zühlke (ZfO 53, 2004, 475–503) hängt zweifellos mit der Dissertation des Autors „Stadt – Land – Fluß. Bremen und Riga. Zwei mittelalterliche Metropolen im Vergleich“ (vgl. HGBll. 121, 2003, 199f.) zusammen, hier offenbar ausgerichtet auf den Verkehr unter den naturräumlichen Bedingungen. Dementsprechend geht Vf. zunächst auf die Lage der beiden „Oberzentren“ in ihrem Umland ein, für Bremen recht ausführlich. Die „Mehrkernigkeit“ von Bremen wird hervorgehoben, es wird aber nicht auf die historische Tiefe der Aussage eingegangen – der Zustand um 1300 ist gefragt. Es wird festgestellt, „daß Bremen eigentlich nicht an einer verkehrstechnisch günstigen Stelle entstanden ist, aber sehr wohl in einem insgesamt benachteiligten Raum an einer Schlüsselstelle gelegen hat“ (478). Die Stadtrechtsentwicklung beider Städte wird berücksichtigt, ohne daß alle Zusammenhänge deutlich werden. Gelegentlich tauchen in der Zusammenfassung von Abschnitten Elemente auf, die in der Ausführung gar nicht erwähnt sind. Im Hauptteil geht Vf. auf das „Wege- und Verkehrsnetz im Umfeld beider Oberzentren“ ein. Bei Bremen steht die Weser im Vordergrund, die ursprüngliche Gestalt der Wesermündung, die große Bedeutung der Unterweser, die Stellung zu den Friesen. Den Landstraßen wird nur oberhalb Bremens Bedeutung zugemessen; die durch die Teilnahme am Smolensker Vertrag von 1229 aufscheinende Verbindung Groningen-Bremen-Lübeck-Riga bleibt unerwähnt. Etwas bedenklich erscheint die Auszählung der auf Geschichtskarten berücksichtigten Straßen, um die Verkehrsbedeutung Bremens festzustellen, ebenso die Berufung auf die Eintragung in einer Geschichtskarte, um Warenlieferanten an der Düna zu belegen. Bei Riga spielen laut Vf. für den Verkehr nur die Ostsee und die Düna eine Rolle. Die erstmals zu 1201 in einer Novgoroder Chronik ausdrücklich erwähnte Landstraßenverbindung Riga-Pleskau-Novgorod bleibt ungenannt (man vermißt in den Literaturnachweisen die noch immer brauchbare „Deutsch-Russische Handelsgeschichte des Mittelalters“ von Leopold Karl Goetz, Lübeck 1922). Natürlich spielte Reval im Novgorodhandel eine größere Bedeutung als Riga; trotzdem ist es unberechtigt zu sagen, eine „Ausrichtung Rigas auf Novgorod“ sei „nicht festzustellen“ (500). Am Schluß fragt Vf., ob „Bremen und Riga eine gemeinsame Verkehrstypologie“ aufzuweisen hätten. Die unterschiedlichen Ausgangslagen werden in ungewöhnlicher Weise gegenübergestellt: Bremen eine „natürlich gewachsene Siedlung“, mehrkernig, „Riga hingegen ist das steingewordene Symbol einer Niederlage: Aus dem ungleich günstiger gelegenen Bischofssitz Üxküll wurden die deutschen Eindringlinge zunächst auf die Stellung bei Riga zurückgeworfen, die dann [...] Ausgangspunkt für die am Ende erfolgreiche Eroberung Livlands wurde“ (501). Der für die Erschließung Livlands so wichtige deutsche Kaufmann findet hier keinerlei Er-

währung. Später wurden die für den hansischen Handel notwendigen „Strukturmerkmale [...] in beiden Orten synchron vollzogen“, wobei „die Merkmale, nicht die Strukturen“ gleich waren. Die Lage am Fluß und zur See war in beiden Fällen gegeben, Bremen besaß „zusätzlich die Option ‚Straße‘“. Vf. überlegt, ob im Westen Straßenverkehr „insgesamt üblicher“ gewesen sei, wehrt sich aber zugleich gegen die Meinung, in Osteuropa habe es eine schlechtere Infrastruktur gegeben als in Westeuropa. Die Schlußfolgerung lautet, daß Bremen und Riga sich verkehrstypologisch immerhin „in mancher Hinsicht ähnlicher waren, als man dies aufgrund der weit auseinanderliegenden Standorte mit ihren stark voneinander abweichenden naturräumlichen Umfeldern hätte erwarten können“ (502). Manche Aussagen sind unbefriedigend; vielleicht liegt dies auch an der Verkürzung der Argumentation im knappen Beitrag.

H. W.

Maria Bogucka, *Woman in the World of Knights* (APolHist. 90, 2004, 21–50), erörtert die Möglichkeiten, die Frauen zur Erreichung einer gehobeneren Rolle in der Gesellschaft offen standen. Angesichts der allgemein schlechten rechtlichen Voraussetzungen waren diese Möglichkeiten gering, sie waren am besten in den höheren und höchsten Kreisen – in den Herrscherfamilien, wozu B. Beispiele anführen kann –, auch bei Frauen mit besonderen Begabungen und Neigungen wie bei Mystikerinnen (Birgitta von Schweden, Dorothea von Montau) und Häretikerinnen, in Bereichen, wo die übliche Unterordnung der Frau nicht galt. B. kann aber auch eine gehobene Rolle von Frauen in Städten anführen, etwa im Wirtschaftsleben, so in Köln und in den Niederlanden, aber auch anderswo. Die Verhältnisse waren zeitlich und regional oder örtlich verschieden. B. hebt hervor, daß für die Rolle der Frau die Stellung ihrer Familie eine wichtige Bedeutung besaß.

H. W.

Das „Institut für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften“ in Warschau und die Universität Konstanz zeichnen als institutionelle Herausgeber des Sammelbandes *On the Frontier of Latin Europe. Integration and Segregation in Red Ruthenia, 1350–1600* (2. Titel: An der Grenze des lateinischen Europa. Integration und Segregation in Rotreußen, 1350–1600), hg. von Thomas Wünsch und Andrzej Janeczek (Warschau 2004, Institute of Archaeology and Ethnology of the Polish Academy of Sciences, 242 S.). Die neun Beiträge – außer der Einführung der beiden Hgg. – ukrainischer, deutscher, schweizerischer und vor allem polnischer Autoren gehen auf eine Projekttagung an der Universität Konstanz im Oktober 2002 zurück und sollen den Beginn einer intensiveren, objektiven Erforschung von Rotreußen (im 19./20. Jh. größtenteils identisch mit „Galizien“) markieren; vor der politischen Wende war die Beschäftigung mit der in der Zwischenkriegszeit zu Polen, heute größtenteils zur Ukraine gehörigen historischen Landschaft sowohl in Polen als auch in der Sowjetunion weitgehend tabu. In dem Sammelband wird die Periode behandelt, in der in Rotreußen unter polnischer Herrschaft Westslawen und Ostslawen, lateinisches und ostslawisch-byzantinisches Christentum, westeuropäische (deutsche) und osteuropäische (reußische) Rechts- und Verfassungsformen aufeinander trafen und sich daraus eine spezifische Kultur und Gesellschaftsstruktur entwickelte. In diesem Zusammenhang kann nur auf die Beiträge über den Hauptort Lemberg eingegangen werden, der auch im hansischen Handel als Vermittler zur Levante eine Rolle spielte. Hingewiesen werden muß jedoch auch auf den grundlegenden Aufsatz von And-

rzej Janeczek, *Ethnicity, Religious Disparity and the Formation of the Multicultural Society of Red Ruthenia in the Late Middle Ages* (15–45), der aus seiner umfassenden Kenntnis der Landesgeschichte heraus die Gesamtproblematik souverän umreißt, dabei auch die Verhältnisse in den Städten berührt, in denen zwar das Magdeburger Recht galt, aber nur für die katholische Bevölkerung, während für Reußen (Ruthenen, heute: Ukrainer), Armenier, Juden usw. Sonderregelungen getroffen wurden. – Eingehend behandelt Myron Kapral, *Legal Regulation and National (Ethnic) Differentiation in Lviv, 1350–1600* (211–228), die einzigartige Situation in der Stadt Lemberg, wo vier ethnische oder religiöse Gruppen eine eigene Selbstverwaltung aufbauen konnten, gestützt auf das 1356 vom polnischen König verliehene Stadtrechtsprivileg nach Magdeburger Vorbild: Nur Katholiken konnten das volle Stadtrecht in Anspruch nehmen und städtische Ämter bekleiden, das waren zunächst vor allem Deutsche, die bereits in der Zeit des reußischen Fürstentums Halitsch eine Gemeinde bildeten (Vf. bezieht sich auf einen Beleg von 1353, es gibt aber einen Hinweis bereits für das frühe 14. Jh.); mit der Eroberung der Schwarzmeerbäfen durch die Türken in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. verarmten die deutschen Kaufleute und der polnische Mittelstand gewann an Einfluß. Die orthodoxen Reußen machten wegen ihrer schwachen Stellung in der Stadt von der ihnen gewährten eigenen Gerichtsbarkeit (unter Vorsitz des Stadtvogtes) keinen Gebrauch, sondern begnügten sich mit kirchlicher Autonomie und ließen sich von einer religiösen Bruderschaft vertreten. Hingegen nutzten die aufgrund ihres erfolgreichen Levantehandels reichen Armenier die Möglichkeit, weitgehende Selbstverwaltungsstrukturen aufzubauen. Die Juden genossen offenbar schon in vorpolnischer Zeit Privilegien, die ihnen von der neuen Herrschaft bestätigt wurden. Vf. arbeitet die Sonderstellung Lembergs klar heraus; eine eingehendere Erforschung steht noch aus. – Für die armenische Gemeinde liefert Roland Lesniak schon hier einen Ansatz: *Armenier in Lemberg: Grenzen sozialer Integration in den Städten Rotreußens in Spätmittelalter und früher Neuzeit* (229–240). Er skizziert die wirtschaftliche, kulturelle, teilweise auch politische Stärke der im 13. Jh. wohl hauptsächlich durch Zuwanderung aus der genuesischen Kolonie Kaffa (Krim) entstandenen armenischen Gemeinde in Lemberg, die vor allem von der Vermittlung und Herstellung orientalischer Luxuswaren lebte. 1402 erhielten die Armenier ein königliches Privileg für den Handel im ganzen polnisch-litauischen Reich; es könnte sein, daß diese Ausweitung ihrer Handelsereignis als Ausgleich für gestörten Osthandel gewährt wurde, vielleicht auch nur für die Zeit dieser Störung. Übrigens war in Lemberg nur die zweitgrößte Niederlassung der Armenier in Polen-Litauen; die größte besaß Kamieniec in Podolien, wo die Armenier in den 1570er Jahren die Hälfte der Bevölkerung gestellt haben sollen.

H. W.

## SCHIFFFAHRT UND SCHIFFBAU

(Bearbeitet von Detlev Ellmers)

Die Schiffsarchäologie bietet gleich mehrere einander ergänzende Überblicke über den derzeitigen Forschungsstand: *Tauchgang in die Vergangenheit. Unterwasser-*

*archäologie in Nord- und Ostsee*, hg. von Friedrich Lüth, Thijs J. Marleveld, Flemming Rieck mit Beiträgen von Jan Bill, Jan Harff, Dirk Heinrich, Wolfgang Lemke, Harald Lübke, Ulrich Schmölke und Thomas Terberger (Archäologie in Deutschland, Sonderheft, Stuttgart 2004, 112 S., 121 Abb., meist farbig). Zehn dänische, deutsche und niederländische Autoren geben in kurzen, jeweils in sich abgeschlossenen Artikeln einen gut lesbaren Überblick über die Ergebnisse der vor gut 40 Jahren begonnenen Unterwasserarchäologie. Die vorgestellten Befunde reichen vom Mesolithikum bis zum späten Mittelalter und stellen in historischer Reihenfolge wichtige Schiffsfunde dieses langen Zeitraums vor, beginnend mit mesolithischen Einbäumen seit ca. 5300 vor Chr., die mehrfach in Zuordnung zu den zugehörigen Siedlungen entdeckt wurden. Zum anschließenden Neolithikum fehlen derzeit noch die Fundstellen, aber für die Bronzezeit werden neue Funde von Schiffen und Schiffsladungen in England vorgestellt. Dänische Funde reichen von der vorrömischen Eisenzeit bis ins späte Mittelalter, niederländische und belgische beginnen mit provinzialrömischen Schiffen und deutsche Funde decken vor allem das späte Mittelalter ab. Ein gut ausgewähltes Literaturverzeichnis ermöglicht den Zugang zur Detailforschung.

Die obige, der frühen Seefahrt gewidmete Publikation wird durch die folgende um die frühe Binnenschifffahrt auf Seen rund um die Alpen ergänzt: *150 Jahre Pfahlbauforschung* (Archäologie in Deutschland, 2004, H. 3, 20–37) waren der Anlass zu einem Überblick über den Forschungsstand der Archäologie der Seeufersiedlungen, die von ca. 4000 bis ca. 700 vor Chr. auf siedlungsgünstigem Boden angelegt wurden, um die Gewässer für Fischfang und Transport zu nutzen. Kein anderes vorgeschichtliches Fundensemble gewährt so gute Einblicke in frühe Binnenschifffahrt. Einzelaspekte wurden erarbeitet von Marion Heumüller und Helmut Schlichtherle, *Wohnen am Wasser* (22–26), Urs Leuzinger, *Kluge Bauern, eifrige Händler* (28–30) mit einem Abriss über Fischfang und Handel, und von Ralf Baumeister, *Pfahlbauern unterwegs* (36–37), mit Hinweisen auf die genutzten Wasserwege und Wasserfahrzeuge (vor allem Einbäume).

Im *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* (2. Aufl., Bd. 27, Berlin 2004) stellten mehrere Autoren den inzwischen bereits sehr differenzierten Forschungsstand zur vor- und frühgeschichtlichen Schifffahrt dar, jeweils mit umfangreichen Literaturverzeichnissen: Torsten Capelle unter den Stichwörtern *Schiffsbestattungen und Schiffsgräber* (50–52) sowie *Schiffssetzungen* (78–81); Detlev Ellmers unter den Stichwörtern *Schiff und Schiffsorten* (13–20); *Schifffahrt* (20–35); *Schiffbau* (35–50); *Schiffsbilder und Schiffsmminiaturen* (55–62); *Schiffsfunde* (62–67); *Schiffsmannschaft* (70–75) und *Schleppstrecken für Schiffe* (165–173 + Taf. 2b); O. Grimm unter den Stichwörtern *Schiffsbezirke* (52–55) und *Schiffshaus* (67–70); E. Nyman unter dem Stichwort *Schleppstrecken, Sprachliches* (173–175); Rudolf Simek unter dem Stichwort *Schiffsnamen* (75–78).

*Boats, Ships and Shipyards*. (Proceedings of the Ninth International Symposium on Boat and Ship Archaeology, Venice 2000, hg. von Carlo Beltrane, Oxford 2003, 362 S., zahlreiche Abb.). Neben zahlreichen Beiträgen zur Mittelmeerschifffahrt enthält dieser Kongressband zur Schifffahrt im Bereich der Hanse folgende Beiträge jeweils unter spezifischen Themen: Zu Schiffbauplätzen behandeln Olaf

Höckmann *An Early Roman Boatyard at Mainz, Germany* (109–112); Eric Rieth *ein Essay to Restore the Operating process of a Shipyard in the Early Medieval Period: the Example of the Port Berteau II Wreck, Charente-Maritime, France* (113–118); Furio Ciciliot, *Nails for Shipbuilding, 13th–20th Centuries* (119–123); Seán McGrail, *How Were Vessels Designed before the Late-Medieval Period?* (124–131); Jerzy Gawronsky, *The Hogendijk Shipyard in Zaan-dam and the VOC Shipyard Oostenburg in Amsterdam* (132–143); Paul Bloesch, *Moulds, Rising Boards and Bevel Boards. The Wooden Memory of the Shipyard of Le Locum, Lake Geneva* (144–151); Darina Tully, *The Tyrrell's Boatyard of Arklow, County Wicklow, Ireland* (152f.). – Zur Binnenschifffahrt berichten: Ulrike Teigelake, *Tracing Ship Traffic without Ships – Alternative Methods of Finding Evidence for Pre- and Early Historical Inland Water Transport* (154–159); Maik-Jens Springmann, *Thoughts on the Typology of Stone Age Boat Petroglyphs from the White Sea and Lake Onega, Russia*, (160–168); Ronald Bockius, *A Roman River Barge (?) Found in the Danube near Prahovo, Serbia* (169–176); Waldemar Ossowski, *Expanded Logboats between the Baltic and the Black Sea* (177–182); Aleydis van de Moortel, *A New Look at the Utrecht Ship* (183–189); Petr Sorokin, *Investigation of Traditional Boatbuilding for the Reconstruction of Medieval Russian Boats* (190–194); Dietrich Hakelberg, *Wooden Shipbuilding on Lake Constance before 1900* (195–200). – Zu nordeuropäischen Schiffen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit: Ole Crumlin-Pedersen, *Variations on a Theme. 11th-century Ship Types of the North* (253–260); Jerzy Litwin, *The Boat Puck 3 in the Light of Investigations of Other Slavic Boats from 9th–14th Centuries* (261–265); George Indruszewski, *The Szczecin Vessel – a 'Crossroad' of Shipbuilding Traditions or a Representative Artifact of Early Medieval Boatbuilding by Western Slavs?* (266–272); Anton Englert, *Large Cargo Vessels in Danish Waters 1000–1250. Archaeological Evidence for Professional Merchant Seafaring before the Hanseatic Period* (273–280); Timm Weski, *Remarks on the Identification of Medieval Ship Types in Northern Europe* (281–288); Damian Goodburn, *Rare Fragments of a 13th Century Clinker Galley Found in London and Use of the Irish Wildwoods for Shipbuilding* (289–295); André F. L. van Holk, *Clenched Lap-Strake Boat Finds from the Netherlands, between 1200 and 1600* (296–305); Joe Flatman, *Illuminating Ships: Integrating the Evidence from Images and Materials in Medieval Europe* (306–309); Susanne Möller-Wiering, *Squares and Stripes: Remarks about Textile Archaeology and Sails* (310–313); Michel L'Hour, Elisabeth Veyrat, *Ships and Private Shipyards through the Archaeological Evidence of the Wreck off La Natière, Saint-Malo, Brittany, France* (314–319); Martijn R. Manders, *The Mysteries of a Baltic Trader* (320–328); Olof Pipping, *Whipstaff and Helmsman. An Account of the Steering-gear of the Vasa* (329–333). – Zu Rekonstruktionen: Knud V. Valbjørn, Niels P. Fenger und Max Vinner, *Reconstruction of the Hjortspring Boat Sailing Tests* (347–356); Trixi Gülland, *Two Slavonic Boat Reconstructions in the Open Air Museum Gross Raden* (357–362); Vibeke Bischoff, *The Reconstruction of the Ladby Ship – Using a Working Spline Model and Computer* (71–80).

Heather Sebire, *The Management of the Maritime Archaeological Heritage in the Bailiwick of Guernsey: a Case Study* (IJNA 33, 2004, 338–347). Nachdem im Vorjahr die maritime Rolle der Kanalinsel Wight für die vorrömische Eisenzeit

dargestellt worden ist (HGBll. 122, 2004, 211), werden hier erste archäologische Bausteine zur Kenntnis dieser Rolle für die Kanalinsel Guernsey und die umliegenden kleineren Inseln (=Bailiwick) von den ersten erkennbaren Anfängen im Mesolithikum bis zum Mittelalter zusammengestellt. Im Gegensatz zu Wight liegen aber erst so wenige Belege vor, dass noch keine kontinuierliche Entwicklung erkennbar ist, wenn auch kelto-römische und mittelalterliche (s. u. 212 unter Adams u. Black) Schiffsfunde vorhanden sind, die auf Wight fehlen.

Andrej Gaspari, *Bronzezeitliche Funde aus der Ljubljana* (Archäologisches Korrespondenzblatt 34, 2004, 37–50). Jetzt liegt auch in deutscher Sprache wenigstens für die Bronzezeit der Überblick über den archäologischen Fundnieder-schlag auf jener wichtigen Wasserstraße vor, die mittels des kurzen Landweges über den Birnbaumer Wald das Caput Adriae mit der Donau verband (vgl. HGBll. 122, 2004, 209).

Ronald Bockius, *Abdichten, Beschichten, Kalfatern. Schiffsversiegelung und ihre Bedeutung als Indikator für Technologietransfer zwischen den antiken Schiffbau-traditionen* (Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 49, 2002, 189–234 + Taf. 41–48). Durch die unterschiedliche Dichtung der Plankennähte kann Vf. „im Milieu gallorömischer Binnenschifffahrt durchaus einheimische und mediterran beeinflusste Verfahren auseinander halten“. Er weist dabei auf „formale und konstruktive Verwandtschaft“ zwischen Schiffsfunden der Bronzezeit auf den Britischen Inseln und gallorömischen aus der Schweiz und dem Rheingebiet hin. Trotz weitgehend fehlender Schiffsfunde der vorrömischen Eisenzeit sieht er darin mit Recht ein einheimisches prähistorisches Kulturerbe und stützt sich dafür auch auf die Beobachtungen anderer Forscher. Wenn er dann aber versucht, letztlich auch die spezifischen Merkmale der bronzezeitlichen britischen Funde auf mediterrane Einflüsse zurückzuführen, bleibt er spekulativ, weil aus dieser Zeit viel zu wenig Schiffsfunde als Belege für eine solche Hypothese vorliegen.

William Sayers, *Sails in the North: Further Linguistic Considerations* (IJNA 33, 2004, 349–350). Vf. untermauert K. Triers Darlegung, dass die Germanen mit dem Wort „Segel“ auch die Sache bereits von den Kelten und nicht erst von den Römern übernommen hätten (HGBll. 122, 2004, 213), durch den Hinweis auf die indo-germanische Wurzel \*segh- als Ausgangspunkt für ein nordgallisches Wort für Segel, das sich dann mit der zugehörigen Technologie zu den angrenzenden keltischen und germanischen Dialekten ausgebreitet habe.

David J. P. Mason, *Roman Britain and the Roman Navy* (Stroud/Charleston 2003, 224 S., 108 Abb.). Vf. gibt zunächst einen Überblick über die Kriegsflotte des Römischen Reiches, ihre Entstehung, ihre Organisation, ihren Umfang, ihre Schiffstypen und Flottenstationen, und stellt dann die unterschiedlichen Phasen des römischen Flottenengagements in Britannien dar von Caesars Flottenunternehmungen über die Eroberung Britanniens und den Aufbau der *Classis Britannica* bis zu den Usurpatoren, den Überfällen der Angelsachsen und den Gegenmaßnahmen und bis zum endgültigen Abzug der Flotte im frühen 5. Jh. Eine sehr gelungene Zusammenfassung aller Kenntnisse zum Thema.



Ulrich Schaaff, *Münzen der römischen Kaiserzeit mit Schiffsdarstellungen im Römisch-Germanischen Zentralmuseum* (Mainz 2003, 47 S., 10 Farb-, 123 SW-Tfn., 12 Ktn.). Neben Steinreliefs und Mosaiken sind Münzen die dritte große Gattung von Bildquellen zur römischen Schifffahrt. Die hier anzuzeigende Quellenpublikation dokumentiert die über 600 Münzen mit Schiffsbildern des im Titel genannten Museums mit klaren Fotos in doppelter Größe, eingeteilt in Reichsprägungen (115 Kat. Nr.) und Provinzialprägungen (153 Kat. Nr.). „Die numismatische Bestimmung der Münzen folgt der zitierten Fachliteratur. Auf weiterführende Kommentare wurde verzichtet.“ Nur die Karten geben informative Überblicke über die Verbreitung in unterschiedlichen Zeiten. Die schiffbauliche und schifffahrtsgeschichtliche Auswertung wird ausdrücklich spezialisierten Kennern überlassen, für die diese umfangreiche Zusammenstellung ein nützliches Hilfsmittel ist.

*Baltic Sea Identity. Common Sea – Common Culture? 1st Cultural Heritage Forum Gdańsk 3rd–6th April 2003*, hg. von Jerzy Litwin (Gdańsk 2003, 199 S., zahlr. Abb.). 59 Vertreter aller Ostsee-Anrainerstaaten einschließlich Norwegens haben auf der im Titel genannten Tagung zur Klärung der gestellten Frage Beiträge geleistet, die jetzt im Druck vorliegen. Darin sind auch verschiedenste Aspekte der Schifffahrtsgeschichte angesprochen: Christer Westerdahl stellt die *Scando-Baltic Contacts during the Viking Age* dar (27–34) und Fred Hocker die *Baltic Contacts in the Hanseatic Period* (35–40), die zwar beide durch Schifffahrt ermöglicht wurden, sich aber grundlegend von einander unterscheiden. Weiter stellen die Vertreter der Ostsee-Anrainerstaaten jeweils ihr kulturelles Erbe unter Wasser vor (49–76). Jerzy Litwin, *Shipbuilding Techniques from the Medieval Age Onwards* (147–155) stellt in diesem knappen, aber präzisen Überblick über die Techniken des Holzschiffbaus an der Ostsee bis zum 20. Jahrhundert zunächst die einheimischen Schiffbautraditionen Skandinaviens (diese seit ca. 300 vor Chr.), der Slawen, der Pruzen und der Botnischen Region dar und zeigt dann das durch den Hansehandel bedingte Eindringen neuer Schiffbautechniken von der Nordsee auf. Besonders aufschlussreich ist seine Gegenüberstellung der Querschnitte von Kogge und Holk. Für die Typen Krejer, Smack und Bording verweist er auf die Schiffsfunde von Kalmar, ohne jedoch anzugeben, welcher Fund zu welchem dieser Typen gehört. Gabriele Prenzlau-Enander, *King Valdemar's Sailing route – the Oldest Sailing Route in the Baltic Sea Region* (177–182). Die Segelanweisung aus der 1. Hälfte des 13. Jhs. ist zwar nicht die älteste der Ostsee, wohl aber die älteste entlang der schwedischen Ostküste über die Ålandinseln nach Reval. Vf.in gibt einen kurzen Überblick (ohne Literaturangaben, vgl. dazu HGbll. 109, 1991, 117) und stellt dann das Projekt „King Valdemar's Sailing Route“ vor, das die sichtbaren Kulturdenkmäler entlang dieser Route verzeichnet und allen Interessierten zugänglich macht.

Phil Wood, *Sailing With Vikings* (Maritime Life and Traditions 25, 2004, 38–47). Gut lesbare und fundierte Zusammenfassung des Forschungsstandes zum Segeln der Wikinger mit einem Überblick über die Quellenlage, der die wichtigsten bildlichen Darstellungen, Schiffsfunde und Versuchsfahrten mit Repliken vorstellt und auch die Nordlandboote berücksichtigt, die noch im 19. Jh. als Nachfahren der Wikingerschiffe mit nur einem Rahsegel fuhren. Typische Details der Segeltechnik der Wikinger werden gut nachvollziehbar erläutert. Zusammenfassend arbeitet Vf.

heraus, dass die Wikinger mehr mit der Bewegung der See segelten, als dass sie sie durchpflügten. Nur die auffällige Diskrepanz zwischen den wikingerzeitlichen Darstellungen, deren Segel breiter als hoch sind, und den Segeln der meisten Versuchsfahrten, die wie bei den jüngeren Nordlandbooten höher als breit sind, diskutiert er nicht.

Annemarieke Willemsen, *Wikinger am Rhein* (Stuttgart 2004, 191 S., reich bebildert). Diese Begleitpublikation zu einer in Utrecht, Bonn und Roskilde zu zeigenden Ausstellung hatte das Problem zu lösen, dass über die mit Wikingerschiffen unternommenen Handelsfahrten und Kriegszüge zum Rhein zwar vielerlei schriftliche Nachrichten vorliegen, die Rudolf Simek, *Die Wikinger in den Rheinlanden* (8–22) zusammenfasste, in den Rheinlanden aber kaum direkte Hinterlassenschaften der Wikinger gefunden worden sind. Unter den wenigen ist am spektakulärsten die mit menschlichen Skelettresten durchsetzte Brandschicht von Zutphen, die zu Recht mit der Plünderung des Ortes durch die Wikinger in Verbindung gebracht wird (132–136). Die „Wikingerschätze in den Niederlanden“ (139–148) dürften eher von den Einheimischen vor den Wikingern als von diesen selbst versteckt worden sein. Die Tatsache, dass die Wikinger zahlreiche Objekte aus dem Rheinland bei sich zu Hause nachahmten, kommt nicht ausreichend zum Ausdruck: Bei den Schwertern werden die rheinischen Vorbilder nicht gezeigt. Die Münzen mit Schiffsbildern (113) wurden nicht in Dorestad geprägt, sondern sind skandinavische Nachprägungen. Im übrigen hat Vf. in die Wikinger in ihrer Heimat und in der Fremde ebenso dargestellt wie das Fränkische Reich, hat den Handel zwischen beiden vorgestellt und die Unterschiede zwischen Wikingerschiffen und Rheinschiffen sowie zwischen der heidnisch-germanischen und der christlichen Religion aufgezeigt.

Robert Rosentreter, *Hansezeit und Hansesail. Aus der maritimen Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns* (Rostock 2004, 132 S., 26 Abb.). Bevor Vf. ab S. 50 auf die positiven Auswirkungen der Industrialisierung auf die Handelsschifffahrt der Häfen Mecklenburgs und Vorpommerns im 19. und 20. Jh. sowie auf das moderne Großseglertreffen („Hanesail“) zu sprechen kommt, stellt er vor allem die kriegerische Seite der Schifffahrt der Wikinger, Slawen, Dänen und Hansen und seit dem 30jährigen Krieg des Kaisers, Schwedens und Brandenburg/Preußens heraus.

*War at Sea in the Middle Ages and Renaissance*, hg. von John B. Hattendorf und Richard W. Unger (Warfare in History 14. Suffolk 2003, 278 S. zahlr. Abb.). Der Titel dieses in drei Abschnitte gegliederten Sammelbandes verspricht mehr als er mit seinen unzusammenhängenden Einzelbeiträgen hält. In Teil 1 über den die Hansehistoriker besonders interessierenden Norden im Mittelalter behandeln Niels Lund die schon öfter dargestellten Seekriege der Wikinger und ihre Organisation, Jan Bill die zugehörigen Kriegsschiffe, Timothy J. Runyan die Seekriegsaspekte des Hundertjährigen Krieges und Jan Friel die technische Seite (Riemen, Segel, Waffen) der englischen Kriegsschiffe 1200–1500. Das ist alles. Teil 2 behandelt aus dem mittelalterlichen Mittelmeer die Seekriege von Byzanz 900–1025, die Auseinandersetzungen der Iberer mit den Wikingern und die Seekriege Venedigs und Genuas im 13.–16. Jh. Teil 3 behandelt die Zeit der Renaissance mit Beiträgen zu den Maßnahmen von Florenz gegen die islamische

Bedrohung und zu Seetruppen Portugals, von Louis Sicking zur Seemacht in den Niederlanden vor den Befreiungskriegen, von Glete über die Seemacht im Baltischen Gebiet im 16. Jh. und von Rodger zur Organisation von Marinen, Piraten und Unternehmern auch im 16. Jh. Die Zusammenfassung von Unger eröffnet zwar Perspektiven, kann aber all die fehlenden Zwischenstücke nicht ersetzen. So bleibt z. B. die Hanse vollkommen ausgespart.

Jonathan Adams und Jennifer Black, *From Rescue to Research: Medieval Shipfinds in St. Peter Port, Guernsey* (IJNA 33, 2004, 230–252). Vor der Einfahrt in die gegen die meisten Windrichtungen gut geschützte Hafenbucht von St. Peter Port auf der Kanalinsel Guernsey sind die Wracks von wenigstens fünf z. T. sehr großen Schiffen des 13. Jhs. archäologisch untersucht worden. Alle waren in Klinkertechnik (mit Nieten und rhombischen Unterlegscheiben) gebaut und hatten erstaunlich starke und dicht liegende Innenhölzer, von denen die dendrologisch untersuchten teils in England, teils wahrscheinlich in Irland gefällt wurden. In einer Mastspur fand sich eine Silbermünze Kg. Alfonsos III. von Portugal (1248–1279). Portugiesische Kaufleute waren im Kanalhandel bis Flandern häufig anzutreffen. An Ladungsteilen wurde Keramik geborgen, die größtenteils in der Saintonge Region in Südwest-Frankreich um 1260–1310 getöpft worden war. Es waren hauptsächlich Krüge für Getränke. Solche Keramik gelange über Southampton weit nach England hinein. Weiter belegen lange Fassdauben den Weintransport. Das größte Schiff, dessen Kiel etwa 16,8–18,3 m lang gewesen sein muss, konnte bis zu 250 solche Fässer laden. Am Schluss wird Guernseys Rolle als Stützpunkt, Zwischenstation und Sicherheitshafen diskutiert.

Owain T. P. Roberts, *Llong Casnewydd: the Newport Ship – a Personal View* (IJNA 33, 2004, 158–163). Bei Bauarbeiten in Newport (Casnewydd) in Wales wurde der auf 29 m Länge erhaltene Boden eines besonders großen, in Klinkertechnik (Nieten mit rhombischen Unterlegscheiben) auf Kiel gebauten Schiffes ausgegraben, dessen besonders starke Spanten sehr eng lagen. Die Planken waren so schmal, dass auf die erhaltene Breite von 8 m außer dem Kiel noch 48 Plankengänge kamen (Stb. 32, Bb. 16). Ein langes, massives Kielschwein muss in seiner Mastspur einen kräftigen Mast getragen haben. Aus der Takelage wurden Tauwerk, Blöcke und ein Rack gefunden. Ladungsteile (u. a. Keramik und Fassdauben) zeigen Handel mit Portugal in der 1. Hälfte des 15. Jhs. an. Konstruktion und Handelsrichtung stimmen mit den älteren Schiffsfunden von Guernsey in erstaunlichem Maß überein. Vf. diskutiert, ob das große Schiff mehr als einen Mast hatte. Rez. hält dieses Wrack nach Bauart und Größe für das eines Holk (vgl. HGBll. 119, 2001, 240f.), mit der Konsequenz, dass auch die Wracks von Guernsey diesem Typ zuzuweisen sind.

Manfred Rech stellt in *Gefundene Vergangenheit – Archäologie des Mittelalters in Bremen* (Bremer Archäologische Blätter, Beiheft 3, 2004) u. a. die archäologischen Zeugnisse für Handwerkstätigkeit zusammen, darunter auf den Seiten 234–250 die für Schiffs- und Bootsbau, denen er die wenigen relevanten schriftlichen Nachrichten voranstellt. An Handwerkern nennt er den „timberman“, der Eken baut, und den „Koggenbuwer“, hat sich aber den dort 1307 erstmals erwähnten Bootmacher, die Ankerschmiede (1341) und den „faktor navium“ (1284) entgehen lassen. Als dort eingesetzte Schiffstypen werden „enbomene schepe, schu-

ten, eken“ und „kogghen“ erwähnt, sowie die von Seeräubern an der Wesermündung genommenen Frachtschiffe „kreyerken van XXII lasten“ und „kornen van XII lasten“, die danach deutlich kleiner sind als die Koggen. Archäologisch sind davon im Bremer Fundgut mit Sicherheit nur mehrere Einbäume, die Kogge von 1380 mit einer Tragfähigkeit von 44 Heringslast sowie weitere Bauteile von Koggen, darunter der untere Teil vom Achterschiff in Form eines Einbaums mit eiserner Ruderöse von ca. 1170, den schriftlich überlieferten Typen zuweisen. Für alle anderen, nur in Fragmenten erhaltenen Schiffsfunde ist die Typenbestimmung noch nicht erkannt, auch wenn Vf. ein aus zwei Einbaumhälften zusammengesetztes flaches Fahrzeug dem Typ Eke zurechnet.

Maik-Jens Springmann, *Neue spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Schiffsdarstellungen. Ein Beitrag zur ergologischen Merkmalsanalyse in der Schiffstypologie* (DSA 26, 2003, 157–184). Zur Frage, an welchen Merkmalen man in den unterschiedlichen Quellen Schiffstypen des späten 15. und frühen 16. Jh. voneinander unterscheiden kann, zieht Vf. bisher unbeachtete schiffsförmige Gefäße und bildliche Darstellungen heran. Mit Recht verweist er darauf, dass Seeschiffe auch im Binnenland dargestellt wurden, so einmastige um 1515 in Vilnius oder dreimastige 1492 in Delitsch. Wenn er allerdings erstere auf S. 166 als koggeähnlich und S. 164 als den russischen Zudnos ähnlich anspricht, macht er zugleich deutlich, dass die Feststellung der bloßen Ähnlichkeit nicht weiterhilft, weil man damit keine Sicherheit in der Ansprache des tatsächlichen Schiffstyps gewinnt.

Waldemar Ossowski, Marek Krapeć, *Die Wracks von Tolkmicko am Frischen Haff im Licht der jüngeren Forschung* (DSA 26, 2003, 135–156). In einer inzwischen verlandeten Bucht bei dem Städtchen Tolkmicko (früher Tolkmitt) am Südufer des Frischen Haffs wurden seit 1980 sechs Schiffswracks gefunden, die nach Dendrodaten nach 1499, um 1531, um 1535, um 1539, nach 1544 und um 1606 aus Eichenholz von der Umgebung oder der weiteren Region gebaut worden waren, und zwar in der für die südliche Ostseeküste typischen Klinkertechnik als Kielboote mit Eisennieten in den Nähten, gesägten Planken und einem Mast. Die Wracks des 16. Jh. werden als Reste eines Typs angesehen, dessen vollständigster Vertreter (Wrack I) mit ca. 17,76 m Länge, ca. 2,77 m Breite und ca. 0,91 m Höhe rekonstruiert wurde. Obwohl Fischfang und Fischexport damals für die Wirtschaft der Stadt eine besonders große Rolle spielten, schließen die Vf. den Einsatz als Fischereifahrzeug wegen der großen Länge aus, halten aber wegen der geringen Breite (L:B=6,4:1) schnellen Fischtransport für wahrscheinlich. Dagegen war das noch längere, vor allem aber viel breitere jüngste Fahrzeug (Wrack II) für die gewöhnlichen Transporte gut geeignet, nicht umsonst wurden acht Ziegelsteine an Bord entdeckt. Archivalisch ist belegt, dass die Stadt u. a. für den Bau der Danziger Marienkirche große Zieglmengen lieferte.

Zur Geschichte des mittelalterlichen Schiffbaus haben die Ergebnisse der Schiffsarchäologie einen Umdenkprozess angestoßen, der sich an vielen unterschiedlichen Details festmacht, so dass er für den mit der Materie nicht eng Vertrauten schwer durchschaubar ist. Deshalb wird hier versucht, die wichtigsten Trends so zusammenzustellen, dass ein überschaubares Bild entsteht:

Volker Westphal, *Lindenbast-Tauwerk für die Ratatoskr* (Das Logbuch 40, 2004, 82). Es ist zwar nur eine kurze Notiz über Erfahrungen bei der Anfertigung von Tauen aus Lindenbast für den Nachbau eines kleineren Schiffes des 9. Jhs., aber aus ihr ergeben sich weitreichende Konsequenzen für das Handwerk der Reepschläger. Die zumindest für frühe Wikingerschiffe nachgewiesenen Basttaue ließen sich nämlich nicht auf Reperbahnen herstellen, die sehr dünnen Baststreifen mussten vielmehr in langwieriger Handarbeit zu einzelnen Kardeelen zusammengedreht und diese dann wieder ebenfalls in reiner Handarbeit zu Tauen zusammengeschlungen werden. Hanftaue mit ihrer nahezu dreifachen Zugfestigkeit und Lebensdauer sollen sich erst im 13. Jh. von Osteuropa her durchgesetzt haben. Dieser Ablösungsprozess, der dann auch die Einrichtung von Reperbahnen zur Folge hatte, verlangt nach genauerer Erforschung.

Harald Göhren, *Die Wantenbefestigung bei der Bremer Kogge. Ein konstruktiver Schwachpunkt?* (Das Logbuch 40, 2004, 76–80). Die Bremer Kogge von 1380 gehört zu den ganz wenigen Schiffsfunden, an denen die untere Befestigung der Wanten erhalten ist. Vf. zeigt, dass die vorgefundene Konstruktion die Zugkräfte der Wanten nicht optimal an die Bordwand weiterleitete, bringt aber zugleich auch Belege dafür, dass diese Konstruktion nur eine Etappe darstellte in einer um 1350 beginnenden Entwicklung, die schrittweise von den vorher innenbords befestigten Wanten zu Wanten führte, die außenbords durch ein breites Rüstbrett geführt wurden, unter dem Püttingeisen die Zugkräfte an die Bordwand weiterleiteten. Ab ca. 1450 wurde dieses System für alle künftigen Segelschiffe verbindlich. Die einzelnen Schritte der 100jährigen Umstrukturierungsphase hat Vf. zwar noch nicht klar genug herausgearbeitet, aber mit dem erstmaligen Aufzeigen dieses entscheidenden Entwicklungsprozesses hat er der Forschung die Augen geöffnet für einen bisher unbeachteten Fortschritt in der Schiffbautechnik des 14./15. Jhs.

Seán McGrail, *To Clench or to Rivet: That is the Question* (IJNA 33, 2004, 149–153) Forschungen der letzten Jahrzehnte zum mittelalterlichen Schiffbau haben ergeben, dass die ältere Unterscheidung zwischen Klinker- und Kraweelbau nicht differenziert genug ist, da in der Klinkertechnik unterschiedliche Arten des Nietens und Nagelns für unterschiedliche Schiffbautraditionen angewendet wurden. Da sich dafür in der Forschung noch keine einheitliche Terminologie durchgesetzt hat, schlägt Vf. vor, „rivet“ nur für das Nieten im Eisenschiffbau zu benutzen und statt dessen für die anglo-skandinavische Klinkertechnik das Verb „to clench“ zu verwenden, um auszudrücken, dass dabei ein Eisennagel über einer eisernen Unterlegscheibe („rove“) breitgeklopft oder umgebogen wird. Für den Klinkerverband ohne Unterlegscheibe schlägt er die Unterscheidung zweier Varianten vor: „hooked nail“ für den Nagel, dessen Spitze um 180° umgebogen ist (so z. B. bei der Kogge), und „turned nail“ für den nur um 90° umgebogenen Nagel. Dieser Vorschlag hat aber den Nachteil, dass sich mit „to clench“ kein Substantiv bilden lässt und dass die Übersetzung in andere Sprachen die Unterscheidung zu „rivet“ wieder aufhebt. Im Deutschen bleibt man deshalb am sinnvollsten weiterhin bei „Nieten (mit Unterlegscheiben)“ und „zweifach“ oder „einfach umgebogenen Nägeln“.

Hanne Marie Myrhøj, *The Planking Clamp from Tårnby: a Medieval Danish Boatbuilding Tool* (IJNA 33, 2004, 264–280). Schiffbauwerkzeuge des Mittelalters lassen sich nur selten archäologisch nachweisen. Umso wichtiger ist diese gründliche Dokumentation einer aus Birkenholz gefertigten, bis zu 86,4 cm langen Klammer mit den beiden zugehörigen Keilen aus Hartriegel und Esche von 1405 (Dendrodatum) aus einem Brunnen auf der Insel Amanger, ca. 5 km südlich von Kopenhagen. Mit solchen Klammern wurden die Planken der in Klinkertechnik zu bauenden Boote und Schiffe während des Nietens fest zusammengehalten. Bisher war nur aus dem spätmittelalterlichen Danzig eine solche Klammer von 72,5 cm Länge bekannt.

Volker Westphal, *Schiffsfund Port Bertau II. Ältestes Zeugnis einer mittelalterlichen Kraweelbauweise nördlich der Alpen* (Das Logbuch 40, 2004, H. 1, 9–21). Dieser Schiffsfund aus dem Hinterland der französischen Atlantikküste, für den die Eichen im Winter 599 gefällt wurden, eröffnet ganz neue Perspektiven auch auf die Schiffbaugeschichte der Hanse, und zwar in noch größerem Maße als Vf. angibt! Umso wichtiger ist die vom Vf. erstmals in deutscher Sprache vorgelegte genaue und detaillierte Funddokumentation des 14,6 m langen und 4,8 m breiten Handelsschiffes (L:B = 3:1), das gekentert war und über Kopf unterging, so dass im Gegensatz zu den meisten Schiffsfunden nur große Teile des Überwasserschiffs erhalten blieben mit relativ kurzen Setzborden vorn und achtern, den beiden oberen Plankengängen in voller Länge, den oberen Teilen beider Steven mit daran genagelten Fragmenten weiterer Planken, mit den oberen Teilen der Spanten, einigen Querbalken und kurzen Halbdecks vorn und achtern. An diesem bis oben hin kraweel gebauten Küstenschiff zeigt sich, dass die Bauweise der kelto-römischen Schiffe, die bisher nur aus den nördlichen Provinzen des Römerreiches bekannt war (HGbll. 95, 1977, 125), an der französischen Atlantikküste das Ende dieses Reiches überlebt hat. Allerdings wurde die Verwendung der langen, doppelt umgeschlagenen Eisennägel der römischen Periode wie bei allen frühmittelalterlichen Schiffen so auch hier drastisch reduziert: Nur noch Holzdübel hielten Planken und Spanten zusammen. Diese Technik sollte der Kraweelschiffbau bis zu seinem Ende im 19./20. Jh. beibehalten, der demnach nicht, wie bisher angenommen aus dem Mittelmeer kam, sondern an der französischen Atlantikküste zu Hause war, von wo er im 15. Jh. zur Hanse gelangte. Da von den kelto-römischen Küstenschiffen nur die bei Bertau II fehlenden unteren Teile erhalten sind, kann z. Z. noch nicht abgeschätzt werden, wie deren Konstruktion im frühen Mittelalter aussah. Die betr. Rekonstruktion des Vf. weicht von den älteren Funden so weit ab, dass sie ebenso wie die der Besegelung als bloße Hypothese zu werten ist. Sicher belegt ist dagegen, dass hier um 600 bereits große Querbalken die Außenhaut in genau derselben Weise durchstoßen wie bei der Bremer Hansekogge von 1380. Ebenfalls ist deren Länge: Breite-Verhältnis von 3:1 hier bereits vorgegeben. Selten hat ein einziger Schiffsfund unsere Vorstellungen von der Schiffbaugeschichte so korrigiert wie dieser.

Otto Uldum, *Kravelbygning fra Middelhavet til Østersøen* (Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg, Årbog 2003, 45–59). Vf. liefert die große Perspektive, in die obiger Schiffsfund sich mühelos einfügen lässt. Er unterscheidet den Schalenbau, der mit der Außenhaut beginnt und das Spantgerüst erst danach einsetzt, von der Skelettbauweise, die mit dem Spantgerüst beginnt und daran dann die Außenhaut

anbringt. Zur Schalenbauweise rechnet er nicht nur die in anglo-skandinavischer Klinkertechnik gebauten Fahrzeuge, sondern auch die mittelalterlichen mit glatter Außenhaut (bei der die Planken untereinander nicht verbunden sind), die man bisher als Kraweelbauten angesprochen hat. Bei diesen beginnt der Bau mit der Auslegung des (flachen) Bodens („bottom-based“), über dem dann mit Hilfe weniger Richtspanten die Seitenwände errichtet werden. Vf. lässt diese vom Boden ausgehende Bauweise mit der Kogge beginnen, im niederländischen Schiffbau seit dem 16. Jh. ihren Höhepunkt erreichen und den frühneuzeitlichen Schiffbau an der Ostsee stark beeinflussen. Tatsächlich gehören dazu aber auch die viel älteren kelto-römischen Schiffe und der oben angesprochene Schiffsfund von Berteau II aus dem Jahr 600 einerseits und andererseits die spätmittelalterlichen Kraweelschiffe, die mit der Peter von Danzig dem hansischen Schiffbau um 1470 neue Impulse gaben. Vf. will die eigentliche Kraweeltechnik dagegen nur für die Skelettbauweise gelten lassen, für die er die Anfänge um 1000 in Italien ausmacht als abstrakte Schiffskonstruktion mit der Hilfe von Mathematik und Geometrie. Auf der Iberischen Halbinsel wurde die Skelettkonstruktion aus Italien importiert und zu den Schiffen der Entdeckungsreisen und Kolonisation weiterentwickelt.

Ab Hoving, *Niederländischer Schiffbau im 17. Jahrhundert* (Das Logbuch 40, 2004, 140–150). Gut lesbarer zusammenfassender Überblick über den Bauablauf im niederländischen Schiffbau, aus dem sehr anschaulich hervorgeht, wie selbst bei den größten Schiffen der Bau mit dem Auslegen von Kiel und Bodenplanken beginnt und damit die Basis für die gesamte weitere Konstruktion schafft.

Jerzy Gawronsky, *Slipways of the VOC Shipyard Oostenburg in Amsterdam. A Maritime Site, Where Tradition and Innovation Meet* (Mer et Monde. Questions d'archéologie maritime. Archéologiques, Collection Hors – Serie 1, Québec 2003, 10–22). – Ders., *The Hogendijk Shipyard in Zaandam and the VOC Shipyard Oostenburg in Amsterdam. Examples of Recent Archaeological Slipway Research in the Netherlands* (Boats, Ships and Shipyards. Proceedings of the Ninth International Symposium on Boat and Ship Archaeology, Venice 2000, hg.von Carlo Beltrane. Oxford 2003, 132–143). Erstmals wurden in den Niederlanden Ablaufbahnen von Werften archäologisch erfasst. Die von Zaandam war als hölzerne Plattform mit einem Neigungswinkel von 10° von 1575 bis 1650 in Betrieb. Sie war 8 m breit und 30 m lang und bestand hauptsächlich aus wiederverwendeten Schiffsteilen, sank aber durch das hohe Schiffsgewicht langsam in den Kleiboden ein, so dass alle 20–25 Jahre ein neuer Holzbelag nötig wurde. Dagegen wurden die zwei erfassten Ablaufbahnen von Amsterdam 1660 in 12 m Breite und 50 m Länge aus neuen, schweren Hölzern so solide gebaut, dass sie nicht einsanken. Sie waren nur um 2° geneigt; die zum Ablaufen erforderliche größere Neigung des Kiels wurde durch zusätzliche Pallungen erreicht. Darin und in der stärkeren Systematisierung des Schiffbaus der VOC erkennt Vf. die Bereitschaft zu Innovationen.

Detlev Ellmers, *Ein Silberbecher und Stapellauf-Feiern der Frühen Neuzeit* (DSA 26, 2003, 261–272). Wesentliches Element heutiger Stapellauf-Feiern ist der Wurf einer Sektfflasche gegen den Bug des betr. Schiffes. Voraussetzung dafür ist, dass das Schiff anschließend mit dem Heck voran vom Stapel läuft. Das ist nicht immer so gewesen. Zwar liefen in England zumindest große Kriegsschiffe schon



im 17. Jh. mit dem Heck voran ab, aber in Deutschland begann sich diese Ablauf-richtung erst im Laufe des 19. Jhs. durchzusetzen. Der Flaschenwurf an den Bug ist erstmals 1804 in England nachgewiesen und wurde nach diesem Vorbild in Deutschland auch erst im Laufe des 19. Jhs. übernommen. Solange die Schiffe mit dem Bug voran ins Wasser glitten, fanden die Stapellauf-Feiern oben auf deren Deck in der Weise statt, dass Wein oder Sekt aus einem Becher auf das Deck gegossen wurde. Von einem solchen Zeremoniell in Kiel 1747 blieb ein Silberbecher erhalten, den der Auftraggeber, ein Kieler Kaufmann, anschließend ebenfalls nach englischem Vorbild dem Schiffbauer als Ehrengabe überreicht hatte.

Wolfgang Rudolph, *Der Hafenschmied – ein Mittler in der maritimen Kulturentwicklung* (DSA 26, 2003, 185–192). Vor allem an Beispielen aus dem 19. und 20. Jh. erläutert Vf. die wichtige Rolle des Hafenschmieds für Schiffbau, Schiffsausrüstung und -Reparaturen, führt den Ursprung dieses spezifischen Berufs aber bis in die Hansezeit zurück und verweist dafür auf das Zunftzeichen der Wismarer Hafenschmiede mit dem Gründungsdatum 1435. Mit den ausgewiesenen Produkten Anker und Hufeisen gibt es zu erkennen, dass der Hafenschmied nicht nur für den Bedarf der Schifffahrt arbeitete, sondern ebenso auch für den Transport der Waren von und zu den Schiffen.

Andreas Kammler, *Up Eventur. Untersuchungen zur Kaperschifffahrt 1471–1512 vornehmlich nach Hamburger und Lübecker Quellen* (Sachüberlieferung und Geschichte, Bd. 37, St. Katharinen 2005, 265 S.). Vf. legt überzeugend dar, dass die Kaperei der Hansestädte während der angegebenen Zeit in gleicher Weise als legitim angesehen wurde wie die Fehde an Land und dadurch von der nicht legitimierte Seeräuberei rechtlich unterschieden wurde. Die Kaperei mit bewaffneten Handelsschiffen interpretiert er als militärische Machtausübung auf See mit dem geringstmöglichen finanziellen Aufwand. Die Bedeutung der bordeigenen Feuerwaffen war im 15. Jh. noch gering. Viel wichtiger war die persönliche Waffenausstattung der Menschen an Bord. Die Schiffsmannschaften, deren Diversifizierung auf den größer gewordenen Schiffen weiter fortgeschritten war als auf den Koggen des 14. Jhs., wurde durch eine größere Zahl von Söldnern ergänzt. Beide Gruppen erhielten gewöhnlich feste Bezahlung, die Seeleute stets mehr als die Söldner, waren dafür aber von der Beute ausgeschlossen. Die Bussenschützen wurden als spezialisierter Besatzungsteil erst am Anfang des 16. Jhs. aufgewertet. Die Schiffsführung teilten sich ein Nautiker und ein militärischer Führer. Eine gesamthansische Strategie kann Vf. nicht ausmachen. In der Praxis handelten die Schiffer zumeist in Gruppen von zwei oder mehr Schiffen. Als legitim galt nach ungeschriebenen Regeln das Anhalten und Untersuchen des gesichteten Schiffes. Gewalt wurde nur angewendet, wenn der Gegner die Untersuchung verweigerte oder sich widersetzte. Priorität hatte die möglichst unbeschädigte Einnahme des gegnerischen Schiffes. Deshalb dienten die Waffen in erster Linie dazu, dessen Mannschaft handlungsunfähig zu machen. Die Entscheidung des Konfliktes wurde im Enterkampf erzwungen. Insgesamt zeigt Vf., dass die Kaperei des Spätmittelalters nicht so regellos war, wie sie dem heutigen Betrachter zunächst erscheint.

René A. Marboe, *Europas Aufbruch in die Welt 1450–1700. Entdecker, Konquistadoren, Navigatoren und Freibeuter* (Essen 2004, 415 S., einige Karten). Dieses populäre Sachbuch zeichnet den Verlauf der Entdeckungsgeschichte zu-

nächst durch Portugiesen und Spanier nach, beschreibt die Grundlagen ihrer Navigation und Segeltechnik, zeigt, wie sich Niederländer, Franzosen und Engländer in die Unternehmungen einschalten und Piraten unterschiedlichster Art abzusahnen versuchen, und arbeitet die damit verbundenen Machtverschiebungen heraus.

Wolfram zu Mondfeld, *Das Wrack von Nombre de Dios. Ist es die VIZCAÍNA des Columbus?* (Das Logbuch 40, 2004, 102–112). Zu oft sind Wrackfunde in der Karibik fälschlich als Schiffe des Columbus ausgegeben worden, so dass jeder weitere Fund eines angeblichen Columbus-Schiffes auf große Skepsis stößt. Das 1998 in der Bucht von Bastimentos nicht weit von Portobelo in Panama entdeckte Bodenstück eines Wracks mit zwei großen Ankern, vielen Kanonen, Steinkugeln und Keramik ist zweifellos der bisher älteste europäische Schiffsfund in der Neuen Welt und beansprucht schon deshalb größte Sorgfalt der Dokumentation. Vf. hält es für die Überreste des Schiffes „Vizcaína“, das Columbus 1502 auf seiner vierten und letzten Reise in der Bucht von Portobelo aufgeben musste, weil es rettungslos vom Schiffswurm zerfressen war, und legt ausführlich seine Gründe dar. Sein stärkstes Argument ist der Schiffswurmbefall bei völligem Fehlen von dem dagegen seit 1508 verbindlichen Metallschutz an allen spanischen Westindien-Schiffen. Völlige Gewissheit ist aber nur durch weitere Untersuchungen des Wracks und seiner Beifunde zu erreichen.

Wolfram zu Mondfeld, *Karacke JESUS VON LÜBECK. Ein Diskussionsbeitrag* (Das Logbuch 40, 2004, 22f. und 161f.). Vf. formuliert Fragen und wertet Antworten aus mit dem Ziel, ein möglichst zutreffendes Modell des Schiffes zu erarbeiten. Das Schiff war eine der übergroßen Karacken des frühen 16. Jhs., zu denen auch die archäologisch erschlossene englische MARY ROSE gehört. Vf. kann den Bau der JESUS auf die Zeit vor ca. 1515 eingrenzen, weil sie in ihre Stückpforten noch Deckel von innen einsetzen musste und sie noch nicht von außen zuklappen konnte, was erst um 1512 erfunden wurde. Mit ihrer schwachen Bewaffnung war sie mehr ein Repräsentations- als ein Kampfschiff. Sie wurde 1544 nach England verkauft und 1568 vor der Küste von Mexiko im Gefecht mit einem spanischen Geschwader aufgegeben.

Angus Konstam, *Spanish Galeon 1530–1690* (Oxford 2004, 48 S., 51 Abb.). Noch vor der Mitte des 16. Jhs. kreierte Spanien mit der Galeone einen neuen Segelschiffstyp für den Transport der Schätze aus Amerika, für die Verteidigung dieses Handels und für Kriegseinsätze. Dieser Typ wurde zum Symbol für die Macht und den Reichtum Spaniens. Vf. stellt die Entwicklung des Typs ebenso dar wie seine Konstruktion und Artillerie-Ausrüstung, die Personalprobleme für Bau und Unterhaltung, seine Rolle als Frachtschiff und wie er bemannt wurde, sich gegen Überfälle wehrte und in Seekriegen aktiv eingesetzt wurde. Letztmalig erfolgreich war die Galeone 1639 in der Seeschlacht bei den Downs. Als später jene andere Seekriegstaktik entwickelt wurde, in der das schwer bewaffnete Linienschiff als reines Kriegsschiff die entscheidende Rolle spielte, konnte die Galeone nicht mehr wirkungsvoll eingesetzt werden.

Die Taktik des Liniverbandes in einer Seeschlacht wurde endgültig in den englisch-niederländischen Seekriegen entwickelt, vermutlich von den Engländern, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die Vorherrschaft der niederländischen Handelsflotte

zu brechen. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, mussten die Niederländer ihre bisherige Praxis spätestens nach der englischen Navigationsakte von 1651 gründlich ändern. Sie konnten nicht länger erst zu Beginn eines Konfliktes in den Häfen des Landes Handelsschiffe mieten oder kaufen und dann militärisch umrüsten, mussten vielmehr wie die Engländer sich zum Bau richtiger Kriegsschiffe entschließen. Werner Bruns, *Geschichte und Rekonstruktion der EENDRACHT von 1654. Teil 1: Die Geschichte* (Das Logbuch 40, 2004, 92–97) stellt diesen entscheidenden ersten Schritt dar am Beispiel des Flaggschiffes „Eendracht“, des größten von insgesamt 30 neuen Kriegsschiffen, die 1653/54 schließlich gebaut wurden und noch für den Enterkampf konzipiert waren. Nach den Erfahrungen des ersten englisch-niederländischen Seekriegs wurde die Bewaffnung der „Eendracht“ von 58 auf 72 Geschütze gesteigert. Vf. referiert die einzelnen Einsätze des Schiffes, bis es 1665 im zweiten englisch-niederländischen Seekrieg explodierte.

Wenn sich Staaten des Machtmittels einer ständigen Flotte reiner Kriegsschiffe bedienen wollten, mussten sie nicht nur für deren Bau sorgen, sondern hatten dafür zu sorgen, dass die Basen, die Schiffe und ihre Ausrüstungen auf dem neusten technischen Stand gehalten wurden und Offiziere und Mannschaften stets einsatzbereit ausgebildet waren. Dafür waren ständig Probleme der Finanzierung und Kontrolle zu lösen, ein Standard für Krisenzeiten wie für friedliche Phasen festzulegen und der Wille zu seiner Aufrechterhaltung durchzusetzen. Zwei englische Untersuchungen zeigen auf, wie diesbezüglich in Frankreich und England zu unterschiedlichen Zeiten verfahren wurde: Alan James, *The Navy and Government in Early Modern France 1572–1661* (Woodbridge/Rochester 2004, 198 S.); und Clive Wilkinson, *The British Navy and the State in the Eighteenth Century* (Woodbridge/Rochester 2004, 246 S.).

*Maritieme geschiedenis van Nederland in 70 hoogtepunten 1500–2000*, hg. von Remmelt Daalder (Amsterdam 2004, 238 S., reich bebildert). Das Nederlands Scheepvaart Museum präsentiert mit seinen Exponaten 70 Höhepunkte der nationalen Schifffahrtsgeschichte in historischer Reihenfolge. Den Anfang machten im 16. Jh. der erfolgreiche Einstieg in die Seekartographie und die Suche nach der Nordostpassage, gefolgt von den Gründungen der Ost- und der Westindischen Compagnie. Amsterdams Rolle als „Stapelmarkt der Welt“, Walfang und Heringsfischerei, Schiffbau, Seekriege und deren Spiegelung in der Marinemalerei werden dargestellt.

Ganz anders löst das englische National Maritime Museum in Greenwich eine vergleichbare Aufgabe in *Treasures of the National Maritime Museum*, hg. von Gloria Clifton, Nigel Rigby (Greenwich 2004, 256 S., reich bebildert). Aus der weltweit größten Objektsammlung zur Schifffahrt stellt es seine kostbarsten Exponate in farbigen Abbildungen mit kurzen erläuternden Texten vor, geordnet nach Themen in alphabetischer Reihenfolge von „Admirals“ bis „Zulu“. Das Buch deckt denselben Zeitraum ab wie das niederländische Pendant, setzt aber eine Grundkenntnis der englischen Schifffahrtsgeschichte voraus, zu der es eine Fülle aussagefähiger Objekte und Details bietet, die durch einen ausführlichen Index zusätzlich erschlossen werden.

Evan T. Jones, *Charting the world of English fishermen in early modern Iceland* (MM 90, 2004, 398–409). Vf. referiert kurz die Bedeutung des englischen Fischfangs vor Island im 16. und 17. Jh., bei dem in Spitzenjahren bis zu 160 Schiffe mit je 20–40 Mann Besatzung im Einsatz waren, so dass er den Fang vor Neufundland und die Heringsfischerei überflügelte. Die Fischer kamen fast ausschließlich aus Norfolk und Suffolk und angelten Kabeljau und Lengfisch mit Langleinen außerhalb der Sechsmeilenzonen. Den Fang verarbeiteten sie an Bord und verkauften ihn nach bis zu sechsmonatiger Fangreise als Nahrung an die englische Bevölkerung. Anliegen des Vf. ist es, die überlieferten, von den englischen Fischern benutzten geographischen Bezeichnungen an Islands Küsten zu kartieren und zu interpretieren. Er kann zeigen, dass die Bezeichnungen von Kaps, Bergen und Inseln der Navigation und Auffindung der Fangplätze rund Island dienten, dass die Namen von Fjorden Kontakte mit den Isländern anzeigen und dass es keine Kontinuität zu den von Engländern seit dem 19. Jh. benutzten Bezeichnungen gibt. Die Islandfischerei wurde kurz nach 1700 von den englischen Fischern aufgegeben, so dass auch die Erinnerung an die vorher üblichen Bezeichnungen verloren ging.

A. P. van Vliet, *Visers in oorlogstijd. De Zeeuwse zeevisserij in de jaren 1568–1648* (Middelburg 2003, 224 S., zahlreiche Abb.). Aus der Geschichte der Seefischerei wurde die holländische häufig behandelt, die der Prov. Seeland fehlte bisher und wird hier aus profunder Quellenkenntnis wenigstens für die Zeit der Unabhängigkeitskriege dargestellt, als die Fischer unter den Kaperern von Dünkirchen schwer zu leiden hatten. Trotz dieser Bedrohung wurde bis zum Ende des behandelten Zeitraums in den Fischfang investiert.

Ab Hoving und Cor Emke, *Het schip van Willem Barents. Een hypothetische reconstructie van een laat-zestiende-eeuwse jacht* (Hilversum 2004, 128 S., 88 Abb., 14 Schiffspläne, 1 CD-Rom). 1596 war Willem Barents von Holland losgesegelt, um eine Nordostpassage in den Pazifik zu finden. Er überwinterte auf Nowaja Semlja, wo er und viele seiner Gefährten starben. Im Oktober 1597 gelangten zwölf Überlebende zurück, von denen Gerrit de Veer 1598 einen ausführlichen reich bebilderten Bericht veröffentlichte. Seine Kupferstiche und Bemerkungen zum Schiff (übersichtlich zusammengestellt S. 107) sind die wichtigsten Quellen für die Rekonstruktion.

André W. Sleeswyk, *De Gouden Eeuw van het Fluitschip* (Franeker 2003, 208 S., zahlreiche Abb.). Die Fleute war in der europäischen Seefahrt zwischen ca. 1600 und ca. 1800 ein so erfolgreicher Handelsschiffstyp der Niederlande, dass er auch in den umliegenden Ländern nachgebaut wurde. Vf. stellt die Fleute erstmals in einer umfassenden Monographie vor, die ihre Entstehung ebenso behandelt wie ihren Bauplan mit den erfolgreichen Eigenschaften und Besonderheiten, ihre Entwicklung und Verbreitung und schließlich ihre Verdrängung durch die Galiot.

*Riches from Atlantic Commerce. Dutch Transatlantic Trade and Shipping, 1585–1817*, hg. von Johannes Postma und Victor Enthoven (Leiden 2003, 553 S., zahlreiche Abb.). Der Sammelband gibt eine umfassende Übersicht über den Umfang der niederländischen transatlantischen Schifffahrt im 17. und 18. Jh. mit dem überraschenden Ergebnis, dass der Handel mit Amerika einschließlich des

Dreieck-Handels Holland-Westafrika-Amerika den Handel der Ostindischen Compagnie (VOC) bei weitem an Umfang übertraf.

Erik Gøbel, *Danske i det nederlandske ostindiske kompagnis tjenest i det 17. århundrede* (Handels- og Søfartsmuseet på Kronborg Årbog 2003, 7–29). Auf den fast 2000 Schiffen der VOC, die zwischen 1602 und 1795 nach Asien segelten, waren auch zahlreiche Dänen in Dienst, über deren Tätigkeiten Vf. einen Überblick gibt. Als Dänen wertet er alle Untertanen des dänischen Königs aus Dänemark, Norwegen, Schleswig, Holstein und bis 1660 aus Schonen. Vier Reiseberichte zitiert er ausführlich, darunter auch die des Sergeanten Jürgen Andersen aus Schleswig und des Husumer Buchbinders Volquard Iversen, die auch schon als entsprechende deutsche Reiseberichte ausgewertet worden sind (HGBll. 109, 1991, 120). Vf. stellt fest, dass die Dänen trotz ihrer großen Zahl die Niederlande nicht groß beeinflusst haben. Umgekehrt dagegen waren die Niederlande ein Kraftzentrum, das einen enorm starken Einfluss auf Dänemark in allen Bereichen ausgeübt hat, nicht zuletzt auf die Schifffahrt.

Jens Auer, *Myden: a 17th-century Danish Frigate Found in Northern Germany* (IJNA 33, 2004, 2264–280). Von einem vor Arcona auf Rügen entdeckten Schiffsfund ließ sich der Untergang durch die Dendrountersuchung des Feuerholzes an Bord auf Herbst/Winter 1718/19 festlegen. Damit konnte das Schiff als die kleine Fregatte Myden identifiziert werden, die in der Spätphase des großen Nordischen Krieges im November 1718 auf das Arconariff aufgelaufen und schnell gesunken war. Der niederländische Zimmermeister Tys Hermansen van den Burgh hatte sie 1679 in Kopenhagen gebaut. Geborgen wurden Teile der Bewaffnung, persönliche Ausstattung (Tonpfeife, Weinflasche) und Küchengerät.

Karl-Heinz Marquardt, *ROYAL TRANSPORT oder TRANSPORT ROYAL? Gedanken über den ersten Schoner und sein Modell* (Das Logbuch 40, 2004, 59–66). Die 1695 auf der Marinewerft in Chatham gebaute englische Yacht „Royal Transport“ hatte die im Namen ausgedrückte Aufgabe, hochstehende Personen, Kuriere und Materialien während des Krieges mit Frankreich schnell über den Kanal und zurück zu bringen. Die erwünschte Schnelligkeit erreichte sie durch zwei Neuerungen, die sich bewährten und deshalb rasch Schule machten: Ihre zwei Masten erhielten erstmals die später als Schonertakelung bekannte Besegelung mit zwei großen Gaffelsegeln, und ihr Bugspriet wurde erstmals um den Klüverbaum verlängert, so dass ein zusätzliches Stagesegel geführt werden konnte. Vf. erarbeitet aus der vielgestaltigen Überlieferung eine verlässliche Rekonstruktion und referiert die weitere Geschichte des Schiffes, das 1698 dem Zaren Peter d. Gr. geschenkt wurde und 1715 vom Sturm an die Küste geworfen und zerschlagen wurde.

Harald Pinl, *Der Kriegsschiffbau Russlands zwischen 1725 und 1762* (Langenhagen 2003, 265 S., 12 Abb.). Vf. wertet die Gesetze zu Planung und Realisierung des Kriegsschiffbaus vom Tod Peters d. Gr. bis zum Regierungsantritt Katharinas II. aus und weist nach, dass die Flotte quantitativ zwar ihre planerische Stärke zu 60 % eingehalten hat, jedoch gravierende qualitative Mängel aufwies, wie z. B. geringes Qualitätsbewusstsein beim Schiffbaupersonal, Mangel an Eichenholz, Finanzierungsprobleme, Engpässe bei Reparaturen oder Verrotten der Schiffe in den Häfen. Trotzdem wurde aber an der Flotte als solcher festgehalten, so dass diese

Schöpfung Peters d. Gr. für die russische Politik zur Selbstverständlichkeit wurde, ganz im Gegensatz zum gleichzeitigen Preußen. Ein 90-seitiger Anhang von Quellentexten in deutscher Übersetzung beschließt den aufschlussreichen Band.

Thomas Förster, *Die russische Brigg DISPATCH. Ein Wrackfund aus dem 3. Koalitionskrieg gegen Napoleon* (Das Logbuch 40, 2004, 48–58). Der Text ist identisch mit dem in HGBll. 122, 2004, 227 angezeigten Beitrag des Vfs., aber hier sind wesentlich mehr Fundstücke aus dem Wrack abgebildet und eine Zusammenfassung angehängt.

*The First Russian Voyage Around the World. The Journal of Hermann Ludwig von Löwenstern, 1803–1806*, übersetzt von Victoria J. Moessner (Fairbanks, Alaska, 2003, 482 S., 88 Abb.). Der Balte von Löwenstern war auf dem Schiff „Nadezhda“ 4. Offizier und Kartograph der von Kpt. Adam Johann von Krusenstern geleiteten russischen Expedition und hat wie dieser und andere Offiziere ausführlich Tagebuch in deutscher Sprache geführt, das hier mit seinen Handzeichnungen in englischer Übersetzung und mit umfangreicher Einleitung vorliegt. Die Expedition segelte mit vielen Zwischenstationen von Kronstadt um Kap Horn in den Nordpazifik bis Kamtschatka und über St. Helena wieder zurück.

Jörg Vögele, „Tore zum Tod“? *Zur Sterblichkeit in europäischen Hafenstädten des 19. Jahrhunderts* (Schiff und Zeit 59, 2004, 28–32). Vf. zeigt an zahlreichen Beispielen, dass Häfen und Hafenstädte bei der Verbreitung von Epidemien und Seuchen eine zentrale Rolle spielten, so dass auf das Einschleppen per Schiff zurückgeschlossen werden kann. Deutlich manifestiert sich dabei der Zusammenhang von sozialer Lage und Krankheit.

Robert Carter, *Windjammers. The Final Story. A collection of memories, poems and paintings depicting life in the last commercial sailing ships* (Dural NSW, Australien, 2004, 234 S., zahlreiche Abb.). Vf. behandelt weltweit die Schiffe und das Leben an Bord in der Schlussphase der Segelschifffahrt, so dass der deutsche Anteil daran gut zu beurteilen ist.

Zur Navigationsgeschichte sind erschienen: Uwe Schnall, *From South to North and Vice Versa: Some Traces of Contacts and Mutual Influences Concerning Navigational Techniques Between the Mediterranean and Northern Europe in Late Medieval and Early Renaissance Times* (Mediterraneum. Splendour of the Medieval Mediterranean 13th–15th Centuries, Barcelona 2004, 389–399). Vf. arbeitet heraus, dass sich im mittelalterlichen Europa unabhängig von einander zwei ganz unterschiedliche Navigationsmethoden entwickelt hatten, im Mittelmeer die Koppelnavigation mit Magnetkompass, Seekarte und der Sanduhr als Zeitmesser, in Nord- und Ostsee die Navigation nach mündlichen, später auch schriftlichen Segelanweisungen und dem Lot. Trotz intensiver gegenseitiger Kontakte spätestens seit den Kreuzzügen sind bisher nur wenige gegenseitige Beeinflussungen auszumachen. Am schnellsten fanden noch die im 15. Jh. im Mittelmeer entwickelten Winkelmessgeräte zur astronomischen Navigation im Norden Eingang, wo man gleichzeitig auch die Navigation nach dem Kompass in die Segelanweisungen aufnahm. Umgekehrt haben mediterrane Kartographen Küstenbezeichnungen nordischer Segelanweisungen in ihre Karten übertragen. D. h. die unterschiedlichen

Systeme wurden beibehalten und jeweils nur um integrationsfähige Anregungen aus dem anderen System erweitert.

Koenraad van Cleempoel, *A Catalogue Raisonné of Scientific Instruments from the Louvain School, 1530–1600* (Louvain 2002, 284 S., zahlr., meist farbige Abb.). Im 16. Jh. war die Schule von Löwen berühmt für ihre präzisen astronomischen Messgeräte aus Messing. Vf. beschreibt auf den ersten knapp 70 Seiten, wie dieser hohe Standard durch Initiative der Universität erreicht wurde, erläutert Aufbau und Anwendung der Instrumente und stellt dann die erhaltenen 87 Exemplare, vor allem Astrolabien und andere Winkelmessgeräte, in einem ausführlich kommentierten Katalog zusammen. Die Instrumente sind Zeugnisse jenes hohen Standes der Welterfassung, der sich auch auf die Weiterentwicklung der Seekarten auswirkte. Nicht von ungefähr hat G. Mercator sowohl solche Instrumente als auch die erste winkelgetreue Seekarte erstellt.

Marian Czermer, *Eine nautische Karte der Danziger Bucht aus dem Jahre 1596 von Walter Clemens* (HGBll. 122, 2004, 163–173). Vf. dokumentiert einen wichtigen frühen Beleg für den Bedarf an (handgezeichneten) Seekarten im Ostseegebiet. Aus Sorge um die Wasserstraßen nahm der Danziger Rat 1594 Walter Clemens in seinen Dienst, der u. a. mit Erfolg einen Bagger einsetzte und das Fortschreiten der Dünen bei Weichselmünde bekämpfte. 1596 zeichnete er eine Seekarte der Danziger Bucht auf Pergament mit der für solche Karten typischen Darstellung nur des Küstenstreifens mit den Stranddörfern, Häfen und Flussmündungen. Steilküsten sind durch Punktierung hervorgehoben. Für die Praxis der damaligen Schifffahrt ist das gesamte Seegebiet mit den Linien einer 32teiligen Kompassrose überzogen. Vf. stellt dar, wie diese Seekarte benutzt wurde, hat aber keine Information, wer sie tatsächlich anwendete.

W. F. J. Mörzer Bruyns, *Schip Recht door Zee. De octant in de Republiek in de achttiende eeuw* (Amsterdam 2003, 259 S., zahlreiche Abb.). Die erste wesentliche Verbesserung nautischer Instrumente war 1731 die Erfindung des Spiegel-Oktanten durch John Hadley in London und unabhängig davon durch Thomas Godfrey in Philadelphia. Damit konnte der Winkel zwischen einem Himmelskörper und dem Horizont direkt darunter viel exakter als vorher gemessen werden. Vf. behandelt die Einführung, Verbreitung und Anfertigung des neuen Instruments in der Niederländischen Republik.

Rudi Czerwenka, *Wo die Kapitäne geboren wurden. Zur Geschichte der Seefahrtsschule Wustrow* (Kückenshagen 2003, 86 S., 21 Abb. im Anhang). Im 18. Jh. begann die Zahl der Schiffseigner und Seeleute auf dem Fischland rapide zu wachsen. Zunächst reichte noch die Ausbildung durch die Praxis der Seefahrt. Ab 1781 gaben erfahrene Praktiker ersten Navigationsunterricht in ihren privaten Räumen, anfangs nach einem holländischen Navigationsbuch. Erst 1849 wurde in Wustrow eine eigene Seefahrtsschule eröffnet, die auch weiterbestand, als die Segelschifffahrt des Fischlandes ihr Ende fand, und erst 1992 schließen musste, weil sich der Personalbedarf der deutschen Seeschifffahrt drastisch verringert hatte.

Die Küstenschifffahrt ist immer noch ein Stiefkind der Forschung. *Coastal Shipping and the European Economy 1750–1980*, hg. von John Armstrong und



Andreas Kunz (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte, Beiheft 53, Mainz 2002, 263 S.) versucht eine begrüßenswerte Abhilfe mit 17 überarbeiteten Beiträgen einer 1997 in Mainz gehaltenen Tagung zur Küstenschiffahrt europäischer Staaten von der Türkei und Italien über Spanien, Frankreich und Großbritannien bis zu Nord- und Ostseeanrainern in englischer Sprache. Ursprünglich war vorgesehen, im europäischen Vergleich als Summe aus den Forschungen der einzelnen Länder die wirtschaftliche Bedeutung der Küstenschiffahrt Europas u. a. für Industrialisierung und Urbanisierung zu ziehen. Fehlende Vorarbeiten zwangen jedoch die Autoren, weitgehend wissenschaftliches Neuland zu beackern, so dass der Band eine sehr nützliche europaweite Pionierarbeit vorlegt, die durch ein ausführliches Register erschlossen ist. Zwar fehlen Länder mit so ausgedehnter Küstenschiffahrt wie Norwegen, zwar ist von dem im Titel genannten Zeitraum bei den meisten Ländern nur ein z. T. sehr kurzer Abschnitt dargestellt worden, aber ein verheißungsvoller Anfang wurde gemacht und fordert zur Weiterarbeit heraus.

J. Vermeer, *de boeier* (Alkmaar 2004, 527 S., zahlreiche Abb. und Schiffsrisse). Vf. stellt zunächst die Typengeschichte des einmastigen Küstenseglers dar, der im 15. Jh. als Frachtsegler entstand und im 17. Jh. auch als Yacht für Personen eingesetzt wurde. Ein zweites Kapitel befasst sich mit Form, Konstruktion und Einrichtung und ein drittes Kapitel zeigt den heutigen Einsatz als Freizeit- und Regattaboot auf. Der Hauptteil ab S. 35 ist ein Katalog der noch nachweisbaren individuellen „boeier“ mit Lebenslauf und bildlicher Darstellung.

Hans Szymanski, *Die Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt* (Neuaufgabe 2004, 87 S., 16 Fotos und 29 Risse auf 16 Tafeln, zu beziehen bei D. Kripahle, Am Köben 12, D-27299 Langwedel). Dieses erste Werk des bedeutenden Schifffahrtshistorikers hatte der HGV 1929 herausgegeben als zusammenfassende Darstellung der damals größtenteils noch im Einsatz befindlichen Segelschiffe der deutschen Küstenschiffahrt. Abgesehen von ganz wenigen von Vereinen gesegelten Typen sind diese Schiffe heute verschwunden. Umso wertvoller ist die nach 75 Jahren wieder aufgelegte Dokumentation der Schlussphase einer Jahrhunderte alten Segelschiffsentwicklung mit den detailliert aufgeschlüsselten Tabellen zum Bestand deutscher Segelschiffe 1928 und einer Erläuterung der Fachbegriffe von Walther Vogel. Speziell für die Neuaufgabe hat Jürgen Meyer einen kurzen Nachruf auf den Autor verfasst. Zu bemängeln ist nur, dass sämtliche 29 Schiffsrisse durch die digitale Wiedergabe an Schärfe sehr verloren haben.

Stefanie Hose, *Küstenfischerei im Wandel. Der Fischerort Gothmund an der Lübecker Bucht im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts* (Europäische Ethnologie Bd. 1, Münster 2003, 355 S., 65 Abb.). Die inhaltsreiche Kieler Dissertation erfasst den Fischerort zum Zeitpunkt, an dem das traditionelle Verhalten sich den Bedingungen der Industriegesellschaft anpasst und zeigt deshalb eingangs die Entstehung des Ortes aus den im späten Mittelalter nahe den Fanggründen angelegten Schutzhütten der Lübecker Stadtfischer auf, die zunächst nur im Sommer, später ständig bewohnt (erste Erwähnung 1502) waren. Die Fischer haben sich nie von Lübeck gelöst. Ihre Fischereirechte waren an den Hausbesitz gebunden. Mit ihrer genauen Beschreibung der Fanggründe, Befischungsrechte, Handwerkzeuge (Netze, Fahrzeuge) und ihrer Einsätze vermittelt Vf. in gute Einblicke in die Geschichte dieser Küstenfischerei.

Zur Geschichte der Binnenschifffahrt wurden sehr unterschiedliche Fragestellungen bearbeitet:

Detlev Ellmers, *Dr. Martin Eckoldt, 1910–2003* (DSA 26, 2003, 7–19). Vita und Bibliographie des Wasserbauingenieurs mit all seinen Beiträgen zur Geschichte der Binnenwasserstraßen in Mitteleuropa. Seine größte Leistung als Historiker war die Erarbeitung einer Methode zur Festlegung der Schiffbarkeitsgrenzen von Flussoberläufen in Vorgeschichte, Römerzeit und frühem Mittelalter vor Beginn der Mühlenstauung.

Olaf Höckmann, *Zur Schiffbarkeit der oberen Donau in römischer Zeit* (DSA 26, 2003, 23–40). Vf. legt überzeugend dar, dass der Beginn der Schiffbarkeit der Donau in römischer Zeit nicht auf einen einzigen Punkt festgelegt werden kann. Von der Mündung der wasserreichen Iller bei Ulm an war die Donau auch für größere Binnenschiffe problemlos schiffbar. Weiter flussauf setzte die Versickerungszone zwischen Immendingen und Fridingen eine besondere Grenze: Unterhalb konnten kleinere Fahrzeuge verkehren, oberhalb vom Römerlager Hüfingen ab auch, mussten aber oft längere Zeit warten, bis der Wasserstand nach entsprechenden Regenfällen im Schwarzwald die Passage der Versickerungszone zuließ. Damit kann jetzt die Nutzung der Donau und ihrer Nebenflüsse für die römische Schifffahrt sicher beurteilt werden.

*2000 év a Duna mentén/2000 Jahre entlang der Donau*, hg. von Zoltán Huszár, Andrea Vándor und Judit Walterné Müller (Pécs 2003, 424 S.). Ungarische und österreichische Wissenschaftler haben im Hinblick auf den EU-Beitritt Ungarns die unterschiedlichen Aspekte der Kulturvermittlung entlang der Donau dargestellt. Alle Texte sind im ersten Teil in ungarischer, im zweiten in deutscher Sprache abgedruckt. Die Schifffahrt wird behandelt von Zsolt Visy, *Rolle und Bedeutung der Donau im Karpatenbecken zur Römerzeit* (233–240), Márta Font, *Pilger, Kreuzfahrer und Händler entlang der Donau im 11.–13. Jahrhundert* (247–252) und Zoltán Huszár, *Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert* (325–336).

Hermann Schaub, *Die obere Ems im Verkehrsnetz des 10. Jahrhunderts* (Heimatjahrbuch Kreis Gütersloh 2004, Gütersloh 2003, 88–95). 952 wurde dem Bischof von Osnabrück das Marktrecht in Wiedenbrück an der oberen Ems erteilt. Daran anknüpfend untersucht Vf. die Lage dieses Marktes im Fernverkehrsnetz und kommt zu dem überzeugenden Schluss, dass der Ort nicht nur an einer von Soest über Minden nach Norden führenden Straße lag, sondern auch eine schiffbare Verbindung zum Meer hatte, weil die Ems, damals bis dorthin mit kleinen, flachbodigen Booten befahrbar war. Sein wichtigstes Indiz dafür ist die heutige Wasserführung der Ems, die am Pegel Rheda nur wenige km unterhalb von Wiedenbrück im Jahresmittel 3,27 m<sup>3</sup>/sek. beträgt, womit nach der von Martin Eckoldt entwickelten Methode (vgl. HGBll. 100, 1982, 175) im 10. Jh. entsprechende Schifffahrt möglich war. Besonders wichtig für die Beurteilung der Stellung Wiedenbrücks in dem auf S. 88 kartographisch dargestellten Verkehrsnetz ist der Hinweis des Vf., dass von dort mit Fuhrwerken in nur einer Tagesreise die ebenfalls schiffbare obere Lippe und damit der Anschluss an die Rheinschifffahrt bequem erreicht werden konnte.

Eric Rieth, *La pirogue 2 de Mortefon (Charente-Maritime): remarques sur l'architecture monoxyle et le 'système nautique' du bassin de la Charente au Moyen Âge* (Mer et Monde. Questions d'archéologie maritime. Archéologiques, Collection Hors – Serie 1, Québec 2003, 43–61). In der Charente wurde ein hochmittelalterlicher Einbaum von 9,06 m Länge gefunden. Er hat steile Seiten und einen flachen Boden, der an beiden Enden bis zur Oberkante ansteigt und dort innen Stufen hat als Standplatz für je einen stakenden Schiffer. Vf. dokumentiert den Fund und ordnet solche Einbäume dem ‚nautischen System‘ der dortigen Landwirtschaft zu, das sich erst drastisch änderte, als der Fluss seit dem 12.–13. Jh. für den extensiven internationalen Weinhandel geöffnet wurde.

Zwei Funde flachbodiger Binnenschiffe des Mittelalters wurden zum Anlass genommen, die Archäologie flachbodiger Wasserfahrzeuge in Europa aus unterschiedlichen Blickwinkeln neu zu beleuchten: *Der Prahm aus dem Hafen von Haithabu. Beiträge zu antiken und mittelalterlichen Flachbodenschiffen*, hg. von Klaus Brandt und Hans Joachim Kühn (Schriften des Archäologischen Landesmuseums, Ergänzungsreihe Bd. 2, Neumünster 2004, 151 S., 104 Abb.). Die Auffindung eines um oder nach 1184 dendrodatierten Prahms vor Haithabu war 2002 Anlass zu einem wissenschaftlichen Kolloquium nicht nur über diesen Neufund, sondern zur Archäologie von Flachbodenschiffen überhaupt. Die jetzt gedruckt vorliegenden Beiträge behandeln hauptsächlich flachbodige Wasserfahrzeuge der Hansezeit, befassen sich aber auch mit deren bis in die Vorgeschichte zurückreichenden Vorläufern: Ronald Bockius, *Antike Prahme und ihre Rolle in der Binnenschifffahrt der gallisch-germanischen Provinzen* (125–151), erörtert die älteste hier behandelte Fundserien aus provinzialrömischer Zeit. Er macht wahrscheinlich, dass die größten von ihnen mit Längen bis zu mehr als 30 m Transporte für das Militär durchführten, und versucht die Variationsbreite der unterschiedlichen Konstruktionen zu klassifizieren. Lediglich der Fund vom Laibacher Moor aus den vorchristlichen Jahrhunderten fällt konstruktiv aus diesem Rahmen und gibt eine erste Vorstellung von der älteren Bauweise. S. 135f. weist er auf ein weiteres Konstruktionsdetail hin, dessen Vorläufer bereits bei bronzezeitlichen Flachbodenschiffen Englands beobachtet wurde. Auf S. 64f. wird eine weitere Verbindungslinie zu einem bronzezeitlichen Befund in Schleswig-Holstein aufgezeigt. Damit deuten sich immerhin ältere Wurzeln der Bauweise in jenen Ländern an, in denen die Binnenschifffahrt eine größere Rolle spielte als in den Mittelmeerländern. Am Beispiel von römerzeitlichen Schiffsfunden der Schweiz zeigt Béat Arnold, *A page of naval archaeology illustrated by the close examination of some traditional boat craft from Lake Neuchâtel, Swizerland* (97–103), die Fülle von Details auf, die auch bei scheinbar einfach gebauten Bootsfunden zu dokumentieren ist. André van Holk, *Some remarks on flat-botomed boatfinds from the Netherlands* (105–123) schließt zeitlich an mit Funden des 10–16. Jh. aus dem Rheinmündungsgebiet (vgl. HGBll. 121, 2003, 217), für deren sehr unterschiedliche Typen er eine Klassifizierung nach Konstruktionsmerkmalen vorlegt. Waldemar Ossowski, *Medieval large river craft from the Vistula, Poland* (83–95), zeigt die Variationsbreite der Konstruktionen von Flachbodenschiffen des 13.–15. Jh. im Weichselmündungsgebiet auf. Hans Joachim Kühn, *Ein hochmittelalterlicher Fährprahm im Haddebyer Noor (Haithabu Wrack IV)* (9–16) dokumentiert die archäologischen Befunde einschließlich der Dendrodatierung, leitet aus der Form des Fundes die eindeutig erkennbare Funktion als Wagenfähre ab und

benutzt ihre korrekte mittelalterliche Bezeichnung „Prahm“. Jan Bill, Frederick Hocker, *Haithabu 4 seen in the context of contemporary shipbuilding in Southern Scandinavia* (43–53), arbeiten heraus, dass der Fährprahm von Haithabu und sein etwas älteres, aber viel kleineres Gegenstück von Egersund konstruktiv enger mit den in etwa zeitgleichen frühen Koggefunden an Jütlands Ostküste verwandt sind als mit den Nachfahren der skandinavischen Wikingerschiffe. Christian Radtke stellt *Den Prahm „Haithabu IV“ in seinen historischen Kontext: Schleitransit, Fährstation, Überlandwege und Kirche von Haddeby* (17–41). Diese sorgfältige Darstellung der Verkehrslage Schleswigs zeigt erstmals die für den Warentransport wichtige Rolle der über die Schlei führenden Wagenfähre auf. Auch Marcus Nilsson, Marek Krąpiec und Waldemar Ossowski, *Medieval Barges from Falsterbo, Sweden* (71–81), können die genaue Funktion der in Falsterbo ausgegrabenen Prahme (die sie als „barges“ bezeichnen) aufzeigen: Sie dienten als Leichter für des Ent- und Beladen der weit draußen vor dem flachen Strand auf Reede ankernden Koggen der Hansekaufleute und waren nach gleichen Prinzipien gebaut wie die oben genannten Fähren, nur mit ganz anderen Bug- und Heckkonstruktionen. Für den bald nach 1344 bei Falsterbo gebauten Prahm VI hatte man einen Teil der Hölzer aus der Umgebung von Danzig und weitere von anderer Stelle importiert! Mit seinem *Beitrag zur Wörter-und-Sachen-Forschung: Kahn, Prahm und andere flachbodige Schiffstypen* (55–69) arbeitet Detlev Ellmers heraus, welche archäologisch bekannte Schiffskonstruktion man in Mittelalter und früher Neuzeit am Rhein als „oberländisches Schiff“ und an der Weser als „Baumschiff“ bzw. „Schiff“ bezeichnete, welche in Norddeutschland als „Kahn“ und welche rings um die westliche Ostsee als „Prahm“. Für die anderen im Rhein- und Weichselmündungsgebiet ausgegrabenen Flachbodenschiffe konnte die zeitgenössische Typenbezeichnung noch nicht ermittelt werden.

Oliver Nakoinz, *Wrack 4 von Haithabu – Ein Prahm des 12. Jahrhunderts und seine Parallelen im Ostseeraum* (Archäologisches Korrespondenzblatt 35, 2005, 123–142). Nach Dokumentation der geborgenen Fundstücke und Darstellung der Konstruktion bemängelt Vf., dass „Prahm“ nicht hinreichend definiert sei und arbeitet anhand von 20 Funden flachbodiger Fahrzeuge rund um die Ostsee (Fundkatalog 137–139) drei Typen mit unterschiedlichen Grundrissen heraus, die er nach Fundorten benennt: Egersund rechteckig, Falsterbo vorn spitz, achtern rechteckig und Elbing an beiden Enden spitz. Dabei übersieht er aber, dass mittelalterliche Schriftquellen im Ostseegebiet nur die beiden erstgenannten Grundrisstypen als „Prahm“ bezeichnen. Die an beiden Enden spitzen Flachbodenfahrzeuge hießen je nach Bauart entweder „Kahn“ oder noch anders. Der Typ Elbing sollte deshalb nicht als Prahm bezeichnet werden, sondern schlicht als Flachbodenschiff unbekannter Typenbezeichnung.

Dietrich Hakelberg, *Das Kippenhorn bei Immenstaad. Archäologische Untersuchungen zu Schiffahrt und Holzschiffbau am Bodensee vor 1900* (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 56, Stuttgart 2003, 149 S., 204 Abb., 18 Tfn., 1 Planbeilage). Diese Freiburger Dissertation bietet eine detaillierte Dokumentation des beim Kippenhorn ausgegrabenen Wracks eines um 1337 (Dendrodatum) gebauten flachbodigen Lastschiffes und der dortigen Landestelle. Vf. vergleicht die Konstruktion mit der von 56 anderen Funden europäischer Flachbodenschiffe von der Bronzezeit bis zum 18. Jh. nach Chr., bei denen jeweils zwei

einbaumartige Hölzer den Übergang vom flachen Boden zu den Seiten vermitteln (Katalog S. 193–203). Mit diesen teilt das Schiff vom Kippenhorn zwar unterschiedliche technische Details, bildet aber einen sonst nirgends gefundenen eigenen Typ, den Vf. schließlich einordnet in die zumeist jüngere schriftliche, bildliche und übrige archäologische (nur sekundär verbaute Schiffsteile) Überlieferung zu Bodensee-Schiffen. Die sehr umsichtige Dissertation wird ergänzt durch die Ergebnisse der Dendrountersuchung von Willy Tegel (227–233), die schiffstechnischen Berechnungen von Johannes Leidenfrost (235–238), Regesten zur Geschichte des Kippenhorns bis 1800 von Wolfgang Trogus und Vf. (239–245) sowie ein nützliches Glossar.

Horst Menzel, *Das Waterschip. Eine Bezeichnung für drei unterschiedliche Schiffstypen* (Das Logbuch 40, 2004, 113–121). Das erste schriftlich erwähnte Wasserschiff diente 1339 dem Transport von Fischen nach Amsterdam. Der Typname ist von der Bün, einem wasserdurchfluteten Schiffsraum, abgeleitet, in dem Fische lebend aufbewahrt und transportiert wurden. Seit dem 16. Jh. lässt sich die Schiffsentwicklung nachzeichnen. Die Schiffe fuhren ausschließlich auf der Zuyderzee und waren so hervorragende Segler, dass sie schon frühzeitig auch als Schleppfahrzeuge für die großen Ostindienfahrer der VOC eingesetzt wurden, um diese über die Untiefe des Pampus zu ziehen. Anfangs wurden dafür die Löcher der Bün mit Stopfen abgedichtet. Später baute man sie auch als reine Schleppschiffe ohne Bün unter derselben Bezeichnung. Erst nach der Eröffnung des Nord-Holland-Kanals 1825 wurden diese nicht mehr gebraucht. Die beiden anderen Typen hatte man daraus für den Transport von Wasser weiterentwickelt. Da die Bierqualität von der Wasserqualität abhängt, brauchten Amsterdams Brauereien gutes Wasser von außerhalb. Dafür fuhr man mit diesen Wasserschiffen zur Vecht oder ins Haarlemmermeer, öffnete die beiden Bodenventile in dem eingebauten großen Wassertank, ließ das Wasser einströmen, schloss die Ventile und pumpte es schließlich in die Wasserbehälter der Amsterdamer Brauereien. Der dritte Einsatz erfolgte in gleicher Weise, nur war diesmal Meerwasser zu transportieren zu den zahlreichen Salzsiedereien, die in Holland und Friesland das aus Frankreich importierte billige, aber ziemlich unreine Baiensalz dadurch veredelten, dass sie es in Meerwasser auflösten und die Verunreinigungen herausfilterten. Dadurch verfügten die Holländer über ein qualitätvolles Salz, das immer noch billiger war als das Lüneburger Salz, dem es erhebliche Konkurrenz machte.

*Im Fluss. Bergung, Konservierung und Präsentation der historischen Weserschiffe*, hg. von Vera Lüpkes (Tübingen 2001, 72 S. zahlreiche Abb.). Das Weserrenaissance-Museum Schloss Brake hat bei Rohrsen an der Mittelweser zwei Wracks flachbodiger Lastschiffe ausgegraben, konserviert und ausgestellt. Als Ladung waren noch große Quader und Brunnenringe aus Obernkirchener Sandstein an Bord. Einige trugen ein Steinmetzzeichen, das auch auf einem Brunnenring in Bremen-Mittelshuchting zusammen mit der Jahreszahl 1777 und den Initialen J. M. entdeckt wurde. Die Schiffe transportierten demnach Steine des Steinmetzen Johann Maaß, der 1790 starb, werden also in den ca. 15 Jahren davor untergegangen sein. Eckehard Deichsel stellt *Die Konstruktion der Weserlastkähne* dar (52–57). Von dem ursprünglich ca. 40 m langen Kahn A waren 24,37 m mit 2,10 m Bodenbreite und 1,24 m Bordwandhöhe erhalten, von dem ca. 30 m langen Kahn B 17,22 m mit 1,06 m Bodenbreite und 1,02 m Bordwandhöhe.

Reinhard Wessels und Gerd Schepers, *Zur Geschichte der Harener Binnen-, Küsten- und Seeschifffahrt* (Haren/Ems, 2004, 657 S., zahlreiche Abb.). Dokumentation der in Haren beheimateten Schiffe und ihrer Reeder in Wort und Bild. Der älteste nachweisbare Typ ist die als flachbodiges Binnenschiff auf der Ems verkehrende hölzerne Pünke, deren Herausbildung um 1400 angesetzt wird. In der frühen Neuzeit hatte sie einen Mast und wurde flussauf mit Pferden getreidelt. Im 20. Jh. wurden Püntten zu Schleppzügen zusammengestellt; die letzte war bis 1958 in Fahrt, so dass für diese Zeit Bau und Einsatz mit zahlreichen Fotos dokumentiert werden konnten (24–43). Seit dem späten 19. Jh. haben sich immer mehr Püntenschiffer auf maschinengetriebene Schlepper, Küsten- und Seeschiffe umgestellt, die das eigentliche Thema dieses Bandes bilden. D. E.

## VORHANSISCHE ZEIT

Der Sammelband *Slawen und ihre Nachbarn im Frühmittelalter*, hg. von Marek Dulnicz (*Słowianie i ich sąsiedzi we wczesnym średniowieczu*, Lublin-Warszawa 2003, Wydawnictwo Uniwersytetu Marii-Curie-Skłodowskiej, 475 S., zahlreiche Skizzen und Zeichnungen), der dem Forscher der Slawen und der Wandervölker Wojciech Szymański anlässlich seines 70. Geburtstages gewidmet wurde, enthält einige Beiträge, die sich auf die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen im Ostseeraum in der vorhansischen Zeit beziehen. Der Beitrag von Mariusz Błoński, *Der Sporn von Radachówka an Świder im Kreis Otwock* (Ostroga z Radachówki nad Świdrem w powiecie Otwock, 109–114), bringt einen neuen Hinweis auf die Anwesenheit der Normannen in den polnischen Ländern an der Wende des 10. und 11. Jhs. Wojciech Chudziak, *Frühmittelalterliche Importe aus Skandinavien von Kałdus beim Kulm im Ostpommern* (Wczesnośredniowieczne „importy“ skandynawskie z Kałdusa pod Chełmem na Pomorzu Wschodnim, 117–125), behandelt auf Grund der Ausgrabungen auf dem Gelände einer frühstädtischen Siedlung aus dem 10. Jh. die Kontakte zwischen dem Piastenreich und Skandinavien. Władysław Duczko analysiert in seinem Beitrag *The ways things were moving: Staraja Ladoga – Birka – Staré Mesto – Gradešnica* (127–131) die Kontakte zwischen dem Ostseeraum und den Gebieten des Mährenreiches und des Bulgarenreiches. Władysław Łosiński, *Die skandinavische Kleeblattfibel aus dem Friedhof in Świętłub bei Kolberg – ein chronologischer Aspekt* (Trójramienna zapinka skandynawska z cmentarzyska w Świętłubiu pod Kołobrzegiem – aspekt chronologiczny, 133–139), liefert einen Beitrag zur Datierung der skandinavischen Einfüsse in Pommern. Michał Parczewski, *Der Frühmittelalterliche Schwertband von Rybiczno im Kreis Lipsko* (Wczesnośredniowieczny trzewik pochwy miecza z Rybiczna pow. Lipsko, 147–154), weist darauf hin, dass das Gebiet des heutigen Polens keine größere Rolle in der militärischen Aktivität der Normannen spielte. R. Cz.

Bettina Emmerich, *Geiz und Gerechtigkeit. Ökonomisches Denken im frühen Mittelalter* (VSWG Beihefte 168, Stuttgart 2004, Franz Steiner Verlag, 334 S.). – Stolz und Habgier, Hochmut und Habsucht galten im Mittelalter als Laster, ja als Todsünden. Doch auch Klöster mußten ihre landwirtschaftlichen Erträge verkau-

fen, mußten dafür einen Preis festlegen und sollten zudem Gewinne erzielen. Die Grundherrschaften wurden dabei zu landwirtschaftlichen Großbetrieben und zu erfolgreichen Wirtschaftsunternehmen. Doch wie stand es um die theoretische bzw. theologische Grundlegung der Klosterökonomie? Die Quellengrundlage der vorliegenden Arbeit sind vor allem Rechtstexte sowie hagiographische und historiographische Text der Zeit um 800. In einem ersten Teil werden Nachrichten über Haushalts- und Betriebsführungen zusammen- und den recht konträren Positionen der modernen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung gegenübergestellt. Teil zwei entwickelt daraus den Arbeitsgriff des ökonomischen Denkens, und im dritten Teil wird die Rolle von Hauswirtschaft und Markt untersucht. Zu einer guten Ordnung der Wirtschaft gehörten das Recht, die Maße, die Währungen und nicht zuletzt auch die Preise, aber auch eine Vorstellung von Wucher, Habgier und anderem Fehlverhalten. Anschaulich wird die Gratwanderung zwischen der Habsucht und dem gerechten Preis herausgearbeitet. Auch der Gabe, der Stiftung kommt in diesem Wertesystem eine besondere Bedeutung zu. Insgesamt gesehen kann das Bild einer höchst effizienten und technologiebegeisterten Klostergemeinschaft gezeichnet werden. Austauschgerechtigkeit, Vertragsgerechtigkeit und Fürsorgepflicht werden als Schlüsselbegriffe des auch bezüglich seiner theoretischen Fundierung erstaunlich hoch entwickelten Wirtschaftssystems der Karolingerzeit herausgestellt. Die Arbeit bietet ein tragfähiges Fundament auch für Studien zum ökonomischen Denken späterer Epochen.

W. Schmid

## ZUR GESCHICHTE DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN UND DER BENACHBARTEN REGIONEN

(Bearbeitet von *Roman Czaja, Antjekathrin Graßmann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Günter Meyer, Ortwin Pelc* und *Hugo Weczerka*)

RHEINLAND/WESTFALEN. Hugo Stehkämper, *Köln – und darüber hinaus. Ausgewählte Abhandlungen*, 2 Bde. (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, 93. und 94. Heft, Köln 2004, Historisches Archiv der Stadt Köln, zus. 1634 S., 37 Abb., 2 Tabb.). – Bei Gelegenheit der Einweihung des Neubaus des Kölner Stadtarchivs, dessen langjähriger Leiter er war, hat St. dazu aufgefordert, „die leicht angestaubte Kölner Stadtgeschichtsforschung stellenweise auf(zu)frischen“. Er selbst hat dazu mit einer Vielzahl wegweisender Studien wichtige Beiträge geleistet – das Schriftenverzeichnis weist weit über 100 Aufsätze aus (Rezensionen, Nachrufe u. a. nicht mitgezählt). Die vorliegende, von Everhard Kleinertz hg., stattliche Sammlung von Aufsätzen St.s entstand anlässlich seines 75. Geburtstags. Zusammengetragen sind 33 Aufsätze, z. T. monographischen Umfangs, die zwischen 1961 und 2003 entstanden sind und sich mit der Geschichte der Stadt Köln in ihren Beziehungen zum erzbischöflichen Stadt- und Landesherrn, zum Reich und zum Papsttum beschäftigen, die innere Entwicklung der Stadt zum Gegenstand haben, die Geschichte einzelner Erzbischöfe als Kurfürsten und Landesherren vornehmlich des 12. und 13. Jhs. thematisieren (mit einigen grundsätzlichen Studien zu den verfassungsgeschichtlichen Problemen im Umkreis der Doppel-



wahl von 1198) oder sich mit Kölner („- und darüber hinaus“) Politikern des 19. und 20. Jhs. beschäftigen. Sie zeigen, daß St. sich nicht gescheut hat und sich nicht scheut, schwierige Themen der Rechts- und Verfassungsgeschichte aufzugreifen und sie gründlich und in größter Quellennähe zu bearbeiten. Die Auswahl der wiederabgedruckten Aufsätze hat St. selbst vorgenommen. Die Texte folgen im wesentlichen dem Wortlaut der Erstveröffentlichung; nur gelegentlich sind kleinere Änderungen vorgenommen und Hinweise auf zwischenzeitlich erschienene neuere Arbeiten in die Fußnoten aufgenommen worden. Wo nötig, sind den Aufsätzen Nachträge hinzugefügt worden, in denen St. auf „gewandelte Auffassungen, bessere Einsichten“ (1591) oder inhaltlich weiterführende Neuerscheinungen eingeht. Da viele der Beiträge verstreut in verschiedenen Festschriften, Sammelbänden oder Ausstellungskatalogen veröffentlicht worden sind, wird mit der vorliegenden Sammlung nicht nur die beeindruckende wissenschaftliche Leistung St.s gewürdigt, sondern es wird auch – dankenswerterweise – ein wichtiger Teil seiner Arbeiten der Forschung bequemer verfügbar gemacht. V. H.

Wolfgang Herborn, *Städte am Rhein. Aspekte ihrer Geschichte* (in: Rheingold. Menschen und Mentalitäten im Rheinland. Eine Landeskunde, hg. von Jörg Engelbrecht u. a., Köln 2003, 247–306, 25 Abb., 3 Tabb.), schildert die Entwicklung des rheinischen Städtewesens, wobei als „rheinische“ Städte diejenigen verstanden werden, die auf dem Gebiet der ehem. preußischen Rheinprovinz lagen, und fragt, ob dem „Urbanisierungs- bzw. Verstädterungsprozeß am Rhein etwas typisch Rheinisches anhaftet“ (247). H. hebt die Bedeutung des Rheins als ideale Voraussetzung für die Besiedlung hervor und geht dann auf das römische Erbe vieler rheinischer Städte sowie die Entwicklung der rheinischen Städtelandschaft im späten Mittelalter ein, die sehr eng verknüpft war mit der Ausgestaltung der Territorien im Rheinland und in der sich die nördlichen Rheinlande mit ihrer hohen Städtedichte deutlich von den südlichen Landesteilen unterschieden. Die im 16. Jh. einsetzenden politischen, wirtschaftlichen, verfassungsrechtlichen und konfessionellen Veränderungen ließen in der frühen Neuzeit neue Städtetypen (Residenzstädte, Festungsstädte, Exulantenstädte, Industriestädte) entstehen. Das 19. und frühe 20. Jh. waren im Zeichen der Industrialisierung (Montan-, Verhüttungs-, Textilindustrie) geprägt von einem bis dahin nicht gekannten Bevölkerungswachstum in den Städten – zwischen 1816 und 1939 stieg der Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung in der Rheinprovinz von knapp 25 % auf 67,5 % (wobei sich auch hier die Verhältnisse im Norden deutlich von denen im Süden unterschieden) –, zunehmender Verstädterung und Urbanisierung. Auch wenn sich typisch Rheinisches oder ein spezifisch „rheinisches“ Bewußtsein in den Städten kaum erkennen läßt – sowenig sich die Städte im späten Mittelalter als „rheinische“, sondern als kurkölnische, klevische, bergische usw. verstanden, und rechtsrheinisch im 19. und 20. Jh. die „Ruhrgebietsstädte“ entstanden –, bleibt die von H. aufgeworfene Frage nach den Mustern regionaler Identitätsstiftung – auch mit Blick auf die im 19. Jh. geschaffene politische Landschaft „Rheinprovinz“ – eine außerordentlich spannende. V. H.

Friedrich Pfeiffer, *Zollpolitik und Zollpraxis am Rhein im 14. und 15. Jahrhundert. Fiskalinteresse und Handelssteuerung* (RheinVjbl. 68, 2004, 64–82). Bekanntlich gehörten die Einnahmen aus den Rheinzöllen zu den „besten Renten“ der Zollinhaber, wobei die vier rheinischen Kurfürsten als die Inhaber der meisten

Zollstellen in besonderer Weise betroffen waren. Seit dem 14. Jh. betrieben sie deshalb eine gemeinsame Zollpolitik, bei der es sowohl um die Angleichung der Zolltarife, als auch um die Abwehr neuer Zölle ging. P. erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß die Gegensätze in der Zollpolitik zwischen den rheinischen Kurfürsten und König Wenzel ein wichtiger Grund für dessen Absetzung waren. P. kann zeigen, daß der Rückgang des Rheinhandels im 15. Jh. nicht eine Folge der „Überlastung des Rheins mit Zollabgaben“ (79) war. Denn die an den Zollstellen tatsächlich geleisteten Zahlungen lagen deutlich unter den nominalen Zollsätzen, weil das Zollpersonal, um ein Ausweichen des Handelsverkehrs auf den Landweg zu verhindern, mit Duldung der Zollinhaber bei der Zollbemessung den Schiffern weit entgegenkam. Was man vermißt, ist eine Karte der Zollstellen im Untersuchungsgebiet. V. H.

Kay Peter Jankrift, *Schwarzer Tod und „Großes Sterben“*. *Seuchen im spätmittelalterlichen Köln* (Geschichte in Köln 51, 2004, 9–21). 27 Seuchenausbrüche lassen sich für die Jahre 1350 bis 1600 in Köln nachweisen. Drei gut dokumentierte werden herausgegriffen, um die Kontinuität einzelner Verhaltensmuster herauszustellen: Der Schwarze Tod von 1349/52, eine Seuche von 1450 sowie die Pestepidemie von 1540, über die sich aus den Tagebüchern des Hermann Weinsberg und den Ratsprotokollen detaillierte Hinweise gewinnen lassen. Der Rat ließ die freilaufenden Schweine einfangen, den Müll entfernen, reformatorische Ideen bekämpfen und lutherische Bücher beschlagnahmen sowie in allen Kirchen Messen lesen, um den göttlichen Zorn zu mindern. Städtische Einrichtungen wurden geschlossen, viele Bürger flohen aus der Stadt. Die individuelle Pestprophylaxe umfaßte den Aderlaß und das Ausräuchern der Häuser mit Wachholder. W. Schmid

Rosemarie Kosche, *Studien zur Geschichte der Juden zwischen Rhein und Weser im Mittelalter* (Forschungen zur Geschichte der Juden A/15, Hannover 2002, Verlag Hahnsche Buchhandlung, X, 438 S., 2 Ktn. in Tasche). – Die von A. Haverkamp angeregte Trierer Dissertation von 2001 stellt sich die Aufgabe, „wesentliche Aspekte der Geschichte der Juden im Untersuchungsraum in einer siedlungs-, sozial-, rechts-, wirtschafts- und religionsgeschichtliche Fragestellungen verknüpfenden Darstellung vergleichend zu untersuchen“ (3). Zunächst werden die siedlungsgeschichtlichen Belege zusammengestellt, kritisch gewürdigt und kartographisch dargestellt. Vf.in geht dabei recht schematisch in 50-Jahres-Schritten vor, die sich zwar an Haases Entstehungsschichten der westfälischen Stadt anlehnen, dadurch aber, mit der Ausnahme 1350, nicht plausibler werden. Gerade die kartographische Darstellung zeigt recht deutlich die späte und quantitativ geringe jüdische Siedlungstätigkeit zwischen Rhein und Weser, selbst wenn man berücksichtigt, dass bei gebotenen Bedarf auch noch rechtsrheinische und linksweserische Gebiete bearbeitet werden. Deutlich wird, der geringen Belegdichte zum Trotz, „die prosopographische Vernetzung“ (7) der jüdischen Gemeinden untereinander, v. a. aber ihre Ausrichtung auf und die Verbundenheit mit ihrem „Gravitationszentrum“ (325) Köln. – Die Geschichte der Dortmunder Judengemeinde schließt sich als Beispiel, aber auch weil dieser Gemeinde in Westfalen zeitweise eine zentrale Bedeutung zukam, an. Eindringlich zeichnet Vf.in das Leben der Gemeinde in den sich immer wieder ändernden Kraftfeldern zwischen Kölner Erzbischof, märkischem Grafen, Stadtrat und König ebenso nach, wie sie die Verbindung zu innerstädtischen Konfliktlagen herstellt. 1457 bricht, nach einer recht

frühen Wiederansiedlung nach 1350, die Überlieferung ab, von einem singulären Beleg zu 1486 abgesehen. Die folgenden, kürzeren Kapitel befassen sich mit den Verfolgungen und Vertreibungen, den Rechtsgrundlagen der Ansiedlungen und den wirtschaftlichen Tätigkeitsfeldern. Immer steht teils die Quellenarmut, teils auch die fehlende Eindeutigkeit der Quellen weiterführenden Ergebnissen im Wege, aber immer auch spiegelt sich eine Zweiteilung des Raumes, dessen jüdische Siedlungen teils auf die Rheinschiene mit dem Zentrum Köln, teils auf die Leine-schiene (Braunschweig, Hildesheim) ausgerichtet waren, wider. Der versprengten Siedlungssituation und dem Befund, dass es im eigentlichen Sinn kein „jüdisches Westfalen“ (236) gab, entspricht der Charakter einer „Übergangslandschaft“ (206) ebenso wie das „Nachhinken“ der pestausgelösten Pogromwellen im Sommer 1350. – Mit dem abschließenden Kapitel betritt Vf.in Neuland: Systematisch werden alle Verbindungen von Juden zu Femegerichten, es sind 89 für den Zeitraum 1425 bis 1576, dargestellt und durch den Anhang II grundgelegt und erschlossen, wobei die Motivation zur Nutzung der Femegerichtsbarkeit bei Juden und Christen ebenso die gleiche wie die Behandlung durch die Freigerichte gewesen sei. Ein weiterer Anhang beinhaltet eine nützliche Übersicht über alle Judenschutzbriefe bis 1519. Es muss als außerordentliches Verdienst dieser Arbeit gesehen werden, dass sie in größter Vollständigkeit und Intensität die vorhandenen Quellen zum jüdischen Leben zwischen Rhein und Weser bis 1519 zusammenstellt und kritisch sichtet, auch wenn in Einzelfällen weitergehende Schlussfolgerungen durch erweiterten Einbezug einzelstädtischer, nichtjüdischer Überlieferung hätten erzielt werden können.

F. B. Fahlbusch

Der mit dem Fehdegeschehen bestens vertraute Heinz-Dieter Heimann geht in seinem Aufsatz *Der 27. April 1449 im Gedächtnis der Stadt Soest – ein Kapitel städtischer Erinnerungskultur zwischen Mittelalter und Gegenwart* (SoesterZs. 116, 2004, 8–27) der Frage nach, welchen Platz die Soester Fehde (1444–1449) im kollektiven Geschichtsbewußtsein der Stadt eingenommen hat und einnimmt. Dabei fällt auf, daß es eine auf die Fehde bezogene zeitgenössische „ratsamtliche“ (14) Erinnerungskultur in Soest nicht gegeben hat. Unsicher ist auch, ob die am ehem. Walburgistor zur Erinnerung an die erfolgreiche Abwehr der kölnischen und böhmischen Belagerer angebrachte Gedenktafel wirklich zeitgenössisch ist. Erst im Zusammenhang der Einführung der Reformation wurde die Erinnerung an die Fehde aktualisiert. In den 40er Jahren des 20. Jhs. wurde anlässlich der 500-Jahrfeiern 1944, 1947 und 1949 öffentlich der Soester Fehde gedacht, wobei sie 1944 als „existentieller Kampf“ (23) gedeutet wurde, 1947 mit Blick auf den Wiederaufbau der zerstörten Bördestadt der „starke Gemeinschaftssinn“ (24) der Bürger hervorgehoben und 1949 an den „Gewinn des Friedens“ (24) erinnert wurde. V. H.

NIEDERSACHSEN/SACHSEN-ANHALT. Anzuzeigen sind die neuen Lieferungen des Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs, begründet von A. Lasch und C. Borchling, hg. von Dieter Möhn, Bd. II, Lfgg. 31–33: „rēpant“ bis „rüwsam“, bearb. von Beate Hennig (rēpant – rôrwörtele) und Kay W. Sörensen (ros – rüwsam), Sp. 2049–2370 (Neumünster 2004, Wachholtz Verlag), denen ein umfangreicher Nachtrag zum Siglen- und Abkürzungsverzeichnis beigelegt ist, sowie die neuen Lieferungen des Hamburgischen Wörterbuchs, hg. von Beate Hennig und Jürgen Meier, Lfgg. 23–26 (Neumünster 2004, Wachholtz Verlag). Mit der Lfg. 23 („Püttenflicker“ bis „ruwwerich“), bearb. von Beate Hennig und Jür-

gen Meier kommt Bd. 3 des Wörterbuchs zum Abschluß; die Lfgg. 24–26, bearb. von Beate Hennig und Jürgen Ruge, enthalten die Lemmata mit dem Buchstaben S und bilden den 4. Bd. V. H.

Andreas Röpcke, *Mittelalterliche Spuren der Verehrung des heiligen Theobald zwischen Elbe und Weser* (BremJb. 82, 2003, 31–42), leistet einen schönen ergänzenden Beitrag zur hansestädtischen Frömmigkeitsgeschichte. Er weist eine aus Lübeck, Wismar und Hamburg bekannte Theobaldsverehrung ebenso für Bremen nach und zeigt das elsässische Thann als einen neben Santiago wichtigen Wallfahrtsort für Pilger auch aus dem Raum zwischen Elbe und Weser. Zwar fehlt es an einem Theobaldspatrozinium zumindest in der Stadt Bremen selbst, lässt sich eine Theobaldsreliquie im Domschatz nicht eindeutig zuordnen und werden die aus Schatzfunden bekannten sog. Tebalringe nicht als Zeichen für eine entsprechende Heiligenverehrung bewertet. Ein 1930 in der Weser geborgenes Pilgerzeichen entspricht in seiner Darstellung jedoch einer Holzplastik im Thanner Theobaldsmünster. Vor allem liefert ein elsässisches Mirakelbuch mit Berichten aus der Zeit von 1405–1521 (Nachtrag 1636) einzelne Belege für Pilger aus dem Nordwesten, u. a. auch mit einem Hinweis auf einen Justizskandal in Stade 1449 und eine letztwillig verfügte, jedoch erst durch einen Poltergeist 1515 realisierte Elsass-Wallfahrt aus Neuenkirchen. R. H.

Johannes Ludwig Schipmann, *Osnabrück und die Hanse im 16. und 17. Jahrhundert* (OsnMitt. 109, 2004, 87–106). Angesichts der Bewertung der frühneuzeitlichen Hansegeschichte als Niedergangszeit geht es dem Vf. darum, mit Blick speziell auf die westfälischen Hansestädte „einige Aspekte der frühneuzeitlichen Hansegeschichte möglichst ‚neutral‘ zu beschreiben“ (88). Er befasst sich zunächst mit der Organisationsstruktur der Hanse und dem Problem der Quartiere, der Prinzipalstädte und speziell der Frage der Hansemitgliedschaft der kleinen Städte. Dabei schließt er sich zwar Fahlbuschs Meinung an, dass eine Nennung in den Rezessen nicht automatisch eine Zugehörigkeit zur Hanse bedeuten muss, ist aber keineswegs vom Gegenteil überzeugt. Die These, dass zuerst eine landständische Kommunikation entstanden und dann für hansische Zwecke genutzt worden sei, scheint ihm ebenfalls unbewiesen; stattdessen geht er von einem Nebeneinander aus. Insgesamt wertet er den Kommunikationsprozess zwischen den kleinen westfälischen Orten und ihren Prinzipalstädten sowie ihre Heranziehung zu hansischen Kosten als Indizien für eine Mitgliedschaft in der Hanse. Gerade für Osnabrück und die von ihm vertretenen kleineren Kommunen lassen sich indessen ständige Abstimmungsvorgänge nicht nachweisen und ist nur ein lückenhaft überlieferter Versuch zur Kostenbeteiligung bekannt. Weiterhin verfolgt Sch. die Reformprojekte der Hanse im 16. und 17. Jh. und speziell die sich nach 1580 verschärfenden Beziehungen zwischen Köln und seinen Quartiersstädten. Als Hintergründe für die Schwierigkeiten einer gemeinsamen Politik hebt er handelspolitische Restriktionen in Köln, Streitigkeiten um die Türkensteuer und Entschädigungen für das Antwerpener Kontor sowie Konflikte Kölns mit den wendischen Städten hervor. Ein wiederum stärkeres Interesse an der Hanse im 17. Jh. sieht er durch die Kriegsergebnisse und die Bedrohung städtischer Unabhängigkeit seitens der Landesherren gegeben. Insgesamt beobachtet er in der Kommunikation und Rechtsfindung eine Kontinuität hansischer Aktivitäten bis in diese Zeit; als einschneidende handelspolitische Veränderung im 16. und 17. Jh. betont er die fak-

tische Aufhebung oder doch Neuregelung des Vorkaufsrechts in den Territorien.

R. H.

Karsten Igel, *Von der vorkommunalen zur kommunalen Stadt. Zur frühen Stadtentwicklung Osnabrücks vom 11. bis zum 13. Jahrhundert* (OsnMitt. 109, 2004, 27–61). Ausgehend von der Forschungsdiskussion um den Anteil ungeplanter und geplanter Prozesse in der mittelalterlichen Stadtentwicklung, widmet sich I. dem Beispiel Osnabrück, das mit seiner sich um 1200 abschließenden, befestigenden und umstrukturierenden Altstadt sowie der um die Mitte des 13. Jhs. entstehenden Neustadt gutes Anschauungsmaterial liefert. Gleichzeitig gibt er in Verknüpfung von archäologischen Befunden und schriftlichen Zeugnissen einen instruktiven Überblick über die Entwicklung der Stadt und ihrer kirchlichen und sonstigen Infrastruktur seit dem frühen Mittelalter. Der Vermutung eines frühen Marktpri- vilegs und damit einer „Verechtung“ des Arnulf-Privilegs vermag er sich nicht anzuschließen, geht aber – auch im Hinblick auf die sog. „Lamberti“-Kirche beim Dom – von umfangreichen Umgestaltungen unter Bischof Egilmar um 900 aus. Für die weitere Zeit bringt er etliche, z. T. den bisherigen Forschungsstand korrigierende Ausdeutungen des topographischen Befundes, die er in den Zusammen- hang mit der inneren Entwicklung und Ausdehnung Osnabrücks stellt. So diffe- renziert er das Bild der Neustadt als planmäßiger Anlage und weist auf eine Teil- lung und mehrphasige Entwicklung hin. Insgesamt hält er gerade die Neustadt für eine „unterschätzte“ Stadt und hebt ihre Bedeutung in der Einwohnerzahl wie in der Wirtschaftskraft hervor. Einige illustrative Stadtpläne runden den Beitrag ab. – In einem weiteren Aufsatz leistet Vf. einen grundsätzlichen, kritischen Beitrag zur Stadtgeschichtsforschung: *Möglichkeiten einer Sozialtopographie des spätmittel- alterlichen Osnabrück* (ebd., 69–85). Er problematisiert die Forschungsansätze der späten 60er und 70er Jahre des letzten Jhs. mit den in seinen Augen allzu sche- matischen Versuchen, auf Grund von Steuerlisten klare Schichtungsmodelle zu erarbeiten, und weist auf eine keineswegs eindeutige Relation von Einkommen, Vermögen und sozialer Stellung hin. Statt der Unterscheidung von Schichten scheint ihm – gerade auch in Osnabrück – die Betrachtung der städtischen Sozial- gruppen, ihrer räumlichen Verteilung und Schwerpunktbildungen, ihrer Teilhabe an der Herrschaft, ihrer Stiftungstätigkeit, Bauformen, Binnenstruktur sowie Ver- netzung und Kommunikation mit anderen Gruppen wichtig. Für Osnabrück weist er angesichts nur weniger Steuerverzeichnisse auf die Transaktionen im Grund- stücks- und Rentenmarkt sowie die Akziseregister als geeignete Quellen für eine Sozialtopographie hin. Mit der knappen Betrachtung der Brauer, Bäcker und Rats- herren stellt er erste Möglichkeiten einer entsprechenden Analyse vor, die „in einem nächsten Schritt mit archäologischen, bauhistorischen und historischen Be- funden zur baulichen Gestalt der Stadt zu verknüpfen“ (81) wären. R. H.

Detlev Pleiss, *Wie kam der Sifridus-Kelch in finnische Hände? Der Krieg zwischen Rhein und Weser 1633/34, Kommissar Trana aus Karelien und die Be- steuerung Osnabrücks* (OsnMitt. 109, 2004, 159–199), behandelt nicht nur die Ereignisse von 1633/34, die Persönlichkeit des Kommissars Erich Andersohn Tra- na und die Frage des Kelches, sondern auch die finanziellen Folgen der schwe- dischen Herrschaft für das Stift Osnabrück. Dessen desolaten wirtschaftlichen Zu- stand spiegelt die Entwicklung bei den Forderungen von Kriegssteuern wider.

R. H.

Einen speziellen frühneuzeitlichen Wirtschaftszweig behandelt Martin Siemsen, *Die Ankumer „Wannenfabrik“. Zur Gewerbepolitik des Fürstbistums Osnabrück unter dem Einfluss Justus Möser* (OsnMitt. 108, 2003, 121–160). Die Etablierung und die Förderung der bislang im norddeutschen Raum vor allem in Emsdetten konzentrierten Produktion von geflochtenen Kornschwingen an neuem Ort ab 1773 werden als Maßnahmen merkantilistischer Politik gezeigt, an denen u. a. auch Justus Möser als Verwaltungsbeamter wesentlichen Anteil hatte. Die Produktion der Ankumer Wannenfabrik steigerte sich zwar innerhalb weniger Jahre auf über 1000, und die Erzeugnisse wurden schon 1777 bis nach Bremen exportiert. Jedoch fehlte es an Kapital und ausgebildeten eigenen Fachkräften und konnte man im Fürstbistum Osnabrück auf Dauer nicht dem wirtschaftspolitischen Druck aus Münster standhalten, so dass dem Ankumer Wannenmachergewerbe auf Dauer kein Erfolg beschieden war. R. H.

Gudrun Wittek, *Das Kerstranke-Buch* (Magdeburg 2004, Anderbeck Verlag, 152 S., zahlreiche Abb.). – Bei der Beschäftigung mit den Halberstädter Unruhen der Jahre 1423 bis 1425 (Schicht des Langen Matz) ist Vf.in auf den „Kerstranke“ aufmerksam geworden und hat auch ein Rezept zur Herstellung des Getränks gefunden. In dem kleinen, ansprechend ausgestatteten Bändchen zeigt sie, daß „Kerstranke“, hergestellt aus Kirschsafft, Wein, Rohrzucker, Ingwer und Gewürznelken, ein beliebtes Getränk der gehobenen Schichten war, bei Ratssitzungen und besonderen Feierlichkeiten getrunken und hochgestellten Gästen einer Stadt angeboten wurde. Vf.in geht auf die materiellen Voraussetzungen der Herstellung von „Kerstranke“ ein, vermutet, daß er auch in Apotheken verkauft worden ist, und sieht als Verbreitungsgebiet des „Kerstrankes“ das Gebiet der sächsischen Hansestädte an. V. H.

Beim Landschaftsverband Stade sind zwei grundlegende Werke zur Geschichte des Deichwesens erschienen: Michael Ehrhardt, *„Ein gulden Bandt des Landes“*. *Zur Geschichte der Deiche im Alten Land* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 18, Stade 2003, Verlag des Landschaftsverbandes, 609 S., 120 Abb.), sowie Norbert Fischer, *Wassersnot und Marschengesellschaft. Zur Geschichte der Deiche in Kehdingen* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 19, Stade 2003, Verlag des Landschaftsverbandes, 405 S., 94 Abb.). Ehrhardt, dessen Arbeit weitgehend auf bislang unerschlossenen archivalischen Quellen aus dem Stader Archiv fußt, wählt einen systematisch-thematischen Zugriff bei der Behandlung seines Forschungsgegenstandes. In neun großen Kapiteln werden sowohl naturräumliche und siedlungsgeschichtliche wie technische, organisatorische, herrschaftliche, wirtschaftliche, soziale und mentalitätsgeschichtliche Aspekte behandelt und wird auch eigens auf die Wirkungen und Folgen von Deichbrüchen eingegangen. Die Betrachtung berücksichtigt die Entwicklung von der vorgeschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart, konzentriert sich aber vor allem auf die für das Deichwesen des Alten Landes wichtige Phase zwischen 1500 und 1800. – Fischer, der sich ebenfalls auf Stader Archivmaterial stützt, hat sich in seiner Darstellung über Kehdingen für eine chronologische Gliederung entschieden, setzt jedoch besondere Akzente beim Verhältnis zwischen regionaler Gesellschaft und frühmodernem Staat und räumt den Flutkatastrophen ebenfalls einen größeren Stellenwert ein. Nach einleitenden interessanten Ausführungen über den Deich als



Symbol regionaler Gesellschaft und Mentalität wendet sich Vf. zunächst der Entwicklung zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit zu, behandelt in weiteren Abschnitten die Schwedenzeit, die zu Neuanlagen und einer Revision der Deichordnung führende Weihnachtsflut von 1717, die Ufersicherung, Deichtechnik und das Deichwesen in der Zeit der Aufklärung, die Situation um 1800, die zur Vereinheitlichung der Deiche veranlassende Flutkatastrophe von 1825, die Einpolderung von Außendeichsländereien sowie Sturmfluten und Deichwesen im 20. Jh. – Der hohe Ertrag der beiden Arbeiten kann hier nicht im einzelnen gewürdigt werden. Hervorgehoben seien jedoch neben der gründlichen Erschließung von umfanglichem Quellenmaterial vor allem der multiperspektivische Ansatz und die Interdisziplinarität. Die Betrachtung über einen längeren Zeitraum lässt die Umbrüche und Veränderungen im Umgang mit Wassersnot und Deichwesen deutlich hervortreten. Erwähnt seien hier nur die Hinweise auf eine mit präventiven Maßnahmen verknüpfte größere Professionalität und Rationalität im 18. Jh., was traditionelle religiöse Erklärungsmuster und Rituale nicht ausschloss. Insgesamt führen die beiden Bände mit ihrem Facettenreichtum und der Einordnung verschiedener Aspekte in größere Zusammenhänge weit über den engeren Untersuchungsgegenstand hinaus. Angesichts derzeitiger Katastrophenszenarien kommt ihnen ohnehin eine hohe Aktualität zu. R. H.

*Die friesische Freiheit des Mittelalters – Leben und Legende*, hg. von Hajo van Lengen, bearb. von Rainer Driever und Willem Koppers (Aurich 2003, Ostfriesische Landschaftliche Verlags- und Vertriebsgesellschaft, 512 S., zahlreiche Abb.). Der Begleitband zur gleichnamigen Sonderausstellung der Ostfriesischen Landschaft enthält nach einer Einführung des Hgs. 17 Beiträge, die von den frühmittelalterlichen Verhältnissen in Friesland bis zur Rezeption und Vorstellung friesischer Freiheit im 20. Jh. reichen. Egge Knol, *Die friesischen Seelände – Fruchtbare Land an der Meeresküste* (15–33), behandelt das Verhältnis von Natur und Mensch im Mittelalter und die Veränderungen in der Landschaft durch das Wasser wie dessen Abwehr. Rolf Bärenfänger, *Archäologische Zeugnisse von Arbeits- und Lebensverhältnissen im mittelalterlichen Ostfriesland* (34–55), gibt Einblicke in Hausbau, Landwirtschaft, Handwerk und Sachkultur sowie in anthropologische Aspekte. Die starke Differenzierung des friesischen Raumes in territorialer Hinsicht, die einer umfassenden Eidgenossenschaft entgegenstand, skizziert in einer schönen Zusammenfassung Hajo van Lengen, *Tota Frisia: Sieben Seelände und mehr. Die territoriale Gliederung des freien Frieslands im Mittelalter: ein Überblick mit einer Karte* (56–89). In einem weiteren interessanten Beitrag befasst er sich mit Zeichen der Freiheit und Reichsunmittelbarkeit auf friesischen Siegeln und stellt die Siegelprogramme dar, die auf die Landesgemeinden als Sakralgemeinschaften verweisen; beim Rückgriff auf Karl den Großen wird eine Orientierung der analogen Bremer Stadtsiegel an friesischen Vorbildern vermutet: *Karl der Große, Jungfrau Maria und andere Heilsbringer als Garanten und Patrone friesischer Freiheit. Zu den Siegeln der Landesgemeinden Frieslands im Mittelalter* (90–133). Seinen vielfältigen Forschungen zur Verfassung, zu Konflikten und Organisationsformen mittelalterlicher Gemeinschaften fügt Wilfried Ehbrecht einen weiteren wichtigen Beitrag hinzu, in dem er die friesischen Landesgemeinden als „Sonderweg“ in der mittelalterlichen Gesellschaft behandelt, jedoch im Vergleich mit städtischen Gemeinden in einen größeren Zusammenhang stellt: *„Contremuit tota terra propter iuratos, quos universitas Frisorum de more*



*vetustissimo creaverat apud Upstellesbame*“. *Gemeinschaft, Land und Bund im Friesland des 12. bis 14. Jahrhunderts* (134–193). Kirchlich-religiöse Aspekte der friesischen Freiheit sprechen an: Johannes A. Mol, *Friesische Freiheit in Kirchspiel und Kloster* (194–245), der eine enge Symbiose zwischen friesischen Eliten und geistlichen Institutionen betont, aber auf Unterschiede in laikaler Mitsprache und -verantwortung bei Pfarrkirchen und Klöstern abhebt, sowie Antje Sander, *Freie, fromme Friesen. Praktizierte Frömmigkeit im mittelalterlichen Friesland* (246–265), die an Bauten und Ausstattung, Stiftungen, Reliquienkult, Wallfahrten, Ablasskäufen und Memorien den hohen Stellenwert der Kirchen als Identifikationsorte und Möglichkeiten der Repräsentation für Individuen, führende Familien und eine – vielleicht nur als Ideal bestehende – friesische Gemeinschaft aufzeigt. Das Problem der Reichsfreiheit Frieslands und der Entwicklung zur Fürstenherrschaft behandelt Oebele Vries, *Die friesische Freiheit: Ein Randproblem des Reiches* (266–293), während in seinem weit gespannten, überaus anregenden Beitrag Ernst Schubert, *Die friesische Freiheit im europäischen Vergleich: Island, Schweiz, Siebenbürgen und Schottland* (294–317), verschiedene Freiheitsformen in der europäischen Verfassungsgeschichte, ihre Bedingungen und die Ursachen differierender Entwicklungen einander pointiert gegenüberstellt. Das Entstehen einer Häuptlingsherrschaft in Friesland bewertet er dabei als erstaunlich spät. Als einer der besten Kenner friesischer Geschichte erweist sich in seinen beiden Beiträgen einmal mehr Heinrich Schmidt. Seine Ausführungen *Zur „Ideologie“ der Friesischen Freiheit im Mittelalter* (318–345) und *Häuptlingsmacht, Freiheitsideologie und bäuerliche Sozialstruktur im spätmittelalterlichen Friesland* (346–377), letzteres ein gekürzter Wiederabdruck aus dem Reichenau-Band *Zwischen Nicht-Adel und Adel* (Vorträge und Forschungen, Bd. 53), verknüpfen die unterschiedlichen Traditionen und Vorstellungen von Freiheit in Friesland mit dem Verhältnis von horizontaler und vertikaler Gliederung der friesischen Landesgemeinden und dem Problem des Aufstiegs mächtiger Familien. Diese wollten Freiheit eher als Abgrenzung gegen fremde Herrschaftsträger verstanden wissen, während sich auf der Ebene darunter der Begriff gegen eine Abhängigkeit von den Häuptlingen und jede Hörigkeit richtete. Otto S. Knottnerus bietet einen bis ins 20. Jh. reichenden Überblick zur Entwicklung und Rezeption von *Bauernfreiheit* (378–403) in Friesland. Weitere Beiträge sind dem Upstalsboom gewidmet: Wolfgang Schwarz informiert präzise über *Die Stätte des Upstalsbooms. Die archäologische Wahrnehmung des Upstalsbooms* (404–421); Willem Koppers skizziert auf der Basis von schriftlichen Quellen wie Karten, Plänen und Abbildungen die Veränderungen des Geländes: *Upstalsboom – der „Altar der Freiheit“*. *Vom Landtagsgelände der Friesen bis zur Thingstätte im Dritten Reich* (422–435). Die Aufsätze von Martin Tielke hingegen *Der Upstalsboom als Gedächtnisort* (436–461), von Bernhard Parisius, *Annäherungen an einen Mythos – Zur Wirkungsgeschichte von Friesischer Freiheit und Upstalsboom in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts* (462–493), sowie von Johan Frieswijk, *Die Vorstellung von der Friesischen Freiheit in der niederländischen Provinz Friesland 1918–1950* (494–511), befassen sich mit den entsprechenden Geschichtsbildern. Dabei geht Tielke – unter Einbeziehung von Theorien moderner kulturwissenschaftlicher Forschung – den mythischen Dimensionen und dem Symbolcharakter des Upstalsbooms seit dem Mittelalter nach und verfolgt die Entwicklung von Ubbo Emmius bis zur modernen Tourismusindustrie, während Parisius sich mit der Heimatbewegung in Friesland im Kontext der politischen Verände-

rungen des 20. Jhs., mit Vorstellungen und Instrumentalisierungen von Friesentum sowie der Pflege entsprechender Traditionen und Verbindungen bis hin zum heutigen Europagedanken auseinandersetzt. Das Pendant dazu liefert Frieswijk, der die Friesische Freiheit als gegen eine Hollandisierung gerichtetes Konstrukt in der entsprechenden niederländischen Provinz im 19. Jh. sowie die Entwicklung eines nationalistischen Friesenbilds im 20. Jh. zeigt, das in der NS-Zeit pangermanische Züge annahm, als Mythos nach dem Krieg jedoch nur noch eine geringe Rolle spielte. Insgesamt lässt der Sammelband, wie Hajo van Lengen formuliert, jedenfalls „nicht nur Stärken und Segnungen, sondern auch Schwächen und Gefährdungen“ (13) beim Beitrag der Friesen zur Geschichte der Freiheit in Europa erkennen. R. H.

SCHLESWIG-HOLSTEIN. *Nordlichter. Geschichtsbewußtsein und Geschichtsmythen nördlich der Elbe*, hg. von Bea Lundt (Köln 2004, Böhlau Verlag, 463 S.). – Lundt, Professorin für mittelalterliche Geschichte und für die Didaktik der Geschichte an der Universität Flensburg, hat es mit Recht als Manko empfunden, daß in der umfangreichen Publikation über „Deutsche Erinnerungsorte“ von Etienne François und Hagen Schulze 2001 der Norden nur schwach vertreten ist. Zwar habe dort „„Familie Mann“ als ein symbolisch verstandener Topos“ Aufnahme gefunden, nicht jedoch sei z. B. Husums oder Theodor Storms Erwähnung getan worden. Nach einer scharfsinnigen Auseinandersetzung mit den in der gegenwärtigen Geschichtsforschung aktuellen Denkwürfen zu Erinnerungskultur und -methode breitet L. Überlegungen aus, die zur Idee des vorliegenden Bandes geführt haben. Nicht zuletzt sind hier auch die anregenden Aspekte einer „Konferenz für Geschichtsdidaktik“ im Jahre 2003 eingeflossen. – Es handelt sich um insgesamt 19 Aufsätze, die unter zusammenfassende und zugleich programmatische Überschriften subsumiert worden sind. „Grundlegung in Natur und Kultur“ illustrieren Megalith-Gräber, der Ochsenweg und der Kampf gegen die Nordsee. „Teilanalysen Mittelalter und Frühe Neuzeit“ betreffen Schleswig-Holsteins Landesmittelalter (Untertitel: „Vom Nutzen des Vergessens“) und das hochmittelalterliche Geschichtsbewußtsein nördlich der Elbe (Volker Scior), weiter Dithmarschen, aber auch Hamburg (unter dem Titel „Hamburgs Erfindung seiner Geschichte als Freie Reichsstadt“, Susanne Rau). Die vier folgenden Teilanalysen charakterisieren die Neuzeit: Hark Olufs und das Geschichtsbewußtsein der Amrumer, Schleswig-Holstein das Staatsgrundgesetz und die europäischen Revolutionen von 1848/49 (unter der Überschrift „Nation und Freiheit im Widerstreit“), der „Mythos“ Dönitz und schließlich die Frage des Eigentums an Kunstwerken in der Kunsthalle Kiel (19. Jh. bis zur Gegenwart). Auf nationale Gruppen und Religionen gehen Beiträge zur nordfriesischen Geschichte, zur dänischen Minderheit, zur Betrachtung der Juden im 16. Jh. sowie zur nationalsozialistischen Vergangenheit der ev.-luth. Kirchen nördlich der Elbe ein. Nicht zusammenfassend, aber dennoch themenhaft verbindend fungieren vier weitere Aufsätze. So wird gefragt: Gibt es ein schleswig-holsteinisches Selbstverständnis? (Thomas Riis). Erinnerungsorte der deutsch-dänischen Geschichte (Inge Adriansen) werden ebenso geprüft, wie das Marine-Ehrenmal in Laboe als Beispiel für Kontinuität und Wandel einer nationalen Gedenkstätte (Dieter Hartwig). Die Ostsee steht im Mittelpunkt einer gescheiterten Betrachtung über historische Erfahrungen und politische Perspektiven unter dem Thema „Konfrontation und Kooperation“ (vom 17. bis zum 20. Jh., Michael Salewski). Auch wenn nicht Hansezeiten berührend, so ist dieser Beitrag

doch höchst anregend zu lesen. Und trotz aller Theorie bieten auch die genannten Darstellungen zum hochmittelalterlichen Geschichtsbewußtsein (Erwähnung Helmolds und Arnolds von Lübeck) und über Hamburg als Reichsstadt konkrete Ansätze zu weiterführenden Überlegungen. A. G.

Eckhard Hübner, *Ferne Nähe. Die Beziehungen zwischen Schleswig-Holstein und Rußland in Mittelalter und Neuzeit* (Heide 2003, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens, 95 S., zahlreiche Abb.). – Bekannt sind die engen dynastischen Beziehungen des Hauses Holstein-Gottorf mit den Romanovs im 18. Jh., die die nordeuropäische Politik prägten. Sie stehen natürlich im Zentrum dieses hübsch ausgestatteten Bändchens. Fast gleichberechtigt aber behaupten Lübeck und die Hanse ihren Platz in dieser kurz gefaßten und zugleich populären Schilderung. Gut gewählte Abbildungen unterstreichen die Darstellung, die bis ins 19. Jh. führt. Um diese Zeit nahm der Lübecker Rußlandhandel einen bedeutenden Aufschwung und überrundete den Schleswig-Holsteins und Hamburgs. Die Ostsee – sozusagen als „mare nostrum“ der Lübecker – fungierte als Kommunikationsmittel und –weg für das sich nach Westen öffnende Rußland. Mit einem Blick auf die slawische Besiedlung Ostholsteins setzt H. ein und beschreibt die Gründung Lübecks sowie den Rußlandhandel der Hanse mit Novgorod. Es werden nicht nur seine Formen skizziert, sondern es wird auch auf die Sprache eingegangen. So weist das Russische mehr als einhundert Wortentlehnungen aus dem Mittelniederdeutschen auf. Den Kulturaustausch mit Lübeck illustriert überdies so recht das Wirken des Arztes und Übersetzers Nikolaus Bulow und des Druckers Bartholomäus Gothan. Und natürlich stellt die berühmte hansisch-lübeckische Gesandtschaft an den Zarenhof 1603 einen bezeichnenden Kristallisationspunkt der Beziehungen von atmosphärischer Dichte dar. A. G.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. Ingrid Schallies, *19. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2003/2004* (ZVLGA 84, 2004, 249–265), erwähnt den Fund eines vollständig erhaltenen Keramikgefäßes aus der älteren Römischen Kaiserzeit unterhalb der mittelalterlichen Marktschichten; das Gefäß fällt damit in die Zeit der kaiserzeitlichen Abschnittsbefestigung im Bereich des Burgklosters. In der oberen Fischstraße unterhalb der Marienkirche sind weitere Teile eines Holzkellers aus dem letzten Viertel des 12. Jhs. gefunden worden. G. M.

Irmgard Hunecke, *Jahresbericht des Bereichs Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck 2003/2004* (ZVLGA 84, 2004, 267–288). Der aus dem Jahre 1539 stammende Leuchtturm in Travemünde, eines der ältesten Schiffsfahrtszeichen im Ostseeraum, ist wieder für Besucher zugänglich. G. M.

*Archiv der Hansestadt Lübeck. Findbücher 10. Lübecks französische Besatzungszeit. Lübeckische und französische Verwaltungsbehörden 1806–1813 sowie Institutionen zur Abwicklung der Liquidationsforderungen 1814–1830*, bearb. von Ulrich Simon (Lübeck 2004, Schmidt-Römhild, 501 S.). – Das Findbuch ergänzt und verfeinert die erste Teilverzeichnung dieses Bestandes (rund 36 m) von Georg Fink aus dem Jahre 1920. Den Senatsakten während der französischen Besetzung bis Ende 1810 werden die Akten ab der Befreiung 1813 zugeordnet, weil der Rat und die Verwaltung nach der alten Verfassung wieder eingerichtet wurden. Zu diesem Bestand gehören auch die Akten der neugeschaffenen Kommissionen, die

sich mit der Regelung der Belastungen und Entschädigungen (z. B. durch die Kontinentalsperre) während und nach der Okkupationszeit beschäftigt; deren Laufzeit geht über 1815 hinaus. Den größten Umfang nehmen die Akten nach der Eingliederung in das französische Kaiserreich 1810 ein. Alle Verwaltungen wurden in den drei Jahren nach französischem Vorbild neu gebildet: Lübeck gehörte ab 1.1.1811 zur Präfektur Hamburg, bildete wie Hamburg, Lüneburg und Stade darin eine eigene Unterpräfektur mit Mairien, die auch das Herzogtum Lauenburg einschlossen. Unterpräfektur und Mairie Lübeck übernahmen im wesentlichen die früheren Verwaltungsaufgaben des Rates, für die übrigen Mairien sind nur die Zivilstandssachen in Lübeck geblieben. 1811 bis 1813 wurden auch Verwaltung und Justiz getrennt; dadurch entstanden Friedensgerichte, ein Tribunal 1. Instanz und verschiedene Stufen von Obergerichten bis zum Kaiserlichen Gerichtshof für Kriminalsachen in Hamburg. Mit der Verwaltung nach französischem Vorbild waren nur wenige Franzosen, sondern meistens die bisherigen Inhaber der alten Ratsämter beschäftigt. – Die Einleitung gibt wichtige Hinweise auf Überlieferung, Verzeichnisprinzipien und ergänzende Bestände, die sich im Alten Senatsarchiv Interna finden. Ein umfangreicher Index erlaubt einen gezielten Zugriff auf die Nummern der einzelnen Bestände, nach deren Bezeichnung auch zitiert werden soll; für die Senatsakten gilt der Zusatz „der französischen Besatzungszeit“. G. M.

Günter Kruse, *Die Familie des Lübecker Kanzlers und Bürgermeisters Albert von Bardewik. Mit einer Deszendenz bis Wladimir I. Uljanow (Lenin)* (Archiv für Familiengeschichtsforschung 8, 2004, 242–263), vermutet, daß Elisabeth, die zweite Ehefrau Albrechts von Bardewik, eine Tochter des Ratsherrn Bertram Mornewechs war. Gertrud von Bardewik, die Tochter aus dieser Ehe heiratete Hinrich Pleskow (geb. um 1260 in Wisby, gest. 1340 in Lübeck, 1320 Bürgermeister). In weiblicher Deszendenz läßt sich über den aus Lübeck nach Petersburg eingewanderten Johann Gottlieb Grosschopf (1766–1822) eine Verbindung bis zu Lenin herstellen. G. M.

Carsten Selch Jensen, *Remembering the Dead and Caring for the Poor. Aspects of religious life among the people of late medieval Lübeck* (ZVLGA 84, 2004, 35–52), ist die Zusammenfassung einer Dissertation (Fromme gaver i senmiddelalderige lybske testamenter, Odense 1997), die nach der Auswertung von rund 1000 Testamenten aus der Zeit 1400 bis 1530 den religiösen Hintergrund der Erblasser beschreibt. Dazu gehören Anweisungen für die Liturgie und Formen der Bestattung, Art der Messen und Gebete. Entscheidend ist in allen Fällen die Memoria, d. h. der Wunsch, durch Gebete die Seele aus dem Fegefeuer zu befreien und dem Vergessen bei den Lebenden der städtischen Gemeinschaft zu entrinnen. Diese Aufgabe wird vor allem durch zahlreiche, differenzierte Vermächtnisse (Geld, Kleidung, Nahrung) den Armen und Bedürftigen in Stiftungshöfen, Spitälern, Armengängen und Gottesbuden zugewiesen. Weil die Gebete der Bedürftigen als besonders wichtig geschätzt wurden, erhielt die Armenfürsorge in der religiösen Vorstellung der mittelalterlichen Stadtgesellschaft eine besondere Aufgabe. G. M.

Lene Dietz, *Das Paris-Urteil in der Aegidienstraße 35 in Lübeck. Ein Beispiel profaner Wandmalerei des 15. Jahrhunderts* (ZVLGA 84, 2004, 53–94), ermittelt als möglichen Auftraggeber der Malerei in der Nische einer Dornse den Buchbin-

dermeister Johann Muntzer, der das Haus in der Zeit von 1483 bis 1495 besaß. Als Vorbilder kommen Druckgrafiken in Betracht. Bereits um 1455 hatte die Zirkelgesellschaft ein Fastnachtsspiel mit dem Urteil des Paris von Troja inszeniert.

G. M.

Hartmut Freytag und Hildegard Vogeler, *Die sieben Staubgefäße der Lilie. Über ein Wunder der Natur auf dem Passionsaltar von Hans Memling im St. Annen-Museum* (ZVLGA 84, 2004, 95–105). Die Siebenzahl der Staubgefäße – in der Natur nur sechs – auf der Tafel mit Maria erweitert die Verkündigungsszene auf die Prophetie eines Jesajatextes über die sieben Gaben des Heiligen Geistes; mit der Lilie stellt die Tafel die „plenitudo divinitatis“ dar.

G. M.

Günter Kruse, *Wandel und Anpassung am Beispiel einer späthansischen Fernhändlerfamilie im 16. Jahrhundert. Die Becker in Reval und ihre Abwanderung nach Lübeck. Die Lübecker Geschwister Becker – Schicksale zwischen Erfolg und Scheitern im späthansischen Fernhandel* (Genealogie 53, 2004, 321–337; Genealogie 54, 2005, 407–436). Aus der Familie des Revaler Händlers Heine Becker (um 1505–1572) lassen sich vier Söhne in Lübeck nieder, von denen der älteste Heine Becker (um 1543/45–1599) von Lübeck und Danzig aus im Spanienhandel sich erfolgreich behaupten kann. Von seinem nach 1589 im Renaissancestil umgebauten Haus in der Mengstraße 36, ab 1905 das ältere Schabbelhaus, ist nur das Sandstein-Portal erhalten geblieben.

G. M.

Einen Vergleich der kulturellen Verbindungen Lübecks und Danzigs zieht Alexander Cowan in seinem Beitrag *Cultural Traffic in Lübeck and Danzig in the Sixteenth and Seventeenth Centuries* (SJH 28, Nr. 3/4, 2003, 175–185). Ausgehend von der durch Maria Bogucka aufgeworfenen Fragestellung, ob Danzigs kulturelle Stellung einmalig sei, untersucht Vf. verschiedene Bereiche des kulturellen Transfers beider Städte. Hierbei geht er vor allem von der materiellen Kultur, von Bauwerken, Befestigungen und Malerei, aus, bezieht aber im Falle Lübecks durch Parallelschluß mit Lüneburg auch die Musik mit ein. Weiterhin reißt C. die Verbindung zwischen der örtlichen Nobilität und den beiden städtischen Zentren an. Anhand der gewählten Beispiele kann Vf. nachweisen, dass das Beispiel Danzigs mit seiner direkten Ausrichtung auf den niederländischen Bereich in der Tat einmalig war, Lübeck sich dagegen durch eine größere Vielfalt der kulturellen Einflüsse auszeichnete. Die angeführten Beispiele können sicherlich nur ein erster Ansatz für weitere Forschungen sein, zumal C. von der Grundannahme einer wirtschaftlichen Degression in Lübeck im 16. und 17. Jh. ausgeht. Diese müsste im Lichte neuerer Forschungen noch einmal überprüft werden. Trotzdem weist dieser Beitrag auf ein wichtiges Forschungsdesiderat hin und zeigt mit Sicherheit in eine spannende und erfolgversprechende Richtung.

C. J.

Wolfgang Prange, *Der Lübecker Domherr Hermann von Zesterfleth († 1610/1611). Gelehrter Humanist, Reisender, Dichter* (ZVLGA 84, 2004, 107–144). Hermann von Zesterfleth, geb. 1565, wurde nach humanistischer Ausbildung in Lüneburg und an der Universität Wittenberg 1591 zur Residenz im Lübecker Domkapitel zugelassen, war 1610 aus Lübeck abgereist und blieb verschollen. In seinem Nachlaß fand man 1613 ein Testament und 100 Bücher in den klassischen Sprachen, Italienisch, Französisch und Dänisch, darunter auch eigene Werke: Rei-

sebeschreibungen des Jahres 1593 durch Deutschland nach Oberitalien, 1599/1600 nach Rom und 1600 eine Reise nach Dänemark; fünf Bücher waren auf die Stadt Lübeck bezogen. Erhalten blieb nur das Werk über die Rom- und Dänemarkreise; daraus werden der Schluß der Dänemarkreise und die in die Romreise eingefügten Gedichte im Anhang abgedruckt. G. M.

Michael Hundt, *Lübeck und der Plan zu einer Ostindischen Compagnie im Jahre 1650* (ZVLGA 84, 2004, 145–157). Der Erfolg der niederländischen Vereinigten Ostindischen Compagnie ermutigte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1647 bis 1653, eine ähnliche Gesellschaft für den Ostindienhandel mit dem Ausgangshafen Pillau zu gründen. Zur Finanzierung dieses Unternehmens sollte der Kammersekretär Johann Friedrich Schlezer in den Hansestädten über eine Kapitalbeteiligung der Städte und/oder der Kaufleute verhandeln. Nach vergeblichen Bemühungen in Hamburg versuchte Schlezer, über Gespräche mit Ratsmitgliedern in Lübeck Unterstützung zu finden. Der Rat wollte eine Zusage überprüfen, falls sich andere an dem Projekt beteiligen würden. Auch in Bremen blieben die Anfragen ergebnislos. Das Brandenburger Projekt mußte 1653 aus Kapitalmangel aufgegeben werden. G. M.

Max Plassmann, *Reste der Registratur des Lübecker Kaufmanns Albert Norbecke aus dem frühen 17. Jahrhundert in der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf* (ZGSHG 129, 2004, 163–169). – In der genannten Bibliothek wurden im Jahre 2003 24 Papierblätter entdeckt, die als Makulatur für einen Bucheinband gedient hatten. Sie konnten von P. zu zwölf Schriftstücken rekonstruiert werden, die an Albrecht Norbecke in Lübeck gerichtet waren und als Kaufmannsschriftgut von 1603 identifiziert werden konnten. Zwar werden sie sehr ausführlich beschrieben, jedoch wäre es sinnvoller gewesen, Inhalte anzugeben, d. h. Regesten abzdrukken. Eine Edition wäre für diesen wohl kaum extrem sensationellen Fund zu aufwendig gewesen. Die Unterschrift des abgebildeten Briefes aus Stralsund muß Peter Kock (nicht Peter Roch) heißen. A. G.

Gerhard Ahrens, *Ein Kaufkraft-Multiplikator als Hilfsmittel für den Historiker* (ZVLGA 84, 2004, 289–296), beschreibt Probleme der Kaufkraftermittlung. Dennoch gibt er durch Verkettung amtlicher Indices (für 1913, 1995, 2000 und 2002) mit den Tabellen von Waschinski (von 1937/39) einen Kaufkraft-Multiplikator bis zum 13. Jh. mit dem Basisjahr 2002, warnt aber bei einfacher Anwendung vor „Risiken und Nebenwirkungen“. G. M.

Trotz einer keineswegs günstigen Quellenlage – mangelt es u. a. doch an Geschäftsbüchern, Zolllisten und weiteren quantitativ auswertbaren Schriftstücken – zeichnet Thomas Hill, *Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umland- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.–15. Jahrhundert)* (VSWG-Beihefte 172, Stuttgart 2004, Steiner, 423 S., 29 Abb.), in seiner Kieler Habilitationsschrift ein umfassendes Bild der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Bremer Raumes im hohen und späten Mittelalter. In seiner einleitenden Problemskizze, in der er sich intensiv und kritisch mit der Forschungsgeschichte im Hinblick auf Stadt-Land-Beziehungen und städtische Zentralität auseinandersetzt, entwirft Vf. ein „Modell zur Beschreibung städtischer Umlands- und Außenbeziehungen“, das auf die urbanen Raum- und Wirtschaftsinteressen bezogen ist und die Voraussetzungen von

Zentralität, die städtischen Markträume und die herrschaftlich-politischen Außenbeziehungen in Verbindung zueinander bringen will. Dabei knüpft H. an R. Kießlings Untersuchungen für Oberdeutschland an, nimmt aber für sich in Anspruch, mit seinem komplexen Ansatz, der auch den größeren Einzugsbereich und den Fernhandel einbezieht, das Beziehungsgeflecht einer Stadt noch umfassender zu beschreiben. Zu Recht stellt er – wie schon F. Irsigler – die Forderung auf, Hierarchien von Räumen und zentralen Orte zu beachten und unterschiedliche Grade von Zentralität zu unterscheiden, und führt auch den Begriff der „Übergangsräume“ ein. Ob allerdings die Differenzierung in Orte „höherer“, „mittlerer“ und „unterer“ Ordnung ohne Berücksichtigung der Siedlungs- und Städtedichte sowie anderer Faktoren des jeweiligen Raumes ausreicht, ist eine andere Frage. – Die Ausführungen H.s zu den Voraussetzungen bremischer Zentralität fassen den Forschungsstand zu den naturräumlichen Gegebenheiten, dem Landesausbau, der demographischen, topographischen wie wirtschaftlichen Entwicklung zuverlässig zusammen, bringen z. T. – wie beim Bierhandel – akzentuierende Ergänzungen und lassen die Gründe für Bremens ökonomische Entwicklung und Führungsrolle deutlich werden. Im Anschluss daran wird der sich über Jahrhunderte konstant erweisende Nahmarktbereich behandelt, der – wie H. darlegt – die Stadt mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen versorgte, seinerseits Bremer Produkte erhielt, insgesamt immer stärker auf das Zentrum hin bezogen und zu dessen Um- und Hinterland wurde. Der für Köln erfolgreiche Versuch, den Grad der Orientierung an der Großstadt auch über die Art und Intensität der landwirtschaftlichen Bewirtschaftung im Umland genauer zu erfassen und kartographisch festzuhalten, war offenkundig nicht möglich, genügend Quellen zu finden, die klare Kriterien für den Grad der Anbindung und die Zugehörigkeit zu Um- oder Hinterland liefern, insgesamt schwierig. H. versucht aber, dem Besitz von Bürgern und geistlichen Institutionen außerhalb nachzugehen, der bei Bremen seinen Schwerpunkt im Holler-, Block-, Werder- und Vieland hatte; für die Grenzen des Hinterlandes zieht er die Verbreitung der Bremer Mark als dominierender Währung und die Zuwanderung vom Land nach Bremen heran. Allerdings wird man letzteren Befund erst im Vergleich mit benachbarten Zentren abschließend bewerten und „Übergangsräume“ besser erkennen können. In der Summe ergeben sich jedenfalls deutliche Konturen eines stark auf Bremen bezogenen Wirtschaftsraumes, der von der Wesermündung bis zur Mittelweser südlich von Verden und in west-östlicher Richtung von der Hunte bis zur Wümme reichte. – Der Bremer Einzugsbereich – d. h. ein nicht einseitig auf die Stadt hin ausgerichteter, aber zu ihr in Beziehung stehender Raum – erstreckte sich von Ostfriesland, Westfalen und Rheinland bis zur Unterelbe. Seine Darstellung enthält gleichzeitig eine nützliche Zusammenfassung zur Wirtschafts-, speziell Handelsgeschichte dieses Raumes. Die über das Um- und Hinterland hinausreichenden Bremer Handelskontakte in verschiedene Richtung erweisen sich insgesamt allerdings als nicht sehr intensiv; dass die Verbindungen stark über die Wasserstraßen und speziell die Weser liefen, erscheint nicht überraschend. Immerhin kann H. verschiedene Wandlungen im Einzugsbereich – insbesondere die Intensivierung des Getreidehandels mit dem südostniedersächsischen Gebiet – aufzeigen und geht dabei auch auf Bremer Konkurrenten wie Lüneburg ein. Für Bremens Fernhandel zeichnet er ebenfalls ein Bild, das alles andere als spektakulär erscheint: eine abnehmende oder von vornherein geringe Bedeutung des Austauschs mit Skandinavien und dem Ostseeraum, wenige Hinweise für England, etwas mehr für Schottland im 14. und 15. Jh., keine intensiven



Beziehungen zu den Städten an Zuiderzee und IJssel, spätmittelalterliche Getreidelieferungen nach Holland, kein großer Anteil am Handel mit Flandern und Brabant – insgesamt fällt die Bilanz bescheiden aus. Als Erklärung verweist Vf. zum einen auf den Bedeutungsverlust des einzigen Exportgewerbes Bremens (Bierbrauerei) und das Fehlen von Alternativen in der Produktion, zum anderen auf eine Lage abseits der wichtigsten Handelsrouten mit Massengütern im Ost-West-Verkehr. Allerdings gilt dies weit mehr oder doch ebenso für viele andere Hansestädte, mit denen Bremen eher verglichen werden könnte als mit Plätzen wie Lübeck, Hamburg oder Köln. Im Sinne seines umfassenden Konzepts sind weitere Kapitel der Arbeit den politisch-herrschaftlichen Außenbeziehungen Bremens gewidmet. Es geht nach der Skizzierung innerstädtischer Bedingungsfaktoren zunächst um die städtische Umlandpolitik zur Sicherung der wirtschaftlichen Interessen im Nahmarktbereich und um die Tendenz zu Schutz und zunehmender herrschaftlicher Durchdringung im eigenen Vorfeld, dann um jene Maßnahmen von Hafenverbesserungen und konsensorientierten Verträgen bis zu einer aktiven „Burgen- und Territorialpolitik“ im Niederweserraum, die der Sicherung und Förderung der Stadt und des Weserverkehrs dienten. Dabei werden – u. a. in den Auseinandersetzungen mit dem Grafen Gerd von Oldenburg – auch die Probleme und Grenzen bremischer Machtentfaltung erkennbar. Insgesamt weisen das komplizierte Kräftespiel und die sich wandelnden Verhältnisse innerhalb wie außerhalb der Stadt eher darauf hin, dass bei dem, was als Territorialpolitik bezeichnet wird, kaum von längerfristigen Perspektiven und allzu viel Planmäßigkeit des Vorgehens gesprochen werden kann. Neben dem Exkurs über „Bremens Beziehungen zur Hanse im Einzugsbereich der Stadt“, der die bremische Teilnahme an Tohoposaten mit den Interessen an den westfälischen und sächsischen Städten verbindet, verdient aus hansischem Blickwinkel vor allem der letzte Abschnitt „Bremen, der Nordseeraum und die Hanse“ Aufmerksamkeit. Dabei wendet sich H. unter Ablehnung des Bündnischarakters der Hanse im Sinne moderner Forschung gegen das Bild der schwankenden, wenig hanstreu Stadt. Die Zurückhaltung bei den Stapelverlegungen in Brügge 1280/82 und 1307/09 erklärt er aus dem schwindenden Flandernhandel Bremens, die Verweigerung bei der Norwegenblockade ab 1284 aus mangelnder Präsenz in Westnorwegen und stattdessen einer Orientierung auf den Heringshandel in Bohuslen. Insgesamt weist er Bremen keinen Anteil an der diskontinuierlich gesehenen Entstehung der Hanse zu. In der Frage der sog. Wiederaufnahme von 1358 folgt H. in etlichem Schwarzwälder (s. HGbll. 1961 und 1994), setzt aber z. T. auch andere Akzente. So geht er davon aus, dass eine gerade entstandene „junge Hanse der Städte“ am nachlässigen Bremen „ein Exempel statuieren“, „Handlungsstärke demonstrieren und für die Zukunft sichern“ wollte (357). Die weitere Zurückhaltung Bremens in hansischen Angelegenheiten wird wiederum mit mangelndem Ost-West-Fernhandel und dem hauptsächlichen Interesse am Schutz der Weser in Verbindung gebracht. Lediglich bei Bedrohungen und bei hansischen Aktivitäten im eigenen Einzugsbereich lässt sich eine engere Beziehung Bremens zur hansischen Interessengemeinschaft beobachten. Somit wird insgesamt statt von Wankelmut oder doch „Eigenständigkeit“ (Schwarzwälder 1994) von einem weitgehenden „Desinteresse“ der Stadt an der Hanse gesprochen; man könnte aber ebenso formulieren, dass Bremen nur ein begrenztes Interesse an der Hanse hatte oder dass es – wie J. Deeters dies für Köln ausgedrückt hat – „auch eine Stadt in der Hanse“ war. – In einem kurzen Schlussabschnitt fasst H. die wesentlichen Ergebnisse seiner Darstellung noch einmal zusammen, in der es

ihm ohne Zweifel gelungen ist, über die bisherige Forschung erheblich hinaus zu gelangen und nicht nur ein umfassendes, sondern auch differenziertes Bild der Zentralität und Ausstrahlung Bremens und seiner Beziehungen im direkten Umfeld wie größeren Einzugsbereich zu zeichnen. Zum besseren Verständnis der Ausführungen tragen etliche instruktive Karten bei; ein Orts- und Personenregister (leider kein Sachregister) ermöglichen eine weitere Erschließung. Der Forderung des Vfs., in Zukunft nicht nur einzelne Städte als zentrale Orte zu untersuchen, sondern mindestens regionale Städtegruppen oder gar größere Räume in ihren Märkten, Überschneidungen, Verflechtungen und Abgrenzungen zu betrachten, kann man nur zustimmen, wenngleich dies bei größeren Raumeinheiten die Kräfte eines einzelnen zumeist überfordern dürfte. Im Falle von Bremen hätte man sich – auch wenn H. den eigenen Ansprüchen so weit wie möglich Rechnung zu tragen sucht – jedenfalls mehr Möglichkeiten zum Vergleich mit dem Hamburger oder auch Osnabrücker Zentralgefüge gewünscht.

R. H.

Die Einrichtung 1618 und herausragende Rolle des Hafens von Vegesack über etwa 200 Jahre als bremische Verbindung zum Meer hängen, wie Ulrich Weidinger, *Der Vegesacker Hafen – Ein Teil des frühneuzeitlichen Bremer Hafensystems* (BremJb. 82, 2003, 43–67), unter Einbeziehung von etlichem Archivmaterial zeigt, sowohl mit den geographischen und geologischen Gegebenheiten als auch mit den politischen und vor allem wirtschaftlichen Entwicklungen und Interessen zusammen. Neben den angespannten bremisch-oldenburgischen Beziehungen dienten der Schiffergilde die gute Erreichbarkeit von Bremen aus, ein tragfähiger Untergrund, günstige Fahrwasserverhältnisse durch ausreichende Tiefe und eine ständige Durchspülung als Argumente für den neuen Standort, der als Naturhafen bereits früher genutzt wurde und sogar als Ankerplatz für die 1042 die Küstenregion überfallenden Wikinger gedeutet wird. Die hohe Bedeutung der Leichterschiffahrt im 17./18. Jh., ein sommerlicher Warenumsatz mit regionalem Holz und im 18. Jh. Steinen aus dem Elbe-Weser-Raum, die Funktion als Winterhafen zur Schiffsreparatur und Instandhaltung sowie als Standort für die im 17. Jh. aufkommende bremische Walfangflotte werden vom Vf. als die wichtigsten Faktoren für die frühneuzeitliche Bedeutung und Prosperität des Vegesacker Hafens herausgestellt. Eine Konsequenz des in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. einsetzenden, durch eine Fahrwasserverschlechterung auf der Weser beschleunigten Niedergangs war die Gründung Bremerhavens 1827, das fortan die Funktionen Vegesacks als Vorhafen übernahm.

R. H.

Matthias Manke, *Das Konsulat des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin in Bremen (1835–1914)* (BremJb. 82, 2003, 119–164), behandelt die Einrichtung des Bremer Konsulats innerhalb eines Netzes von auswärtigen Vertretungen Mecklenburg-Schwerins, stellt die Persönlichkeiten der Konsuln vor und zeigt deren Aktivitäten als Interessenvertreter des Großherzogtums. Zwar blieb die Zahl der unter Mecklenburgischer Flagge fahrenden Schiffe in Bremen und der Anteil Mecklenburgs am Bremer Handel insgesamt gering. Immerhin werfen die – zeitweise allerdings ausbleibenden – Jahresberichte der Konsuln aber einzelne Schlaglichter auf die weiträumigen wirtschaftlichen Unternehmungen bremischer wie mecklenburgischer Kaufleute und allgemeine Entwicklungen in der Wirtschaft des 19. und beginnenden 20. Jhs.

R. H.

MECKLENBURG/POMMERN. *In deinen Mauern herrsche Eintracht und allgemeines Wohlergehen. Eine Geschichte der Stadt Rostock von ihren Ursprüngen bis zum Jahr 1990*, hg. von Karsten Schröder (Rostock 2003, Ingo Koch Verlag, 395 S.). – Nachdem zuletzt 1968 K.-F. Olechnowitz eine Geschichte der Hansestadt Rostock vorlegte (vgl. HGBll. 88, 1970, 309), hat nun der Direktor des Rostocker Stadtarchivs eine solche herausgegeben. Er konnte vier weitere ausgewiesene Kenner Rostocks gewinnen, die einen soliden Überblick von den Anfängen des slawischen Seehandelszentrums bis zur modernen Großstadt bieten; erfreulicherweise schließt diese Geschichte auch die politische Wende der Jahre 1989/90 mit ein, reicht also bis fast an die Gegenwart. Die ersten vier Kapitel vom Mittelalter bis 1806 verfasste Ernst Münch. In der Zeit bis 1265 entwickelte sich Rostock vom slawischen Handelsplatz und Fürstensitz zu einer Stadt mit lübischem Recht, das ihr 1218 bestätigt wurde. In wenigen Jahrzehnten entstand im 13. Jh. aus drei Teilstädten rasch die Gesamtstadt. Rostocks Geschichte vom späten 13. Jh. bis zur Reformation war dann nicht nur durch seine aktive Mitgliedschaft in der Hanse geprägt, sondern auch durch einen stetigen wirtschaftlichen Aufstieg, zunehmende Autonomie, die Gründung der Universität 1419, seine Bedeutung als geistliches Zentrum, aber auch wiederholte innere Unruhen, Auseinandersetzungen mit den Landesherren und der Domfehde 1487 bis 1491. In die Hanse war Rostock trotz gelegentlicher Unstimmigkeiten bis zum letzten Hansetag 1669 fest eingebunden. Seine Wirtschaftskraft beruhte auf dem Seehandel im Ostseeraum, vor allem dem Zwischenhandel; nur Bier spielte als Exportgewerbe eine Rolle. Die gut 100 Jahre zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg wurden von zunehmenden Einflüssen der Landesherren aber auch einer Spätblüte des hansischen Rostock bestimmt. Dem Dreißigjährigen Krieg und dem Stadtbrand von 1677 folgten dann bis ins 19. Jh. Niedergang und Stagnation. Die vier Kapitel zum „langen“ 19. Jh. wurden von Karsten Schröder verfasst. Auf die Zeit der französischen Fremdherrschaft und die Jahre des Vormärz und der Revolution von 1848 folgten Jahrzehnte des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Modernisierung zwischen 1851 und 1914, die durch den Ersten Weltkrieg beendet wurden. Politische und wirtschaftliche Krisen setzten sich – von Bodo Keipke beschrieben – in der Weimarer Republik fort, ihnen gegenüber stand eine lebendige Stadtkultur. Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten 1933 bis 1945 entwickelte sich Rostock – von Kerstin Urbschat dargestellt – zur Großstadt und zu einem Zentrum der Rüstungsindustrie. Die Nachkriegszeit, die Entwicklung Rostocks in der DDR sowie die Wende in der Stadt 1989/90 untersucht Bodo Keipke, geht auf die Bezirkshauptstadt und den Überseehafen, den Wirtschaftsstandort, den Städtebau sowie die Auswirkungen des „realen Sozialismus“ bis zur politischen Opposition ein. Hans-Werner Bohl liefert im Anhang eine Fülle von Informationen u. a. zu Stadtwappen und Münzrecht, Handwerksämtern, Bürgermeistern, Bevölkerungszahlen und Preisträgern. Eine Zeittafel sowie ein Personenregister und Literaturverzeichnis runden das Buch ab. Wäre auf letzteres mehr Sorgfalt verwandt und auf den altertümlichen Titel verzichtet worden, hätte zudem der Verlag vor allem auf mehr Qualität bei Einband und Papier Wert gelegt, wäre das Buch rundum gelungen. Dennoch gibt diese Stadtgeschichte einen instruktiven und durchweg gut lesbaren Überblick über Rostocks Entwicklung im Lauf von 800 Jahren, bezieht alle Themenbereiche geschickt ein und wird sich als ein nützliches Handbuch erweisen.

O. P.

*Integration durch Recht. Das Wismarer Tribunal (1653–1806)*, hg. von Nils Jörn, Bernhard Diestelkamp und Kjell Åke Modéer (Köln 2004, Böhlau, 411 S.). – Das Wismarer Tribunal war das Oberappellationsgericht der schwedischen Krone für die 1648 erworbenen schwedischen Provinzen im Alten Reich. Es hatte seit 1653 seinen Sitz in Wismar und wurde 1802 nach Stralsund, 1803 nach Greifswald verlegt. Anlässlich des 350. Jahrestags seiner Gründung fand 2003 in Wismar eine Tagung statt, deren gehaltvolle Beiträge in bemerkenswert kurzer Zeit veröffentlicht werden konnten. Der Sammelband bietet nicht nur Aufsätze zur Arbeit des Gerichts, seinem Personal und seiner rechtshistorischen Bedeutung, durch die leitende Fragestellung nach der Integration der schwedischen Territorien durch das Recht und die Darstellung der zeitgleichen allgemeinen Entwicklungen in den schwedischen Territorien fanden auch weitergehende Themen Eingang in diesen Band. Nils Jörn kommentiert einleitend drei historische Dokumente zur Gründung und zu den Jubiläen des Tribunals: *Beschreibung des Actus introductionis des Königl. Hohen Tribunals in Wismar. Geschehen den 17. Mai Anno 1653* (5–17), *100 Jahre Wismarer Tribunal* (29–38) und *Bericht über die Feier zum 200. Jahrestag der Gründung des Tribunals* (39–41). Jürgen Bohmbach, *Inauguration und Gerichtsordnung. Die Stände des Herzogtums Bremen und das Tribunal in Wismar (1653–1660)* (19–28), und Beate-Christine Fiedler, *Die Landstände der Herzogtümer Bremen und Verden und das Wismarer Tribunal – Fallstudien zur Besetzung der Richterstellen aus der Einrichtungsphase (1653–1657)* (65–81), betrachten die Gründungszeit des Tribunals aus der Sicht der schwedischen Besitzungen zwischen Elbe und Weser. Folgende Beiträge gehen dann auf die allgemeinen Bedingungen für die Wirksamkeit des Tribunals in den jeweiligen Territorien ein: Helmut Backhaus, *Pommern in der Schwedenzeit. Über die Rahmenbedingungen für das Wismarer Tribunal* (43–50), Jürgen Bohmbach, *Bremen-Verden in der Schwedenzeit* (51–63), und Ernst Münch, *Vom Fürstenhof zum Tribunal. Wismar in der Schwedenzeit* (83–95). Ulrich Andermann betrachtet *Das lübische und das gelehrte Recht im Ostseeraum. Ein Verhältnis von Widerstand und Anpassung* (97–122) und untersucht damit die Rechtskultur, die zur Zeit der Gründung des Tribunals insbesondere auch in den wendischen Hansestädten bestand. Die weiteren Beiträge befassen sich mit der Gerichtsstruktur und Rechtsprechung im schwedischen Herrschaftsbereich: Kjell Åke Modéer, *Die Gerichtsstruktur in den deutschen Lehen der schwedischen Krone* (123–138); Andreas Önerfors, *Deutsche und schwedische Rechtskultur im zeitgenössischen Vergleich – Gesetzte und Gerichte in den deutschen Territorien der schwedischen Krone im 18. Jh.* (139–156); Pawel Gut, *Das Hofgericht in Greifswald in schwedischer und preußischer Zeit 1642–1849* (157–177); Volker-Friedrich Drecktrah, *Die Abwicklung einer Gerichtszuständigkeit. Herrschaftswechsel in den Herzogtümern Bremen und Verden in den Jahren 1712 und 1715 und die Folgen für das Wismarer Tribunal* (179–195); Heikki Pihlajamäki, *„daß kein Theil mit Billigkeit zu klagen Ursache habe“. Die schwedische Untergerichtsreform der Jahre 1630 und 1632 in Livland und das Schicksal der bäuerlichen Gerichtsbarkeit* (197–213); Per Nilsén, *Gelehrte und rechtskundige ehrliche Männer. Die Zusammensetzung der schwedischen Hofgerichte 1660–1780* (297–318). Die Wirksamkeit des Tribunals und die dort tätigen Personen untersuchen Heinz Mohnhaupt, *Organisation und Tätigkeit des ‚Hohen Königlichen Tribunals zu Wismar‘* (215–237); Patrick Reslow, *Die Visitation des Tribunals* (239–245), die 1688 stattfand; Nils Jörn, *Das richterliche Personal am Tribunal*

(247–275), das er hinsichtlich seiner regionalen und sozialen Herkunft sowie der Ausbildung betrachtet, und Ernst Holthöfer, *David Mevius (1609–1670)* (277–296), der der erste Vizepräsident des Tribunals war. Im letzten Teil des Bandes werden die archivalische Überlieferung des Tribunals und ihre Nutzungsmöglichkeiten beschrieben, auch im Vergleich zu ähnlichen Institutionen: Bernhard Diestelkamp, *Verzeichnung der RKG-Prozeßakten und Wissenschaftsgeschichte* (319–327); Nils Jörn, *Das Archiv des Wismarer Tribunals* (329–366); Hans-Konrad Stein, *Bericht über den Tribunalsbestand im Stadtarchiv Wismar und Vorschläge zur Verzeichnung der Tribunalsakten* (367–370); Martin Schoebel, *Das Wismarer Tribunal in den Beständen des Landesarchivs Greifswald* (371–376); Uwe Kiel, *Die Quellenlage zur Geschichte des Tribunals und Oberappellationsgerichts im Stadtarchiv Greifswald* (377–381); Jan Lokers, *Die Akten des Wismarer Tribunals im Staatsarchiv Stade: Ein Stiefkind der landesgeschichtlichen und rechtshistorischen Forschung* (383–385). Abschließend bewertet Nils Jörn differenziert die Wirksamkeit des Tribunals: *Integration durch Recht? Versuch eines Fazits und Perspektiven der Forschung* (387–408), und kommt u. a. zu dem Schluss, dass es das wichtigste Bindeglied zwischen den deutschen Provinzen der schwedischen Krone war. Die Beiträge des Sammelbandes unterstreichen die Bedeutung des Wismarer Tribunals neben dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat, beleuchten sein rechtshistorisches Umfeld und bieten vielfältige Anregungen zu seiner weiteren Erforschung. O. P.

Nachdem bereits 2001 anlässlich der 300. Wiederkehr der Gründung des Landes Mecklenburg-Strelitz ein umfangreicher Band erschienen war (vgl. HGbl. 120, 2002, 315), wurde aufgrund des großen Interesses bereits im Jahr darauf ein weiterer gewichtiger Band *Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Geschichte einer Region*, Band 2, von Frank Erstling, Frank Saß, Eberhard Schule und Harald Witzke zusammengestellt und bearb. (Friedland 2002, Verlag Druckerei Steffen, 525 S.). In 54 Beiträgen befassen sich 44 Autoren mit bedeutenden Persönlichkeiten und der Kulturgeschichte der Region, aber auch mit der Wirtschafts- und Stadtgeschichte. So werden die Ortsnamen und Ortsformen, der Niederadel des Mittelalters, die Rolle der geistlichen Stiftungen beim Landesausbau, Teersiederei, Glashütten, Mühlen und die Papierherstellung behandelt. Michael Kunzel gibt einen fundierten Überblick *Zur Geschichte der Münzprägung im Land Stargard bis zum Ende des Fürstentums Mecklenburg-Strelitz 1918* (251–279). O. P.

Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte, N.F. Bd. 89, Kiel 2003. – Von den 13 Beiträgen der Zeitschrift berühren sechs die Hanse- und Stadtgeschichte. Felix Biermann, *„Sie sollten die christlichen Toten nicht unter den Heiden in Wälder oder auf Feldern bestatten“. Die Entwicklung der Grabsitten vom 7./8. bis zum 12./13. Jahrhundert in Pommern* (7–24), stellt Bestattungsriten wie in den benachbarten westslawischen Gebieten, in den Seehandelsplätzen besonders skandinavischen Einfluss fest. Stephanie Irrgang, *Der Stralsunder Ratsherr und Bürgermeister Dr. Sabel Siegfried. Eine Karriere im Hanseraum während des 15. Jahrhunderts* (25–42), widmet sich der Biographie dieses von 1437 bis 1491 lebenden studierten Juristen. Er besuchte zwischen 1452 und 1461 die Universitäten Rostock und Greifswald, wurde 1472 Ratsmitglied in Stralsund, war Gesandter auf Hansetagen, Mitglied der Gewandschneiderkorporation und besaß Grundstücke und Häuser in Stralsund und auf Rügen. I. charakterisiert Siegf-

frieds sozialen Aufstieg, der durch eine gute Ausbildung sowie günstige familiäre und wirtschaftliche Voraussetzungen stark gefördert wurde, als typisch für seine Zeit. Gebhard Bierbrauer beschreibt die *Geschichte der Kloster- und Garnisonskirche in Kolberg* (43–52) von ihrer Gründung im 13. Jh. bis heute. Silke Kossmann kann *Die Datierung der Marienkirche in Grimmen* (53–62) im Kern auf das 13., in großen Teilen auf das Ende des 14. und die erste Hälfte des 15. Jhs. festlegen und viele Übereinstimmungen mit der Marienkirche in Stralsund feststellen. Nils Jörn untersucht detailliert *Die Verlegung des Wismarer Tribunals nach Pommern zu Beginn des 19. Jahrhunderts* (93–112). Angela Pfennig gibt einen Überblick *Von der Stralsunder Stadtbefestigung zur Wallpromenade* (113–128), der sich vor allem mit der Neuzeit befasst. O. P.

Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte, N.F. Bd. 90, Kiel 2004. – Karl-Otto Konow untersucht die *Demminer Denare aus der Zeit von 1200 bis 1325* und macht damit *Anmerkungen zu Hermann Dannenbergs Münzgeschichte Pommerns im Mittelalter* (7–24), die er für die erste Hälfte des 13. Jhs. korrigiert. Christina Kratzke, Heike Reimann und Fred Ruchhöft untersuchen *Garz und Rugendahl im Mittelalter* (25–52) anhand einer kritischen Bewertung der historischen, archäologischen und kunsthistorischen Quellen. Sie ermitteln, dass das politische Zentrum Rügens im 12. Jh. im Norden der Insel lag und sich seit 1300 nach Rugendahl und dem benachbarten Garz, das 1319 als „civitas“ erwähnt wird, verlagerte. Gottfried Loeck, *Das Kartenbild von Pommern zur Hansezeit* (87–134), beschreibt ausführlich und mit Abbildungen die Entwicklung von den seltenen und groben Handzeichnungen des 14. Jhs. bis zu den detaillierten Karten des 17. Jhs. (Eilhard Lubin 1618). Erst seit dem Ende des 15. Jhs. wurden Karten, auf denen Pommern genauer zu erkennen ist, hergestellt, seit dem 16. Jh. zeigten vor allem holländische Kartographen (Lucas Janszoon Waghenauer 1585) Interesse besonders an Seekarten dieser Region. O. P.

Karl-Reinhart Trauner, *Identität in der Frühen Neuzeit. Die Autobiographie des Bartholomäus Sastrow* (Münster 2004, Aschendorff Verlag, 424 S.). – Sastrow wurde 1520 in Greifswald als Sohn eines Kaufmanns geboren, studierte von 1538 bis 1541 in Rostock und Greifswald, arbeitete seit 1542 in verschiedenen Städten als Schreiber und Notar, reiste in dieser Zeit u. a. als Gesandter nach Rom, Böhmen, Sachsen und in die Niederlande, nahm 1547/48 am Augsburger Reichstag teil und wurde 1548 pommerscher Vertreter beim Reichskammergericht in Speyer. Seit 1551 war er wieder als Jurist in Greifswald tätig, wurde 1555 Stadtsekretär in Stralsund, 1562 dort in den Rat gewählt und 1578 Bürgermeister der Stadt. In relativ hohem Alter, 1595 (er starb 1603), begann Sastrow aus Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Reiseberichten und Dokumenten seine Lebensbeschreibung zu verfassen. Sie ist ein bemerkenswertes Zeugnis für einen typischen Vertreter des aufsteigenden Bürgertums im 16. Jh. und gilt als umfangreichstes deutsches Ego-Dokument dieser Zeit. Nachdem es bereits 1823/24 von dem Stralsunder Superintendenten Gottlieb Christian Mohntke ediert wurde, untersucht nun T. das vielschichtige Werk, von dem nur noch der Teil bis um 1550 erhalten ist, vor allem unter dem Aspekt der Identitätsbildung des Autors in der Zeit der Spätreformation. In einem ersten Teil analysiert er Sastrows Lebenslauf von seiner Herkunft über die Ausbildung zu seinen vielfältigen beruflichen Tätigkeiten. Sodann bewertet er die Biographie als literarisches Zeugnis und in einem dritten und vierten Teil als



ereignishistorische Quelle insbesondere zur Reformation sowie als Quelle zum Schmalkaldischen Krieg und zum Augsburger Reichstag. Am ausführlichsten betrachtete er dann das religiös-kirchliche Selbstverständnis Sastrows, das reformatorische Gedankengut in seiner Schrift, die Hinweise auf Sastrows kirchliche Sozialisation und seine Frömmigkeit. Besonders aufschlussreich wird dabei Sastrows Verknüpfung von eigenem Erleben mit zeithistorischen Ereignissen und Entwicklungen. Sastrows Werk zeigt sich durch diese intensive Untersuchung T.s, die durch ein Personen-, Orts- und Sachregister erschlossen wird, als wertvolle Quelle nicht nur zur Ereignisgeschichte für die erste Hälfte des 16. Jhs., sondern erlaubt auch Einblicke in das Selbstverständnis, die Sichtweisen und die Lebenswelt eines weitgereisten hansischen Patriziers in der damaligen Zeit. *O. P.*

Eberhard Völker, *Die Reformation in Stettin* (Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Pommern, R. V., Bd. 38, Köln 2003, Böhlau, 261 S.). – Der Autor betrachtet die Reformation in Stettin in Verbindung mit der verfassungsgeschichtlichen Stadtforschung und arbeitet so geschickt ihre unterschiedlichen Aspekte, vor allem die wechselnden Interessen von Rat, Bürgerschaft und Landesherrn heraus. Nicht unerheblich war für Stettin, dass es auch Sitz der Landesherrschaft war, so wurde die Behauptung städtischer Autonomie immer schwieriger. Da V. die Reformation zu recht nicht als rein geistes- und kirchengeschichtliches Ereignis sieht, geht er auch auf weitere Problemfelder der Zeit ein, so auf die Einwirkungen von außen, die sozialen Zustände und die Wirtschaftsentwicklung der Stadt und die Rolle der Hanse. Dabei wird deutlich, dass die Reformation in Stettin kein geradliniger Prozess war und viele Konfliktfelder in der Stadt nebeneinander existierten. V. liefert so ein umfassendes Bild der Reformation Stettins zwischen 1520 und 1540. Die Fülle der Personen- und Ortsnamen im Text hätte zur besseren Nutzung des Buches ein Register erfordert. *O. P.*

BRANDENBURG. Edward Rymar, *Auf den mittelalterlichen Spuren der Juden in den Städten der Neumark* (Średniowiecznymi śladami Żydów w miastach Nowej Marchii, in: Przegląd Zachodniopomorski 46, 2002, H. 3, 7–20, dt. Zusammenfassung). Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt in der Zeit der Herrschaft der Wittelsbacher. Vf. weist auf die ältesten Privilegien für die Juden in Arnswalde 1321 und Soldin 1344. Die jüdischen Viertel sind in Landsberg, Arnswalde, Königsberg und Woldenberg belegt. 1351 erreichte die Welle der Judenpogrome die Neumark. Seit den 50er Jahren des 14. Jhs. tauchen schon die Privilegien auf, die die Juden zur Rückkehr in die neumärkischen Städte auffordern. Im 15. Jh. standen sie unter dem Schutz des Deutschen Ordens und der brandenburgischen Kurfürsten. *R. Cz.*

OST- UND WESTPREUSSEN. Aufgrund von Kooperation mit der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Thorn und der Thorner Universitätsbibliothek sowie in Verbindung mit der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung erschien die *Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens. Bibliografia historii Pomorza Gdańskiego i Prus Wschodnich. 1981–1986*, bearb. von Henryk Baranowski und Werner Tannhof unter Mitarbeit von Kolja Aleksander Lotz (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 32, Marburg 2003, Verlag Herder-Institut, CXXVIII, 474 S.). Beindruckend ist nicht nur das umfangreiche Verzeichnis der ausgewerteten Peri-



odika. Das überaus nützliche und zweisprachig gestaltete Werk ist mit Autoren-, Personen-, Sach- und geographischem Register ausgestattet. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte wird man auf den Seiten 99–111 fündig, speziell zu Hansethemen jedoch auch im chronologischen Teil sowie in den Abschnitten zur politischen Geschichte, der Kulturgeschichte und der Geschichte einzelner Regionen und Orte.

S. Dumschat

Der Sammelband *Danziger und ihre Stadt in einer historisch-soziologischen Perspektive. Identität des Ortes und der Menschen*, hg. von Małgorzata Dymnicka und Zbigniew Opacki (Gdańszczanie i ich miasto w perspektywie historyczno-socjologicznej. Tożsamość miejsca i ludzi, Oficyna Naukowa, Warszawa 2003), enthält drei interessante Beiträge, die sich auf die Geschichte der Stadt in der Hansezeit beziehen. Henryk Paner, *Danzig und Danziger in den Untersuchungen des Archäologischen Museums* (Gdańsk i gdańszczanie w badaniach Muzeum Archeologicznego, 37–51), stellt einen Überblick über die archäologischen Arbeiten vor, die in den Jahren 1987–2002 auf dem Gelände der Speicherinsel, wie auch der Recht- und Altstadt geführt wurden. Die Ausgrabungen bestätigen die Hypothese, dass die Stadt nach lübischem Recht auf dem Gelände der späteren Altstadt gegründet wurde. Zu den interessantesten Ergebnissen gehört auch die Entdeckung der Überreste einer romanischen Kirche St. Nicolai aus dem 12. Jh., die 1227 den Dominikanern verliehen wurde. Udo Arnold, *Der Deutsche Orden und die urbane Entwicklung Danzigs* (Zakon Niemiecki a rozwój urbanistyczny Gdańska, 51–64), erörtert die Entwicklung der Siedlung, die Bewirtschaftung des Stadtraumes, kirchliche Topographie und den Verlauf der Wasserströme. Vf. weist auf einen großen Einfluß des Deutschen Ordens auf urbane Struktur und Siedlungsentwicklung des Danziger Stadtkomplexes hin. Edmund Kizik, *Tolerierte und Unbeliebte. Mennoniten und Juden in Danzig im 16.–18. Jahrhundert* (Menonici i żydzi w Gdańsku w XVI–XVIII w., 65–85) behandelt die Geschichte der mennonitischen Gemeinden in Danzig, Elbing und auf dem Großen Werder. Erst seit der Mitte des 17. Jhs. zusammen mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage der Stadt setzt in Danzig eine Zunahme der Abneigung gegen die Fremden. Einerseits tolerierten Danziger die Aktivität der Juden im Handel. Andererseits vertraten sie prinzipiell den Standpunkt, dass die Juden kein Recht auf die Ansiedlung in Danzig hatten.

R. Cz.

*Dominikanisches Zentrum zum Hl. Jacek in Danzig. Archäologische Untersuchungen*, hg. von Andrzej Gołębniak (Dominikańskie centrum św. Jacka w Gdańsku. Badania archeologiczne, Bd. 2, Warszawa 2002, Instytut Archeologii Uniwersytetu Warszawskiego, 283 S., zahlreiche Skizzen und Zeichnungen). Der vorliegende Sammelband enthält die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen, die im Jahre 2001 auf dem Gelände des alten Dominikanerklosters durchgeführt wurden. Aufgrund der gewonnenen Ergebnisse stellt G. in der Einführung (7–19) die These auf, dass es an dieser Stelle im 12. und 13. Jh. einen Marktplatz und eine entwickelte Siedlung gab. Die Bebauung aus dem 13. Jh. ist mit der Stadt lübischen Rechts zu verbinden. Zbigniew Polak stellt im ersten Kapitel die Ergebnisse der Untersuchung der Überreste der Bebauung vor. Der Gegenstand des zweiten Kapitels ist eine ausführliche Analyse der einzelnen Kategorien der beweglichen Funde. Aleksandra Trzeciecka und Maciej Trzeciecki haben die mittelalterlichen Tongefäße, Agnieszka Oniszczyk-Rakowska die

neuzeitlichen Tongefäße untersucht. A. Trzecińska analysiert die Devotionalien und erörtert eine Spritze aus Horn. Insgesamt ist festzustellen, dass mit diesem Band sowohl reiches Quellenmaterial als auch interessante Forschungen zur Geschichte Danzigs in der frühen Hansezeit erschlossen werden. R. Cz.

Maria Bogucka, *The Characteristic Traits of Religious Relations in Early-Modern Gdańsk* (APolHist. 89, 2004, 51–63), zeichnet ein differenziertes Bild des religiösen Lebens in Danzig im 16./17. Jh. Zwar gab es unter der ständigen Bevölkerung der Stadt über 80 % Lutheraner und nur unter oder zeitweise knapp 10 % Katholiken. Aber durch die häufige Anwesenheit von Adligen (mit Dienerschaft) und Händlern aus Polen, eine gewisse Einflußnahme der Bischöfe von Ermland und Kulm und die Zugehörigkeit Danzigs zum polnisch-litauischen Staat, auch die Produktion katholischer Devotionalien u. a. waren katholische Riten und Bräuche präsent. Das Danziger Luthertum war gegenüber dem Katholizismus tolerant, der Marienkult lebte in ihm weiter, Schiffe erhielten Namen von Heiligen, lutherische Bürgerstöchter wurden in katholischen Klöstern erzogen, lutherische Söhne besuchten das Jesuitenkolleg, umgekehrt aber auch Katholiken lutherische Pfarrschulen. Mischehen waren keine Seltenheit. Die Beziehungen zwischen Lutheranern und Calvinisten waren hingegen gespannter. Calvinistischer Einfluß kam aus Holland. Er war zeitweise trotz geringer Zahl der kalvinistischen Glaubensangehörigen beachtlich: 1598 gab es im Danziger Rat zwar neben einem kalvinistischen drei lutherische Bürgermeister, aber unter den Ratsherren waren neun Calvinisten und nur fünf Lutheraner. Die Calvinisten – seit 1651 rechtlich den Lutheranern gleichgestellt – besaßen in der Stadt immerhin drei Kirchen. Volles Bürgerrecht erlangten Lutheraner und mit Einschränkungen auch Katholiken und Calvinisten, nicht jedoch Juden, Zigeuner und Mennoniten (von Ausnahmen abgesehen). H. W.

Wiesław Długokęcki liefert mit seinem Buch *Die Machtelite der Stadt Marienburg im Mittelalter* (Elita władzy miasta Malborka w średniowieczu, Malbork 2004, Muzeum Zamkowe w Malborku, 287 S., dt. Zusammenfassung) einen interessanten Beitrag zur Erforschung der Führungsgruppen in den Kleinstädten im Hanseraum. Vf. zählt zu der Marienburger Machtelite die Mitglieder des Stadtrates und der Schöffenbank. Die Arbeit stützt sich auf die Quellen aus der städtischen Kanzlei, wie Stadt-, Schöffen- und Bürgerbücher, wie auch auf den Quellen aus dem Hochmeisterarchiv. In acht Kapiteln behandelt D. die verfassungsrechtlichen Voraussetzungen der Entstehung der Führungsgruppe, ihre soziale Struktur: Herkunft, Vermögen, soziale Exklusivität, Formen der religiösen Tätigkeit, die Zusammenarbeit der Mitglieder der Machtelite mit dem Deutschen Orden, politisches Engagement der Marienburger Ratsherren in den Auseinandersetzungen zwischen dem Landesherrn und der städtischen Opposition sowie während des dreizehnjährigen Krieges, und zuletzt die soziale und politische Lage der Stadt unter der Herrschaft des polnischen Königes. Marienburg war zwar eine kleine Stadt, die jedoch einen Residenzstadtstatus hatte. Aus dieser Tatsache resultierte ein beträchtlicher Einfluß des Deutschen Ordens auf die personelle Zusammensetzung der Führungsgruppe. Ein Teil ihrer Mitglieder stand vor dem Aufstieg in den Rat im Dienste des Landesherrn. Es lassen sich auch enge wirtschaftliche Beziehungen zwischen dem Orden und einem Teil der Ratsherren feststellen. Trotz einer großen sozialen Mobilität bildete sich innerhalb der Marienburger Führungsgruppe eine

kleine Gruppe von Geschlechtern heraus, die im 14. und 15. Jh. zwei oder mehr Generationen lang einen maßgeblichen Einfluss auf den Rat ausübten. Die berufliche Struktur des Stadtrates wurde grundsätzlich durch Kaufleute und Brauer bestimmt. D. weist auch auf die korporativen Formen der Religiosität hin, die der sozialen Absonderung der Führungsgruppe dienten. Die politische Einstellung des Marienburger Rates wurde – im Gegensatz zu der Mehrheit der Städte im Ordensland – durch die Treue gegenüber dem Landesherrn gekennzeichnet. Es ist bemerkenswert, dass die Übernahme der Stadt durch den polnischen König 1460 keine größeren Veränderungen in der Zusammensetzung der Machtausübenden verursachte. Das Buch enthält auch eine Fülle der detaillierten Feststellungen, die eine grundlegende Bedeutung für die Erforschung der Geschichte Marienburgs im Mittelalter haben. Die sehr gut fundierte Arbeit ergänzen ein Verzeichnis der Quellenbelege über Marienburger Bürgermeister, Ratsherren, Schultheißen und Schöffen bis 1500, wie auch ein Namens- und Ortsregister. R. Cz.

Andrzej Radzimiński, *Die Rechnungen des Pfarrers an der Pfarrkirche St. Johannes in der Altstadt Thorn aus den Jahren 1445–1446* (Rachunki plebana kościoła parafialnego Świętych Janów w Starym Mieście Toruniu z lat 1445–1446, in: Roczniki Historyczne LXIX, 2003, 167–187, dt. Zusammenfassung), bietet eine Edition der Rechnungen des Pfarrers Johann von Ast und eine Besprechung ihres Inhaltes. Die Rechnungen, die die Ausgaben seiner privaten Hauswirtschaft vom Mai 1445 bis zum Januar 1446 enthalten, liefern sehr nützliches Material zur Erforschung des Alltagslebens und der sozialen Beziehungen des Pfarrers in einer Hansestadt. R. Cz.

Andrea Ajzensztejn bietet mit ihrer Promotionsschrift *Die jüdische Gemeinschaft in Königsberg. Von der Niederlassung bis zur rechtlichen Gleichstellung* (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa 10, Hamburg 2003, Verlag Dr. Kovač, 364 S.) detaillierte Einblicke in die Geschichte und besonders die Schwierigkeiten bei der Emanzipation einer Gemeinde, die zu den bedeutendsten jüdischen Gemeinschaften Preußens gehörte. In der Studie wird die Entwicklung von den ersten Ansiedlungen von Juden in Königsberg im 17. Jh. bis zum Gleichberechtigungsgesetz des Norddeutschen Bundes von 1869 untersucht. Relativ ausführlich geht Vf.in auf die Handelstätigkeit der Juden ein, die, durch verwandtschaftliche Bande gestützt, für die Beziehungen zu den östlichen Nachbarländern Preußens besonders bedeutsam war. M. Lührs

SCHLESSEN. *Breslau an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Alltagsleben im Spiegel der materiellen Sachkultur*, hg. von Jerzy Piekalski und Krzysztof Wachowski (Wrocław na przełomie średniowiecza i czasów nowożytnych. Materialne przejawy życia codziennego, Wrattislavia Antiqua. Studia z dziejów Wrocławia, Bd. 6, Wrocław 2004, Uniwersytet Wrocławski, 390 S., zahlreiche Fotos, Skizzen und Zeichnungen, dt. Zusammenfassung). Der vorliegende Band ist eine Fortsetzung der Veröffentlichung von archäologischen Quellen und Studien zur Geschichte Breslaus, die von dem 1995 gegründeten „Kollegium zur Erforschung Breslaus im Mittelalter und in der Neuzeit“ herausgegeben ist. Die Beiträge und Quelleneditionen konzentrieren sich auf die Probleme des Alltagslebens und liefern reiches Material zur Diskussion über die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. J. Piekalski, *Elemente der Infrastruktur im mittelalterlichen Breslau* (Elementy

infrastruktury średniowiecznego Wrocławia, 9–24), analysiert auf Grund der schriftlichen und archäologischen Quellen die Wasserversorgung, Abfallbeseitigung und Straßenerhaltung. Przemysław Nocun, *Denkmäler der Strafgerichtsbarkeit im spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Breslau aus Sicht der Archäologie und der historischen Schriftquellen* (Zabytki jurysdykcji karnej w późnośredniowiecznym i wczesnonowożytnym Wrocławiu w ujęciu archeologii historycznej, 25–40), untersucht die Sühneverträge und Topographie der Gerichtsplätze, Gerichtsstätten, Galgen und Pranger. Lech Marek, *Erkenntnisse zu Blankwaffen der Breslauer Infanterie aus dem 14. bis 16. Jahrhundert* (Przyczynek do poznania broni białej wrocławskiej piechoty z XIV–XVI w., 41–56), stellt auf einer vergleichenden Ebene die Blankwaffenfunde vor, die während der archäologischen Ausgrabungen in Breslau gewonnen wurden. Katarzyna Nowosielska erörtert *Mittelalterliche und neuzeitliche Glaserzeugnisse aus den Untersuchungen in der Altstadt Breslau* (57–88). Magdalena Konczewska und Paweł Konczewski liefern einen umfassenden Beitrag über *Metallfunde aus dem Stadtgraben von Breslau* (89–206), der neben der Analyse auch einen ausführlichen Katalog und die Zeichnungen der in den Jahren 1998–1999 gefundenen Metallerzeugnisse enthält. Tomasz Borkowski, *Produktion von figürlicher Kleinplastik aus Keramik im spätmittelalterlichen Breslau* (Produkcja figurek ceramicznych w późnośredniowiecznym Wrocławiu, 207–244), berichtet über die Entdeckung 1999 einer „Bilderbäcker“ Werkstatt. Dem Beitrag wurden einen illustrierten Katalog der ausgegrabenen Tonfiguren angehängt. Andrzej Jastrzębski analysiert *Ausgewählte Aspekte des Alltagslebens in Breslau auf Grund der Erzeugnisse aus Knochen und Horn* (Wybrane aspekty życia codziennego w średniowiecznym Wrocławiu na podstawie wyrobów kościanych i rogowych, 245–268). T. Borkowski, *Tonsparbüchse, Spielzeug, keramische Kleinplastik, Stelze und Flöte aus Grabungen in Breslau* (Gliniane skarbonki, przybory do gier, figurki ceramiczne oraz szczudło i flet z badań we Wrocławiu, 269–284), stellt einen Beitrag zur Erforschung der spätmittelalterlichen Spielzeuge und der Spiele vor. Anna Bilińska analysiert *Neuzeitliche Tonpfeifen aus den Untersuchungen in der Breslauer Altstadt* (Nowożytnie fajki z badań na Starym Mieście we Wrocławiu, 285–293). Hans-Georg Stephan faßt *Forschungen über die Keramik der „Falke-Gruppe“ Das reich verzierte Lausitzer Steinzug der Gotik und sein archäologisch-historisches Umfeld* (Badania nad ceramiką „grupy Falkego“. Bogato zdobiona gotycka kamionka łużycka i jej środowisko archeologiczno-historyczne, 293–330) in Schlesien zusammen. Robert Szwed analysiert *Frühneuzeitliche Keramik aus der St. Antoniusstrasse in Breslau* (Wczesnonowożytna ceramika naczyniowa z ulicy św. Antoniego we Wrocławiu, 331–382). Den für die Stadt- und Hansehistoriker nützlichen und hilfreichen Band beschließt ein Schlußwort von K. Wachowski ab.

R. Cz.

Krzysztof Wachowski und Jacek Witkowski, *Breslau und die Hanse* (Wrocław wobec Hanzy, Archeologia Polski XLVIII, 2003, H.1–2, 201–221, dt. Zusammenfassung), stellen die archäologischen Funde vor, die auf wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zwischen Breslau und der Hanse im 15. Jh. hinweisen: Krüge vom Typ Hansekanne, bronzene Fibel vom Typ Hanstruwebrazen, eine Schüssel vom Typ Hanseschale.

R. Cz.

## WESTEUROPA

(Bearbeitet von *Stuart Jenks*, *Louis Sicking* und *Peter Voß*)

NIEDERLANDE. Oscar Gelderblom, *The Decline of Fairs and Merchant Guilds in the Low Countries, 1250–1650* (JMG 7, 2004, 199–238). Anhand der Art und Weise, wie fremde Händler in Brügge, Antwerpen und Amsterdam ihren Handel im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit organisierten, versucht G. zu klären, warum Jahrmärkte und Kaufmannsgilden an einigen Orten an Bedeutung verloren, während sie andernorts bis ins 17. Jh. in Blüte standen. Während sich Brügge und Antwerpen im 14. resp. 15. Jh. zu Städten mit permanenten internationalen Jahrmärkten entwickelten und die verschiedenen fremden Kaufleutegruppen mit Privilegien versahen, spielten Jahrmärkte in Amsterdam keine bedeutende Rolle; hier nutzten die ausländischen Kaufleute dieselben juristischen, ökonomischen und finanziellen Einrichtungen, um ihren Handel zu organisieren. Die Bereitschaft der lokalen und zentralen Behörden, auf die Bedürfnisse der fremden Kaufleute einzugehen, spielte eine wichtige Rolle bei der Art und Weise, wie die Kaufleute ihre Handelsorganisation erneuerten. L. S.

Mike Burkhardt und Job Weststrate, *Ein holländisch-seeländischer Zolltarif für die Hanse aus dem Jahre 1454* (ZVLGA 84, 2004, 9–34), edieren einen in Brügge in mittelniederländischer Sprache aufgezeichneten Katalog. Er enthält, nach Warenarten und Zollstationen (Geervliet, Bergen op Zoom/Iersekeroord/Kats, Gouda/Spaardam, Gouwesluis) gegliedert, die Tarife aller Seezölle für Hansekaufleute im gesamten Gebiet Hollands und Seelands. Die Abgaben werden in burgundischen groot oder Groschen, für Kampener Kaufleute in englischen oder holländischen Schillingen und Pfennigen aufgelistet. Das Verzeichnis ist möglicherweise bei der Rückverlegung des Kontors nach Brügge als Ergebnis der Verhandlungen der Hansestädte mit dem Herzog Philipp von Burgund in das Lübecker Senatsarchiv (AHL, ASA Externa Batavica) gelangt. G. M.

*Resolutionen der Generalstaaten 1576–1625. Niederländische Regesten zur späten Hansegeschichte.* Übertragen und bearbeitet von Karl-Klaus Weber (Norderstedt 2004, Books on Demand, 288 S.). – Die Ausgabe enthält ins Deutsche übersetzte und teilweise bearbeitete Regesten (soweit sie die hansische Geschichte betreffen) aus den in niederländischer Sprache veröffentlichten „Resolutiën der Staten-General“ für den Zeitraum von 1576 bis 1625, die zwischen 1915 und 1994 in 21 Bänden in der nationalen Quellensammlung: „s-Rijks Geschiedkundige Publicatiën“ erschienen sind. Als Gründe für die Herausgabe der kompakten, einbändigen deutschen Ausgabe werden das gestiegene Interesse an der späthansischen Geschichte, die geringe Verfügbarkeit von Quelleneditionen für das 16. und 17. Jh., die geringe Verbreitung der niederländischen Quellensammlung in Deutschland und die beschränkten Kenntnisse des Niederländischen genannt. Deutschen Historikern wird der Zugriff auf die Texte leichter gemacht, sie können aber, wenn sie das wollen, dank einer der Veröffentlichung beigegebenen Konkordanz, jederzeit auf die umfangreichere niederländische Ausgabe zurückgreifen. L. S.

*Land und Meer. Kulturelle Austausch zwischen Westeuropa und dem Ostseeraum in der Frühen Neuzeit* hg. von Martin Krieger und Michael North (Köln 2004, Böhlau Verlag, 269 S.). – Die Beiträge dieses Sammelbandes stammen von amerikanischen, deutschen und polnischen Historikern und sind im Rahmen eines Forschungsprojekts an der Universität Greifswald entstanden. Sie sind gegliedert nach drei Teilaspekten: „Architektur und Kunst“, „Wohnkultur“ und „Intellektuelle Netzwerke“. Der kurzen Einleitung der Hgg. folgt ein historiographischer Überblick von Thomas DaCosta Kaufmann, *Der Ostseeraum als Kunstregion: Historiographie, Stand der Forschung und Perspektiven künftiger Untersuchungen* (9–22). Aspekte des niederländischen kulturellen Einflusses in Polen-Litauen werden im Beitrag von Michael Wardzynski, *Zwischen den Niederlanden und Polen-Litauen: Danzig als Mittler niederländischer Kunst und Musterbücher* (23–50), und Edmund Kizik, *Niederländische Einflüsse in Danzig, Polen und Litauen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* (51–76) behandelt. Michael North, *Der Hamburger Kunstmarkt und seine Beziehungen in den Nord- und Ostseeraum* (77–90), und Anna Olenska, *Im Herzen des südlichen Ostseeraums: Danzig als Kunstzentrum und Vermittler* (91–108), zeigen, welche Rolle (Kunst)Händler in Danzig und Hamburg beim Verkauf niederländischer Malerei spielten, und wie sie den Geschmack norddeutscher, polnischer und dänischer Adliger beeinflussten. Ewa Manikowska, *Der Erwerb von Kunst und Luxusgütern für Stanislaw August Poniatowski und das Danziger Netzwerk* (109–128), legt dar, wie der polnische König mit Hilfe eines Netzwerks von Künstlern, Kunsthändlern und Bankiers darin erfolgreich war, seine Kunstsammlung aufzubauen und seine Paläste zu verschönern. Corina Hess, *Mobiliar und Wohnungsauskleidung Danzigs im 17. und 18. Jahrhundert* (129–152), Maciej Maksymowicz, *Der Danziger Markt für Kunst und Kunsthandwerk im Spiegel der ‚Wöchentlichen Danziger Anzeigen‘ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (153–164), Jörg Driesner und Robert Riemer, *Spiegel und Bilder in den Nachlassinventaren deutscher Kaufleute in Reval im 18. Jahrhundert* (165–198), machen darauf aufmerksam, daß es in Danzig und in geringerem Maße auch in Reval in städtischen Haushalten Bilder und dekorative Gegenstände gab. Aus den Beiträgen von Martin Krieger, *Hamburg als Kommunikationszentrum in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges – Die Gelehrtenkorrespondenz des Joachim Jungius* (199–221), sowie von Klara Deecke und Ingrid Gabel, *Der Hartlib-Kreis im südlichen Ostseeraum* (221–252), geht hervor, daß intellektuelle Netzwerke von entscheidender Bedeutung für den Austausch materieller und immaterieller Kulturgüter im 17. Jh. waren. Als wichtiges Zentrum für diesen Warenaustausch und wegen seiner Bedeutung für das Bankwesen wurde Hamburg während des Dreissigjährigen Krieges geschont, wodurch massenhafte Abwanderungen aus- und bestehende Netzwerke erhalten blieben. Die kulturelle Mobilität in den verschiedenen Regionen und Städten im Nord- und Ostseeraum erweist sich als ein vielseitiges Forschungsgebiet, wozu der vorliegende Sammelband verschiedene Ansätze bietet. L. S.

Louis Sicking, *Neptune and the Netherlands. State, Economy, and War at Sea in the Renaissance* (History of Warfare 23, Leiden 2004, Brill, XXIII, 551 S., 19 Tabb., 2 Ktn., 23 z. T. farbige Abb., 1 Diagramm). – Es handelt sich um eine etwas überarbeitete und erweiterte Übersetzung einer ursprünglich in niederländischer Sprache abgefaßten Dissertation über die maritime Politik in den habsburgischen Niederlanden in der Zeit von 1488 bis 1558. Die Bemühungen der Zentralgewalt,



ein Machtmonopol zur See durchzusetzen, werden im breiten Kontext politischer und wirtschaftlicher Entwicklungen dargestellt. Es war ein glücklicher Beschluß des Verlagshauses Brill, diese umfassende Studie in englischer Sprache zu veröffentlichen. Sie ist nicht allein für diejenigen Historiker interessant, die sich mit der Geschichte der Seekriegsführung beschäftigen, sondern auch für diejenigen, die sich mit Prozessen der Staatsbildung befassen. Was den Inhalt betrifft, so kann auf die Besprechung der Arbeit in HGBll. 117, 1999, 269 f., hingewiesen werden. Die englische Ausgabe enthält ein ausführliches Glossar der Begriffe aus den Gebieten der Schifffahrt und der staatlichen Einrichtungen, die für einen Nicht-Niederländer der Erläuterung bedürfen, und ist damit geeignet für ein internationales Leserpublikum.

M. van Tielhof

Michiel de Jong, *„Staat van Oorlog“. Wapenbedrijf en militaire hervorming in de Republiek der Verenigde Nederlanden, 1585–1621* (Hilversum 2005, Verloren, 383 S.). – In dieser Buchhandelsausgabe seiner Dissertation geht Vf. der Frage nach, wie es den Kaufleute-Unternehmern gelang, während des Niederländischen Aufstands aus dem Nichts ein umfangreiches Waffengewerbe und einen blühenden Waffenhandel aufzubauen. Er erklärt das Aufkommen des Waffengeschäfts im Zusammenhang der Wechselwirkung von wirtschaftlichem Wachstum, militärischer Reformen und der staatlichen Entwicklung in der Niederländischen Republik, wobei er von Modellen und Konzepten von Tilly, Lane, Glete, Guilmartin und Parker Gebrauch macht. Die wichtigsten militärischen Reformen betrafen zu Land die Organisation und Taktik der Infanterie, die Muskete sowie die Standardisierung der Feuerwaffen und des Belagerungsmaterials. Zur See wurde das große Schiff mit Spiegelheck das Standardmodell einer gut ausgerüsteten und schwerer bewaffneten Kriegsflotte. Zugleich wurde auch das Schiffsgeschütz standardisiert. Die neuartigen Schiffe mit Spiegelheck, die auch von der VOC eingesetzt wurden, spielten eine entscheidende Rolle bei der weltweiten Expansion der Republik. Der Fernhandel erforderte besser zu verteidigende Schiffe, wobei die Bewaffnung etwa 25 % der gesamten Ausrüstungskosten ausmachte. Der Staat, vertreten durch die Staten-Generaal und die Admiralitäten, versahen die VOC mit ungefähr 30 % der gesamten Ausrüstungskosten durch die Lieferung von Kanonen, Munition und selbst ganzen Schiffen. So wurde die Expansion der VOC nicht durch Mangel an Kriegsgerät und Schiffsbedarf behindert. Die schnell zunehmende Nachfrage nach Waffen versetzten Waffenhersteller und -händler in die Lage, Methoden für die Massenproduktion zu entwickeln, Spezialisierung und Arbeitsteilung zu intensivieren und Raum für Innovationen zu schaffen. Der Mangel an Rohstoffen wurde durch umfangreiche Importe aus Deutschland, Lüttich, Polen, England und Schweden ausgeglichen. Die strukturellen Probleme bei der Zufuhr von Rohstoffen wurden u. a. aufgefangen durch eine breite Streuung der Regionen, aus denen importiert wurde, durch die Inanspruchnahme einer auf den Export in die Niederlande spezialisierten schwedischen Waffenindustrie seitens niederländischer Unternehmer wie Louis de Geer und Elias Trip und durch die Schaffung eines Puffers in den Niederlanden mit Hilfe umfangreicher Lagerungen von Rohstoffen zur Herstellung von Waffen und Munition. Dadurch machten sich Staat, Heer und Flotte unabhängiger von den schwankenden Marktsituationen. Das alles wurde ermöglicht durch die enge Zusammenarbeit von staatlichen Einrichtungen und einigen wichtigen Kaufleute-Unternehmern, die im Waffengewerbe aktiv waren. Letztere profitierten dabei insbesondere von den durch die Obrigkeit gebotenen Möglichkeiten der



Lagerung von Rohstoffen und der Finanzierung, die den Waffenproduzenten sowohl ein kontinuierliches Angebot an Rohstoffen als auch eine dauerhafte Abnahme ihrer Endprodukte garantierten. Mit Hilfe dieser eisenstarken Kombination konnte die Republik überleben und sich zu einem „state of war“ und dem „arsenaal van de wereld“ entwickeln.

L. S.

*Dutch Light in the „Norwegian Night“*. *Maritime Relations and Migration across the North Sea in Early Modern Times*, hg. von Louis Sicking, Harry de Bles und Erlend des Bouvrie (Hilversum 2004, Verloren, 128 S.). In diesem Sammelband geht es um die norwegisch-niederländischen Beziehungen in einer Zeit, die in der traditionellen Sicht norwegischer Historiker die sogenannte „vierhundertjährige Nacht“ war, in der Norwegen Teil eines größeren Staatenverbunds mit Dänemark war, der bis 1814 bestand. Der Gegensatz zu den Niederlanden, aus denen sich die Republik im Laufe des 16. Jhs. löste, war besonders groß: eine reiche, stark urbanisierte und mächtige Republik im Herzen von Europa gegenüber einem armen, von der Landwirtschaft abhängigen Land an der europäischen Peripherie. Dies kommt vor allem in den Beiträgen von Sølvi Sogner, *Norwegian-Dutch Migrant Relations in the Seventeenth Century* (43–56), und Erika Kuipers, *Poor, Illiterate and Superstitious? Social and Cultural Characteristics of the ‚Noordse Natie‘ in the Amsterdam Lutheran Church in the Seventeenth Century* (57–68), über die wechselseitige Migration zwischen beiden Ländern und die Integration von Dänen und Norwegern in die Lutherische Kirche in Amsterdam zum Ausdruck. Norwegische Einwanderer brachten es in der Republik selten weiter als bis zum Seemann, zum Dienstmädchen oder zur Prostituierten. Die übrigen Beiträge widmen sich den Ausnahmefällen: Louis Sicking, *New Light on the Flight of Archbishop Olav Engelbrektsson: A Watershed in Norwegian History* (13–42), Marc van Alphen, *Admiral Cornelis Cruys (1655–1727): Born in Norway, Honoured in Russia but Buried in the Netherlands* (69–80), Ivonne Lucker, *Jacob Dirksen: A Norwegian Sailor in the Dutch Republic (1727–1754)* (81–92), und Jaap R. Bruijn, *Naval Captain Cornelius de Jong’s Unforeseen Stay in Norway (1795–1796)* (93–112). Der Sammelband schließt mit einer bislang unveröffentlichten Vorlesung von Johan Huizinga, in der er die Geschichte beider Länder vergleicht (113–126).

L. S.

Oscar Gelderblom, *The Governance of Early Modern Trade: The Case of Hans Thijs, 1556–1611* (Enterprise and Society 4, 2003, 606–639). In dieser Fallstudie wird anhand der Firma des Antwerpener Kaufmanns Hans Thys, der in Danzig und Amsterdam tätig war, gezeigt, wie er durch die Kombination verschiedener Märkte, persönlicher Kontakte und Geschäfte versuchte, seine Kosten so weit wie möglich zu senken. Der Vergleich der Aktivitäten in Danzig (1585–1595) und Amsterdam (1595–1611) ergibt, daß der Handel auf großen Märkten mit einem größeren Einzugsbereich effizienter betrieben werden konnte.

L. S.

Milja van Tielhof, *„De vijf levens van de moedernegotie“* (Jaarboek Amstelodamum 95, 2003, 51–81). In diesem Aufsatz untersucht Vf.in, wie die in der Neuzeit am Getreidehandel mit dem Ostseeraum Beteiligten, vornehmlich Kaufleute und Reeder, nach Kostenreduzierung und Effizienzsteigerung strebten, und inwieweit sie dabei erfolgreich waren. Schon um die Mitte des 16. Jhs. bestand ein

enger Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Roggenpreise in Danzig und in den Niederlanden, was auf eine ziemlich starke Marktintegration hindeutet, die in den späteren Jahrhunderten kaum weiter zugenommen hat. Neben wirtschaftlichen Faktoren weist Vf.in auf den Einfluß der Politik – das Vertrauen der Getreidehändler in die Obrigkeit war zur Zeit der Niederländischen Republik am größten – und auf die Größenvorteile der Holländer im 16. und 17. Jh. hin. Diese gingen im 18. Jh. verloren, als Handel und Schifffahrt anderer Länder sich ausweiteten und vergleichbare Kostenersparnisse erzielt wurden. L. S.

Wil van de Pas, *„Tussen centraal en lokaal gezag“. Bestuurlijke organisatie en financieel beheer in Gelre en Holland tijdens de Habsburgse periode*, hg. H. de Schepper, F. Keverling Buisman, T. Maas und B. Thissen (Werken uitgegeven door Gelre Vereniging tot beoefening van Gelderse geschiedenis, oudheidkunde en recht 58, Hilversum 2004, Verloren, 208 S.). – Dieser Sammelband enthält schon früher publizierte Beiträge des 2001 im Alter von 39 Jahren verstorbenen Historikers Wil van de Pas zur geldrischen Verwaltungsgeschichte sowie zur Domänen- und Finanzverwaltung in Geldern und Holland seit dem Ancien Régime. Die verwaltungsrechtlichen und institutionellen Folgen der Eroberung Gelderns durch die Habsburger im Jahre 1543 bilden den Ausgangspunkt der meisten Aufsätze; nur ein Artikel beschäftigt sich mit der Geschichte des holländischen Rechnungshofes in der Zeit von 1477 bis 1585. Der Sammelband bietet Einblicke in die komplexen institutionellen Entwicklungen im Herzogtum Geldern und in der Grafschaft Zutphen im 16. Jh. und in die verstreute Überlieferung relevanter Archivbestände in verschiedenen Archiven in den Niederlanden, in Belgien, Deutschland und in Frankreich. Das Buch ist damit ein unverzichtbares Arbeitsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte der nordöstlichen Niederlande im 16. Jh. beschäftigt. L. S.

Stefan Gropp, *De stedelijke muntslag te Deventer en Nijmegen 1528/43–1591. Stedelijk particularisme tegen Habsburgs centralisme in de Oostelijke Nederlanden* (Werken uitgegeven door Gelre Vereniging tot beoefening van Gelderse geschiedenis, oudheidkunde en recht 57; Werken van de Vereeniging tot Beoefening van Overijsselsch Regt en Geschiedenis 44, Hilversum 2004, Verloren, 318 S.). – Das Buch beschreibt die Geschichte und Organisation der städtischen Münzen in Deventer und Nijmegen von der Einverleibung der beiden Städte in die habsburgischen Niederlande bis zur Eroberung durch Prinz Moritz im Jahr 1591. Die habsburgische Regierung in Brüssel wünschte, der selbständigen Münzprägung in diesen Städten ein Ende zu machen oder ihr zumindest den landesherrlichen Münzfuß aufzuzwingen. Während Deventer, Kampen und Zwolle – die beiden letztgenannten Städte ließen ihre Münzen in Deventer prägen – eine gewisse Bereitschaft zur Zusammenarbeit erkennen ließen, wollte Nijmegen von einer Kontrolle durch den Generalmünzmeister nichts wissen. Die Stadt berief sich dabei jedesmal auf vom deutschen Kaiser verliehene Privilegien. Die habsburgischen Münzanschlüsse stießen vor allem wegen der befürchteten nachteiligen Folgen für den Handelsverkehr der vier Städte mit den benachbarten Gebieten im deutschen Reich. Da sie nahe an der Grenze der habsburgischen Niederlande lagen, wären diese Städte ihrer Ansicht nach durch das Verbot der eigenen Münzprägung härter getroffen worden als die übrigen Provinzen der habsburgischen Niederlande. Bemühungen Nijmegens, das in Geldern weniger Einfluß hatte als Deventer, Kampen

und Zwolle in Overijssel, zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die habsburgische Münzpolitik zu gelangen, blieben erfolglos. Trotzdem hielten die vier Städte an ihrer Münzprägung fest, ungeachtet des bestehenden Verbots. Erst als 1558 die Lieferung von Gold und Silber an die Städte unter schwere Strafe gestellt wurde, ging die Münzprägung in Deventer und Nijmegen um die Hälfte zurück. Gleichzeitig wurden die Städte mit Maßregeln aus dem deutschen Reich konfrontiert. Obwohl die Städte sich darauf beriefen, seit 1548 nicht mehr zum deutschen Reich zu gehören, traten sie 1567 schließlich als Münzstände dem Niederrheinisch-Westfälischen Kreis bei und erhielt offiziell wieder das Recht, Münzen zu schlagen. Als das deutsche Reich die Münzprägung in den vier Städten beschränken wollte, blieben sie bei ihrer Gewohnheit, auch als sie Teil der Republik der Niederlande wurden. Nur in der Zeit, in der spanische Truppen in den Städten einquartiert waren, in Nijmegen von 1585 bis 1591 und in Deventer von 1587 bis 1591, konnten die Verordnungen der habsburgischen Zentralregierung durchgesetzt werden. Die übersichtliche Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Münzgeschichte der Niederlande in der frühmodernen Zeit. Der Appell des Autors an die Adresse der Historiker, dem Thema weitere Aufmerksamkeit zu schenken, verdient, befolgt zu werden. Dabei sollten auch die wirtschaftlichen Aspekte berücksichtigt werden.

L. S.

Jan ten Hove, *Geschiedenis van Zwolle* (Zwolle 2004, Waanders Uitgevers, 668 S., zahlreiche Abb.). – Für sehr viele niederländische Städte sind in den zurückliegenden Jahrzehnten Stadtgeschichten erschienen. Auf Initiative der Stadt Zwolle, des Historisch Centrum Overijssel und der IJsselacademie ist nun auch für Zwolle eine umfassende und ansprechend illustrierte Stadtgeschichte vorgelegt worden. Die Initiatoren haben es vorgezogen, das Werk einem Autor anzuvertrauen und es nicht von einem Team verschiedener Spezialisten erarbeiten zu lassen, wie dies bei den jüngsten Stadtgeschichten von Leiden, Haarlem und Amsterdam der Fall ist. So ist ein traditionell konzipiertes und durchgängig chronologisch gegliedertes Buch entstanden, das in zehn Kapiteln die Geschichte Zwolles von der Vorgeschichte bis heute behandelt. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der ältesten Landschafts- und Besiedlungsgeschichte des IJsseltals. Vf. beschreibt die Entwicklung von der karolingischen vor-städtischen Siedlung bis zum hochmittelalterlichen „oppidum“ und beschließt das Kapitel mit der Verleihung des Stadtrechts von Deventer an Zwolle 1230 durch den Landesherrn, Bischof Wilbrand von Utrecht. Für die Geschichte der Hanse ist vor allem das zweite (zusammen mit dem vierten) Kapitel relevant, in denen nacheinander die Jahre 1230–1380, 1380–1480 und 1480–1580 behandelt werden. Vf. betrachtet die Möglichkeiten der städtischen Entwicklung Zwolles im späten Mittelalter im Kräftespiel zwischen dem Bischof, dem regionalen Adel und den drei overijsselschen Städten Deventer, Kampen und Zwolle. Von ihnen war Zwolle im 13. Jh. die am wenigsten entwickelte Stadt. Wenn es erforderlich wurde schlossen sich die drei Städte zu Bündnissen zusammen, z. B. als der landesherrliche Einfluß zu groß zu werden drohte oder die gemeinsamen Handelsinteressen im Ausland geschützt werden mußten. Andererseits konnten die Städte, wenn die eigenen Interessen aufeinanderprallten, auch untereinander in Streit geraten, wenn es z. B. um den freien Zugang zu den Wasserwegen, zur IJssel oder zum Zwartewater ging, das für die Wirtschaft Zwolles von fundamentaler Bedeutung war. Seit dem 14. Jh. emanzipierte sich Zwolle immer stärker und erwarb nach und nach in wirtschaftliche,

politischer und institutioneller Hinsicht eine mit Deventer und Kampen ebenbürtige Position. Die ökonomische Bedeutung Zwolles lag hauptsächlich in seiner Funktion als Umschlagplatz zwischen Westfalen und Niedersachsen einerseits, Holland, Flandern und Brabant andererseits, wobei der Handel mit Bentheimer Sandstein besonders wichtig war. Auch hatte die Stadt eine zentrale Bedeutung im internationalen Ochsenhandel. Ochsen, die aus Holstein und Dänemark nach Süden getrieben wurden, wurden in der Gegend um Zwolle fettgemästet, bevor sie weiterverkauft wurden. Darüber hinaus kennzeichnet Vf. Zwolle als regionales Marktzentrum, ohne allerdings die wirtschaftliche Zentralität theoretisch zu unterbauen. Die Stellung Zwolles in der Hanse wird zu Recht relativiert. Auch wenn Zwolle 1407 formal die Mitgliedschaft in der Hanse (wieder) erwarb, blieb der Handel mit England, Skandinavien und dem Ostseeraum doch bescheiden. In diesem Buch erscheint das 15. Jh. als der Höhepunkt in der Geschichte Zwolles in der vor-industriellen Zeit. Die Stadt war damals in hohem Maße politisch selbständig und erlebte eine wirtschaftliche Blüte. Mit zahlreichen geistlichen Institutionen, der *Devotio Moderna* und einer großen Lateinschule innerhalb der Stadtmauern gab es in Zwolle ein reiches religiöses Leben; nach der Niederschlagung eines Gildenaufstands 1416 blieben die Verhältnisse in der Stadt relativ stabil. Im 16. Jh. war das anders. Die Kriege mit Geldern verursachten großen ökonomischen Schaden, und die Eingliederung in das habsburgische Reich brachten das Ende der politischen Selbständigkeit Zwolles. Während des Niederländischen Aufstands wurde Overijssel Teil der Republik. Damit boten sich neue Chancen: Zwolle wandte sich immer stärker vom Osten ab, richtete sich ökonomisch und politisch auf Holland aus und entwickelte sich zur Hauptstadt von Overijssel. – Neben diesen angedeuteten Themen hat Vf. eine eindrucksvolle Vielfalt an politischen, militärischen, ökonomischen, sozialen, wasserbaulichen und religiösen Entwicklungen behandelt. Die traditionell-chronologische Gliederung und der erzählende, angenehm lesbare Stil machen das Werk in besonderer Weise für ein breiteres Publikum geeignet. In diesem Sinne ist es ein Meilenstein in der Geschichtsschreibung Zwolles. Als wissenschaftliche Arbeit wäre das Buch aber besser nach thematischen Gesichtspunkten konzipiert worden, so daß die unterschiedlichen Entwicklungen tiefergehender und weniger verstreut und in einem breiteren Kontext hätten dargestellt werden können. Es hätte dann auch viel eher ein Anreiz zu weiteren Untersuchungen sein können, als das jetzt der Fall ist. J. Weststrate

BRITISCHE INSELN. *The Enrolled Customs Accounts (PRO, E356, E372, E364) 1279/80–1508/09 (1523/24) Part 1: E372/124–125, E372/133–134, E372/143, E372/145–146, E372/149, E356/1–4*, hg. von Stuart Jenks (List and Index Society 303, London 2004, VIII, 316 S.). Die „Enrolled Customs Accounts“ stellen die größte serielle Quelle des europäischen Mittelalters dar. Es handelt sich dabei um die Protokolle der Abrechnungen der englischen Zöllner vor der obersten englischen Finanzbehörde, dem Exchequer, zwischen 1279/80 und dem frühen 16. Jh. Die Zöllner legten ihre Einkünfte (aus den verschiedenen Zollarten) und Auslagen einzeln dar. Da jeder Einkunftsposten begründet werden mußte, gehen aus den „Enrolled Customs Accounts“ (1) die einheimischen und ausländischen Exporte von Stapelwaren („Antiqua custuma“ und Subsidie auf Wolle, Wollfelle und Häute ab 1279/80), (2) die Ein- und Ausfuhren der Ausländer („Nova custuma“ ab 1303) – unterteilt in die Kategorien (a) Wolle, Wollfelle und Häute, (b) Tuch, (c) Wein, (d) Wachs und (e) sonstige Ein- und Ausfuhren –, (3) der Tuchexport der Einhei-

mischen, Hansen und sonstigen Ausländer („cloth customs“ ab 1347) und (4) alle Ein- und Ausfuhren der einheimischen und ausländischen Kaufleute (außer Wolle, Wollfelle und Häute sowie Wein und Tuch: „Tunnage und Poundage“ ab 1347) hervor. Die zollpflichtigen Waren wurden entweder mengenmäßig (Wolle, Tuch, Wein, Wachs) oder wertmäßig (sonstige Ein- und Ausfuhren) verzollt. Da aus den „Enrolled Customs Accounts“ langjährige Zeitreihen gewonnen werden können, sind sie schlechthin unerlässlich für jede Untersuchung des englischen und europäischen Fernhandels. Die Regestedition erfaßt alle Einkunftsposten (auch der Aufrundung zugunsten der Krone), berücksichtigt aber nicht die Angaben der Zöllner über ihre Zahlungen im Auftrag der Krone und über ihre sonstigen Auslagen, weil diese für die Geschichte des Fernhandels ohne Belang sind. – Die im ersten Teil dieser insgesamt 13-bändigen Edition enthaltenen Abrechnungen der Zöllner betreffen den Export von Stapelwaren bis 1327 (Wollzoll und -subsidie), die „Nova custuma“ bis ca. 1339 und die Zollfahndung (ca. 1324/25). – Die „Enrolled Customs Accounts“ weisen erst ab 1347 (T. 2ff.) den hansischen Englandhandel als solchen aus. (Selbstanzeige)

Caroline M. Barron, *London in the Later Middle Ages. Government and People 1200–1500* (Oxford 2004, Oxford University Press, XVI, 472 S., 12 Graphiken, 2 Tabb., 1 Kte.). Die größte Expertin für die Geschichte der Stadt London hat knapp vor der Emeritierung das Werk vorgelegt, auf das alle Welt seit Erscheinen von C. N. L. Brooke und G. Keir, *London 800–1216: The Shaping of a City* (1975) wartet und auf das Vf.in seit Vorlage ihrer Doktorarbeit (*The Government of London and its Relations with the Crown 1400–1450*, 1970) planmäßig hingearbeitet hat. Das Werk ist allerdings keine chronologische Darstellung der Londoner Stadtgeschichte, sondern besteht aus vier thematisch getrennten Teilen, die (1) die Beziehungen zur königlichen Zentralregierung, (2) Infrastruktur, Stadt- und Außenwirtschaft, (3) Verfassung und (4) die „Praxis“ der Stadtregierung (Stadtgestaltung, Armenfürsorge) betreffen und von sehr unterschiedlicher Qualität sind. Insbesondere leidet das für die Hansegeschichte einschlägigste Kapitel („Overseas Trade“, 84–117) darunter, daß es auf der Grundlage veralteter Literatur erarbeitet wurde und einschlägige Literatur – selbst auf Englisch – nicht berücksichtigt. Gravierende Irrtümer bleiben daher nicht aus [z. B. 110: man habe im 15. Jh. große Mengen Silber in Thüringen, Sachsen und Schlesien (!) gewonnen, und es habe vier (!) Antwerpener Messen im 15. Jh. gegeben]. Dagegen ist der dritte Teil über die Verfassung der Stadt eine Meisterleistung. Hier kann Vf.in aus dem Vollen schöpfen und auf der Grundlage ihrer profunden Kenntnis der Londoner Überlieferung in ihrer gesamten Breite die Entstehung und Entwicklung der städtischen Ämter (Bürgermeister, Sheriffs), der Stadtverwaltung und der – allmählich in eine verfassungsrechtliche Rolle hineinwachsenden – Zünfte in einer Art und Weise darlegen, die den höchsten Respekt verdient. Niemand, der sich mit der Geschichte der Stadt London befaßt, wird an diesem Teil der Darstellung oder der Amtsinhaberlisten vorbeikommen können. Dies gilt auch für Hansehistoriker, betrifft die Darstellung doch u. a. auch die Rechtsprechung der Londoner Bürgermeister- und Sheriffsgerichte, bei denen zahlreiche Fälle verhandelt wurden, an denen Hansekaufleute beteiligt waren. Lobend zu erwähnen ist ebenfalls die durch ein Ortsregister erschlossene, höchst nützliche Karte der Stadt London, auch wenn diese ursprünglich in Lobel, *The City of London* (1989) erschienen ist. Eine Bibliographie und ein Index runden den Band ab. S. J.

James Steven Rogers, *The Early History of the Law of Bills and Notes. A Study of the Origins of Anglo-American Commercial Law* (Cambridge Studies in English Legal History, o. N., Cambridge 1995, Cambridge University Press, ND als Paperback 2004, XXV, 267 S.), bestreitet die bisherige *communis opinio*, daß das englische Wirtschaftsrecht – insbesondere das Wechselrecht – aus der Übernahme der (internationalen) *Lex mercatoria* entstanden ist (‘Einverleibungstheorie’) und daß die Übertragbarkeit von Kreditinstrumenten (Indossament, Diskontierung) die zentrale, von der rechtshistorischen Forschung zu klärende Frage darstellt. Mit Baker (*The Law Merchant and the Common Law before 1700*, 1979) und gegen andere (u. a. Ebel, *Hansisches Recht*, 1950) behauptet Vf., daß die *Lex mercatoria* nicht ein eigenständiger Rechtskorpus, sondern vielmehr ein beschleunigtes *Procedere* darstellt. Somit sei die Übertragbarkeit von Wechselbriefen nicht durch die Entscheidung des Londoner Bürgermeistergerichts im Falle *Burton vs. Davy* (1436) entstanden, weil die Gerichte nach wie vor das grundlegende Kreditgeschäft – also die Annahme von *Valuta* im Ausland – als Grundlage einer juristisch durchsetzbaren Zahlungspflicht betrachtet haben. Erst gegen Mitte des 17. Jhs. rückte die Akzeptanz bzw. das Indossament des Wechsels in den Mittelpunkt des richterlichen Interesses, so daß sich die Zahlungspflicht vom ursprünglichen Wechselgeber auf den Akzeptanten bzw. jede andere Person übertrug, die den Wechsel in Zahlung nahm, und zwar völlig unabhängig vom ursprünglichen Kreditgeschäft. Diese Rechtsänderung sei jedoch nicht durch die Übernahme von landesfremdem Wirtschaftsrecht (z. B. römisches Recht oder internationales Gewohnheitsrecht) zustandegekommen, sondern vielmehr durch eine richterliche Überarbeitung des *Common Law*, um die Änderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und der kommerziellen Praxis (vor allem im Binnenland) im 17. und 18. Jh. aufzufangen. Die entscheidenden Änderungen, die die Gerichte berücksichtigen mußten, waren der Wandel der Rolle des Wechsels, der nicht mehr der Repatriierung ausländischer Verkaufserlöse, sondern dem Transfer provinzieller Guthaben nach London diene, und die Diskontierung von Zahlungsansprüchen. Somit sei die Entstehung zuerst der Londoner (Blackwell Hall Faktoren, Goldsmiths, Bank von England im 17. Jh.), dann der provinziellen Banken (im späten 18. Jh.) keine Innovation, sondern vielmehr die Folge der Spezialisierung auf längst eingespielte Finanzgeschäfte. Die bei der englischen Rechtsgeschichte übliche ‘*Table of cases and precedents*’ und ein knapper Index erschließen den Band, dem eine Bibliographie beigelegt wurde. – Auch wenn Vf. ausschließlich auf der Grundlage veröffentlichter Fälle (insbes. *Law Reports*) und rechts- wie wirtschaftstheoretischer Traktate arbeitet, hat er eine grundlegende, sowohl für Rechts- als auch für Wirtschaftshistoriker wichtige Untersuchung vorgelegt. – Allerdings fanden die entscheidenden Änderungen nach der Hansezeit statt, so daß diese Darstellung eher für die hanseatische denn für die hansische Geschichte relevant ist.

S. J.

FRANKREICH. Vor dem Hintergrund des klassischen Gegensatzpaares von Kaufmannshanse und Städtehanse analysiert Marie-Louise Pelus-Kaplan, *L'espace hanséatique au début de l'époque moderne (XVI<sup>e</sup>-XVIII<sup>e</sup> siècles): entre Europe et Saint-Empire* (in: *L'espace du Saint-Empire du Moyen Âge à l'époque moderne*, hg. von Christine Lebeau, Strasbourg 2004, Presses Universitaires de Strasbourg, 67–81) die Beziehungen zwischen Hanse und Reich. Im Vergleich zum Reich handelte es sich bei der Hanse nicht um ein begrenztes, geschlossenes



Territorium, sondern um ein Netzwerk, dessen Knotenpunkte (Hansestädte und Hansekontore bzw. -faktoreien im Ausland) über Handelsstraßen und Schifffahrtswege miteinander verbunden waren. Ein zweiter Unterschied liegt in der doppelten Struktur des hansischen Netzwerkes begründet, das sowohl durch den Verbund der Hansestädte als auch durch den hansischen Handelsraum geprägt war, wobei letzterer über den ersteren hinausreichte. Von daher besaß die Hanse gleichermaßen eine deutsche und eine europäische Dimension. Die Abgrenzungen blieben jedoch immer unscharf. Zu keiner Zeit war man in der Lage, die genaue Zahl der Mitgliedsstädte dieses durch rein ökonomische Interessen geprägten Bundes zu benennen. Neben deutschen gehörten auch Städte zeitweilig zur Hanse, die entweder dem Reich nie angehört (Stockholm, Krakau), oder aber den Reichsverband wieder verlassen hatten (Danzig, Elbing, Thorn, Königsberg, Reval, Riga, Dorpat, Pernau). Noch fließender gestaltete sich der hansische Handelsraum, der im 16. und 17. Jh. seine größte Ausdehnung erreichen sollte und sich von Arkhangelsk bis Gibraltar und in den Mittelmeerraum hinein erstreckte, dabei jedoch immer auf Europa orientiert blieb. – Vf. definiert die Hanse im Kern als ein Bündnis deutscher Kaufleute, deren Handel im Ausland durch Privilegien geschützt war. Die Hanse konnte sich nicht zuletzt auf Grund eines relativen Machtvakuum im Norden des Reiches entwickeln. Lange Zeit pflegten das Reich und die Hanse, der es an allen vereinsrechtlichen Insignien mangelte und die gewissermaßen eine „Privatorganisation“ innerhalb des Reiches darstellte, ein regelrechtes Nicht-Verhältnis. Erst im 15. Jh. zeichnete sich eine Annäherung ab. Als Gegenleistung für finanzielle Unterstützung bekräftigte der Kaiser die Unabhängigkeit der Hansestädte gegenüber den Landes- und Territorialherren und gewährte den Hansekaufleuten diplomatische Unterstützung im Ausland. Auf Grund ihres Engagements im Schmalkadischen Bund integrierte sich die Hanse weiter in den Reichsverband, obwohl man gegen Kaiser und Katholizismus kämpfte. Im Zeitalter der Konfessionalisierung entwickelte sich die Hanse zu einer multi- bzw. überkonfessionellen Organisation (Köln blieb katholisch, Bremen wurde reformiert), da ökonomische Motive nach wie vor ihre einzige Daseinsberechtigung darstellten. Der zunehmende Druck der Landesherren ließ die Hansestädte jedoch verstärkt nach Reichsunmittelbarkeit streben, so daß sich die Hanse zusehends in einen „Klub“ der in Meeresnähe gelegenen freien Reichsstädte (Hamburg 1618, Bremen 1647) verwandelte. Das 1630 geschlossene Bündnis Bremens, Hamburgs und Lübecks, die im 30jährigen Krieg die Neutralität bewahren konnten, fand im Friedensvertrag von Osnabrück und in anderen zeitgenössischen Friedensverträgen Berücksichtigung, wodurch der Hanse zum Zeitpunkt ihres Ablebens ein paradoxes posthumes Überleben bescheinigt wurde. Den Zeitgenossen war aber wohl bewußt, daß es sich bei den verbliebenen drei Hansestädten nur um die Spitze eines keineswegs geschmolzenen Eisberges handelte. So blieben etwa die im 17. Jh. in den schwedischen Herrschaftsbereich übergegangenen Ostseestädte dem hansischen Handel erhalten; dies umso mehr als die neuen Landesherren den Handel ihrer Neuerwerbungen nach Kräften förderten. Läßt sich mit Blick auf die drei verbliebenen Hansestädte mit Recht von einem „Niedergang“ der Städtehanse sprechen, so bietet sich der Begriff „Übergang“ für den Entwicklungsprozeß der Kaufmannshanse an, die sich im 16./17. Jh. zunehmend internationalisierte und in den europäischen Handelskapitalismus einfügte.

*P. Voß*



Unter dem Titel *Villes d'Allemagne au Moyen Âge* legt der französische Historiker Pierre Monnet eine Sammlung von neun Beiträgen vor, die in den Jahren 1995 bis 2001 veröffentlicht wurden (Paris 2004, Editions Picard, 256 S.). Da Vf. ein ausgewiesener Kenner des Frankfurter Patriziats ist, steht die Geschichte der Reichsstadt am Main im Mittelalter naturgemäß im Mittelpunkt seiner Betrachtungen. In seinem stadtgeschichtlichen Entwicklungsüberblick geht M. jedoch mehrmals auf die Hanse und auf einzelne Hansestädte ein. Er zeichnet die Entwicklung von der Kaufmannshanse zu einer Organisationsform, in der die Städte – allen voran Lübeck – die Führungsrolle beanspruchen, ohne daß der Kaufmann jedoch ins Hintertreffen gerät. In seiner Funktion als Träger von Handelsprivilegien bleibt er das konstituierende Element der Hanse. Um 1300 ist laut Vf. der Zeitpunkt erreicht, an dem der Hansekaufmann sich nicht in erster Linie als Bewohner einer Hansestadt betrachtet; vielmehr gehört diejenige Stadt zur Hanse, deren Kaufleute am hansischen Handel teilhaben und die entsprechenden Handelsprivilegien genießen. Kurzporträts Lübecks und Bremens ergänzen die Darstellung, die dem französischsprachigen Leser einen guten Überblick über die Entwicklung städtischen Lebens östlich des Rheins vermittelt. P. Voß

## SKANDINAVIEN

(Bearbeitet von *Carsten Jahnke*)

Seit Lord Acton im Jahr 1902 seinen berühmten Brief an die Autoren der Cambridge History formulierte, hat sich an dem Anspruch dieser Serie, keine Kompilation aus zweiter Hand, sondern eine Verbindung aus gedruckten und ungedruckten Quellen zu sein, nichts geändert. So erfüllt auch die vorliegende *Cambridge History of Scandinavia*, Bd. I, hg. von Knut Helle, (Cambridge 2003, Cambridge University Press, 872 S., 63 Bilder, 7. Abb., 10 Ktn.), die gestellten Ansprüche in höchster Weise. Die 28 Autoren dieses Bandes, allesamt Professoren nordischer Universitäten oder Direktoren bekannter Wissenschaftseinrichtungen von Island bis Finnland, vertreten auf ihre Weise den gesammelten Wissensschatz des ausgehenden 20. Jhs. So ist der Aufbau dieses Werkes auch den Forschungsströmungen der letzten Jahrzehnte geschuldet. Neben der Geographie, der Prähistorie und der allgemeinen Geschichte werden wirtschaftliche und landwirtschaftliche Entwicklungen (Material Growth), Ideologien, Mentalitäten, Literatur, Musik, Kunst und Architektur (Culture) aber auch Städtebildung, Bauern, Kirchen, Königtum und Adel in den Blick genommen. Hierbei wird das Material geschickter Weise in drei Durchläufen angeordnet, deren erster die Vorgeschichte bis zur Vikerzeit, der zweite das Hochmittelalter und der dritte das Spätmittelalter umfaßt. Ein abschließendes Kapitel wird dann noch den Skandinavischen Unionen von 1319 bis 1520 gewidmet. – Die Darstellungen der einzelnen Autoren bewegen sich auf einem außerordentlich hohen fachlichen Niveau und können als Zusammenfassung der Forschungstraditionen der letzten Jahrzehnte gesehen werden. Hierin liegt dann allerdings auch einer der wenigen Kritikpunkte an diesem Band. Viele der angegebenen Details und Auffassungen sind traditionell und damit vorhersehbar, Innovationen und Kontroversen wurden weitestgehend ausgeblendet. Stattdessen wird ein einheitliches, durch die vermittelte Kompetenz zuweilen er-

drückendes Geschichtsbild gesponnen. Dieser Eindruck wird auch dadurch verstärkt, daß nur in äußerst geringem Maße Literatur aus dem nicht skandinavischen oder englischen Sprachbereich rezipiert wurde, so daß u. a. Hinweise auf neuere Entwicklungen der Hanseforschung weitestgehend fehlen. Mag dieses zum einen dadurch verursacht worden sein, daß einige Manuskripte schon um 1995 abgeschlossen gewesen zu sein scheinen, so wäre an der einen oder anderen Stelle doch etwas mehr Offenheit nach Außen und ein Aufbrechen der scheinbaren skandinavischen Isolation wünschenswert gewesen. Dieses läßt, bei allem unbestreitbaren Detailwissen und aller Kompetenz, an der einen und anderen Stelle eine gewisse Rückwärtsgewandtheit durchscheinen. Darüber hinaus stellt sich die Frage, für welche Zielgruppe dieser Band konzipiert wurde. Aufgrund der Aufteilung und auch der inhaltlichen Schwerpunktsetzungen ist es relativ schwierig, einen durchgängigen und übersichtlichen Eindruck von der „Geschichte“ Skandinaviens zu erhalten, zumal auf die Beigabe von Stammbäumen oder Landkarten verzichtet wurde, was gerade bei den nicht eben einfachen skandinavischen Familienverhältnissen und der ebenfalls nicht gerade allen bekannten Geographie des Nordens durchaus für eine gewisse Ratlosigkeit sorgen kann. Insofern ist der vorliegende Band der „Cambridge History of Scandinavia“ eine hervorragende Einführung in die skandinavischen Forschungstraditionen der letzten Jahrzehnte, die sich vor allem an ein kundiges Fachpublikum wendet. Ein umfangreiches Register und zahlreiche Quellen- und Literaturangaben geben zudem grundlegende und nutzbringende Hinweise. Schade ist nur, daß dieser Band nur wenige Impulse in die Zukunft zu geben scheint.

C. J.

Christian Krötzel, *Pietarin ja Paavalin nimissä. Paavit, lähetustyö ja Euroopan muotoutuminen (500–1250)* (Suomailisen Kirjallisuuden Seura Helsinki 2004, 327 S.). – K. ist als ein produktiver Forscher des Heiligenkults, der Kirchengeschichte des Nordens wie auch des Papsttums schon seit langem bekannt. Jetzt hat er seine bisherigen Forschungsinteressen in einer Abhandlung über die Rolle des Papsttums und der christlichen Mission in der Entwicklung Europas vom 6. bis zum 13. Jh. vereinigt. Diese Zeit brachte nicht nur Veränderungen der Maßstäbe und Methoden der päpstlichen Politik, sondern auch eine geographische Erweiterung und eine inhaltliche Veränderung der christlichen Mission mit sich. Die geistige und wirtschaftliche Macht des Papsttums war mit dem Erfolg dieser Missionstätigkeit direkt verbunden. Somit ist die Behandlung der beiden in ein und derselben Darstellung in jeder Hinsicht berechtigt. Einleitend zeigt Vf., wie die von den Päpsten nur wenig beeinflusste friedliche Mission im Römischen Reich der Spätantike sich nach und nach zu einer vom römischen Stuhl ausgehenden und fast alle europäischen Regionen berührenden Agitation entwickelte. Diese römische Mission unterdrückte nichtrömische Bekehrungsversuche (z. B. die von Iren); ihre Methoden variierten von der meistens friedlichen Aufklärungsarbeit (wie z. B. in Skandinavien, Finnland, Polen, Ungarn und Böhmen) bis zu dauernden blutigen Konflikten (z. B. in Sachsen, im Wend-, in Liv- und Estland). Was unterscheidet das Buch K.s von zahlreichen anderen Abhandlungen ähnlichen Inhalts? Fast ein Drittel der Untersuchung handelt von der christlichen Mission in den nordischen Ländern und im Ostseeraum sowie der Rolle des Papsttums bei dieser Mission. Man erfährt, wie der Erfolg oder Misserfolg der nordischen Mission die allgemeine Politik der Päpste beeinflusste. In diesem Zusammenhang wird die Wichtigkeit der von Rom weit entfernten Regionen hervorgehoben. Selbstverständlich war die vom päpst-

lichen Stuhl ausgehende Mission besonders in denjenigen Ländern erfolgreich, wo die Bekehrung der Bevölkerung von der einheimischen Obrigkeit unterstützt wurde. Unter den skandinavischen Ländern war eine solche Unterstützung in Dänemark besonders stark. Hier entstand auch der erste christliche „Staat“ dieser Region. Dänemark kam in der päpstlichen Politik eine wichtige Stelle zu, weil es von dem römischen Stuhl gegen Deutschland ausgespielt werden konnte. – Obwohl die ideologische Rolle des Papsttums bei der Formierung der Dynastien und Staaten in Missionsgebieten wichtig, manchmal sogar entscheidend war und dadurch das Gesicht ganz Europas stark geprägt wurde, war die römisch-katholische Mission natürlich nicht immer eindeutig erfolgreich. Seit dem 9. Jh. konkurrierte die römische Mission im Osten mit der byzantinischen. Mit der Abschwächung des Papsttums im 10. Jh. gewann der griechisch-orthodoxe Einfluss in diesem Gebiet die Oberhand. Auch im Westen, wo formale kirchliche Strukturen oft innerhalb kurzer Zeit geschaffen wurden, vollzog sich die Umwandlung der heidnischen gesellschaftlichen und familiären Verhältnisse in christliche nicht immer schnell. – Angesichts der vielseitigen Betrachtung des Stoffes kann das Buch K.s als ein sowohl für das breitere Publikum als auch für enger spezialisierte Historiker passende Ausgabe charakterisiert werden. Dazu tragen auch zahlreiche Abbildungen und Karten sowie ein umfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis bei. Die Sprache des Buches (Finnisch) macht die kurz gefassten Ergebnisse der langjährigen Forschungsarbeit für Interessenten und Studierende eben in der Region besser zugänglich, deren Kirchengeschichte im Buch weitgehend behandelt wird.

T. Kala

Unter den großen Frauen der europäischen Geschichte ragt mit Sicherheit Margarete I. heraus, die zu Ende des 14. Jhs. über Norwegen, Dänemark und Schweden herrschte. So nimmt es denn kein Wunder, wenn Vivian Etting eine neue, englischsprachige Biographie über sie vorlegt: *Queen Margrete I (1353–1412) and the Founding of the Nordic Union* (The Northern World, Bd. 9, Leiden 2004, Brill Publ., 204 S., 25 Farbtafeln, 48 Abb.). – Vfin. gibt einen souveränen Überblick nicht nur über die eigentliche Lebens- und Regierungsgeschichte dieser herausragenden Frau, sondern bettet diese auch noch in den allgemeinen Kontext ein. So werden nicht nur die historischen Begebenheiten der Regierungszeit ihres Vaters, Valdemar Atterdag, sondern auch die damaligen Herrschafts- und Lebensverhältnisse skizziert. Abgeschlossen wird dieser Band überdies mit allgemein gehaltenen Kapiteln über Kunst, Erziehung und Literatur zu Zeiten Margaretes, über das alltägliche Leben auf dem Lande und in Städten sowie einer Beschreibung der Auffassungen und Beurteilungen dieser Frau über die Jahrhunderte hinweg. – E. gehört zu denjenigen skandinavischen Autoren, die historische Werke auf sehr hohem Niveau verfassen. Im Falle dieses Buches aber, der Übersetzung einer erweiterten und aktualisierten Ausgabe ihres Buches „Margrete den Første“ aus dem Jahr 1997, sind einige Fragezeichen angebracht. So verspricht der Untertitel „the Founding of the Nordic Union“ mehr als er verspricht. Gerade im Zusammenhang mit den Feiern zum Jubiläum der Kalmarer Union sind zahlreiche Bücher und Beiträge erschienen, die hier hätten gewinnbringend eingearbeitet werden können. Darüber hinaus ist es fraglich, ob es heute immer noch möglich sein sollte, Kapitel über die Hanse und deren Handelsaktivitäten zu schreiben, ohne ein einziges deutsches Werk zur Hansegeschichte zu kennen oder anzugeben. Nur so ist es zu erklären, wenn z. B. die Vf.in die Rückgabe der Schonischen Pfandschaften einzig

und allein auf das geschickte Wirken der Königin und ihres Drostes zurückführt, ohne auch nur die internen Auseinandersetzungen innerhalb der Hanse im mindesten zu berücksichtigen. Diese Punkte deuten darauf hin, daß die Herausgabe dieses Werkes in sehr großer Zeitnot erfolgt sein muß, ein Eindruck, der auch durch das sparsame und irreführende Register verstärkt wird. Hier wird z. B. unter dem Stichwort Skanør nur auf eine Erwähnung der Schonischen Messen auf S. 8 verwiesen, das gesamte fünfte Kapitel „The great herring market in Scania“ bleibt unerwähnt, wie auch ‚Scania‘ als nicht Stichwort aufgeführt ist. So bleibt denn nur, ein äußerst gemischtes Fazit zu ziehen. Die Biographie Margaretes, die allerdings durchweg historisch nicht immer korrekt „Queen“ genannt wird, ist ohne Zweifel eine der lesenwertesten über diese Person. Ebenso ist die Aufmachung dieses Bandes hervorragend. Auf die anderen Beigaben hätten Vf.in und Verlag allerdings mehr Mühe verwenden sollen. C. J.

DÄNEMARK. Thoms Riis, *Studien zur Geschichte des Ostseeraumes IV: Das mittelalterliche Dänische Ostseeimperium* (Odense 2003, 110 S., 28 Ktn. und Abb.). – Dieses Buch behandelt mehr, als es der Titel verspricht. Im sechsten Kapitel wird konstatiert, dass das Dänische Ostseeimperium 1225 zusammenbrach, aber in diesem und in den beiden folgenden Kapiteln werden die dänischen Großmachtambitionen bis zum Beginn des 15. Jhs. verfolgt. Durch diese Überschreitung des eigentlich angekündigten Inhalts dieses Bandes erhält der Leser als Zugabe eine Darstellung der dänischen Herrschaft – oder des Mangels derselben – über Estland, die bis zur Übertragung dieses Landes an den Deutschen Orden in der Zeit Valdemar Atterdags reicht. Weiterhin präsentiert der Band eine recht kurz gehaltene Beschreibung des Widererstarkens valdemarischer außenpolitischer Ambitionen unter Erich Menved, wobei diese Bestrebungen in den Jahren nach Erich Menveds Tod unbegreiflicher Weise mit dem Fall der Grundrenten in den 1330er Jahren in Verbindung gesetzt werden, so wie es schon C. A. Christensen nachzuweisen meinte. Des weiteren hören wir von Valdemar Atterdags Eroberung Gotlands im Jahre 1361 und von Erich von Pommerns Ostseepolitik. Einleitend führen die ersten Kapitel des Buches in die um 600 beginnenden Wanderungen der Slaven von deren Zentralheimat im heutigen Polen und in der westlichen Ukraine nach Norddeutschland und bis auf die dänischen Inseln ein, geben eine Statusbeschreibung der dänischen Gesellschaft um 1100 und beschreiben das Verhältnis zwischen Dänen und Slaven vor 1160. Doch bleibt der Hauptgegenstand dieses Buches – trotz aller Abschweifungen – die Schaffung des dänischen Ostseeimperiums zwischen 1160 und 1220, deren Verlauf chronologisch behandelt wird. Das zweite Kapitel umfaßt die Wendenzüge von 1159 bis 1169, gefolgt von einem entsprechenden Durchgang der dänischen Züge nach Pommern von 1170 bis 1185 im dritten Kapitel. Die Situation in Schleswig, auf Fehmarn, in Mecklenburg und Holstein beherrscht das folgende Kapitel, bevor die dänische Herrschaft in Norddeutschland in den Jahren zwischen 1203 und 1215 beschrieben wird. Dieses wird weiterhin durch eine Beschreibung der frühen dänischen Züge nach Estland, deren Intensivierung nach 1203 und der endgültigen Eroberung des Landes 1219 ergänzt. – Alles ist nett und vorausschauend behandelt – auch wenn man die Forschungsergebnisse zu den dänischen Finnlandzügen vermißt. Allerdings scheint es immer wieder durch, dass der Ausgangspunkt dieses Buches in einer Vorlesungsreihe zu suchen ist, die Vf. im Sommersemester 1998 an der Universität Kiel gehalten hat. Aber dieses führt auch zu einer ausgezeichneten detaillierten und

systematischen Einführung, die durchaus nützlich und pädagogisch sinnvoll ist – selbst wenn nicht alles, was dort präsentiert wird, leicht zu verstehen ist. R. führt in der Einleitung loyal an, dass das chronologische Skelett dieser Arbeit auf den beiden, bekanntermaßen nicht eben druckfrischen Büchern von Niels Skyum-Nielsen „Kvinde og Slave“ (1971) und dem posthum erschienenen „Frøer og Vildmænd“ (1994/1997) basiert. Es ist aber nicht nur die Chronologie Skyum-Nielsens, an der sich der Vf. orientiert. Das ganze Buch ist vorhersehbar, da es in starkem Maße an der älteren dänischen Forschungstradition orientiert ist. Die Slaven werden als Stammesvolk betrachtet, während die Dänen, selbst in der vorvaldemarischen Zeit, als Untertanen eines dänischen Königreiches erscheinen, sich ansonsten aber – angeblich – als Landsleute betrachteten. Ganz in der Tradition der älteren dänischen Forschung identifiziert R. eine starke königliche Zentralmacht, die seit dem 11. Jh. in der Lage war, Steuern einzuziehen, und führt weiterhin aus, dass die Organisation der dänischen Kirche und ihrer unter anderem auf ortsfeste Dörfer ausgerichteten Kirchspiele schon um die Mitte jenes Jahrhunderts existiert habe. Besonders auffällig wird diese Verbunden- und Gebundenheit an die ältere Tradition bei dem Hauptthema des Bandes: Die dänischen Züge im Ostseeraum werden ausschließlich unter militärischen und politischen Aspekten beschrieben. Kein einziges Mal wird auch nur der Gedanke gestreift, die Züge könnten eine religiöse Dimension haben, die u. a. mit der gleichzeitig aufkommenden Kreuzzugsbewegung in Verbindung gebracht werden könnte. Dieses steht in einem auffälligen Gegensatz zu den Resultaten, die ein großes Forschungsprojekt an eben jener Universität, in deren Reihe R. sein Buch veröffentlicht hat, gerade vorlegen konnte.

N. Hybel

Seit sich Paul Riant 1868 das letzte Mal mit Skandinavien auf Kreuzzügen beschäftigt hat, wurden beide nicht wieder in Verbindung gebracht oder nur einseitig, wie bei dem sogenannten Wendenkreuzzug von 1147, behandelt. Umso erfreulicher ist es, dass nun, nach Abschluß eines von 1998 bis 2001 laufenden Projektes zur Erforschung der Kreuzzuggeschichte, eine erste Gesamtdarstellung der dänischen Kreuzzüge im Ostseeraum gewagt wurde. John H. Lind, Carsten Selch Jensen, Kurt Villads Jensen und Ane L. Bysted, *Danske Korstog – krig og mission i Østersøen* (Kopenhagen 2004, 405 S., 5 Ktn., zahlreiche Abb.). Im Gegensatz zu Paul Riant, der auf klassische Weise die Beteiligung Skandinavier an den Kreuzzügen ins Heilige Land untersuchte, analysieren und beschreiben Vff. nun den Kreuzzug vor der eigenen Haustür – und dieses nicht nur für die „klassische“ Kreuzzugszeit, sondern bis hin zum Stockholmer Blutbad am 9. November 1520 und seiner Stilisierung als dänisch-schwedischer Kreuzzug. Ausgehend von einer soliden Definition von Kreuzzug und Ablauf behandeln die Autoren in siebzehn Großkapiteln einzelne Episoden und Entwicklungsschritte der dänischen Kreuzzuggeschichte. Beginnend bei den frühen Wendenkreuzzügen, über die berühmten Züge von 1147 und 1168, über die finnischen und baltischen Kreuzzüge, der Eroberung und Wiedereroberung Estlands im 13. Jh., der Schlachten von Fellin 1208 und Lyndanise 1219, in deren Verlauf je nach Variante der Danebrog „vom Himmel gefallen“ sein soll, die weithin unbekannten dänischen Kreuzzüge in Preußen, führen sie die Geschichte bis zu den späten Kreuzzügen des 14. Jhs. und dem Stockholmer Blutbad. Hierbei beschränken Vff. sich nicht auf die Schilderung der einzelnen Episoden, sondern versuchen gleichzeitig, die institutionelle und mentale Implikation der Kreuzzüge auf die dänische Gesellschaft darzustellen.

Darüber hinaus weisen sie natürlich auch auf die Entstehung und die Rolle der Ritter- und der Bettelmönchsorden bei den Kreuzzügen und der Verstetigung des Kreuzzugsgedankens hin. – Man merkt diesem Buch an, dass es in vielerlei Hinsicht Neuland betritt. Viele historische Punkte werden eingehend beleuchtet und viele Perspektiven hin zu einer dänischen oder den Ostseeraum umfassenden Sichtweise verschoben. Auffällig ist dieses zum Beispiel bei der Betrachtung des Wendenkreuzzugs von 1147, der bisher vor allem entweder unter der deutschen, Heinrich den Löwen in den Vordergrund stellenden, oder der auf Saxo Grammaticus beruhenden dänischen Perspektive geschildert wurde. Hier, wie an vielen anderen Stellen auch, wird zum ersten Mal eine Synthese versucht. Andererseits würde man sich an der einen oder anderen Stelle eine tiefere, über das Deskriptive hinausgehende, Analyse wünschen. So werden zum Beispiel die Kreuzzüge der valdemarischen Zeit fast ausschließlich unter theologischen resp. machtpolitischen Gesichtspunkten betrachtet; ökonomische Gesichtspunkte dagegen unbeachtet gelassen. Dabei wäre es spannend gewesen, die Unterwerfung Liv- und Estlands unter die dänische Krone 1219–1221 gerade im Hinblick darauf zu untersuchen, dass mit Riga, Lübeck und Hamburg nicht nur die wichtigsten Verbindungshäfen, sondern mit Rügen, Schonen und Bornholm auch die wichtigsten Fanggebiete und Plätze des internationalen Handels im Ostseeraum unter dänischer Herrschaft waren. Auch ist es – wenn auch aus forschungsgeschichtlichen Gründen naheliegend – schade, dass die Autoren die beiden Kreuzzugsbewegungen, nach Palästina und in den Ostseeraum, nicht miteinander verbunden haben. So lässt sich z. B. die in der *Historia de profectione Danorum in Hierosolymam* geschilderte dänische Reaktion auf den Fall Jerusalems 1187 und die Aufforderung zu einem neuen Kreuzzug sicherlich gewinnbringend mit den Eroberungsplänen im Ostseeraum und den dadurch gebundenen Kräften in Verbindung bringen. Das positive Gesamtfazit dieses Bandes soll allerdings neben diesen Einwendungen und Wünschen nicht geschmälert werden. Die seit über einhundertdreißig Jahren klaffende Forschungslücke ist mit diesem Band sicherlich solide überbrückt worden; viele bisher verstreut behandelte Einzelaspekte sind nun handlich und übersichtlich in einem Band geschlossen behandelt worden. Hierdurch ist vor allem für die deutsche Forschung ein gutes Gegengewicht geschaffen worden, das nun hoffentlich zu der einen oder anderen synthetischen Behandlung der Ostseegeschichte führen wird. C. J.

Eine Fortsetzung der Reihe der dänischen Steuergeschichte erfolgte mit Mikael Venges, *Danmarks skatter i middelalderen, 1340–1536* (Dansk Skattehistorie, Bd 2, Kopenhagen 2004, 435 S., zahlreiche Abb. und Ktn.). Nachdem Vf. im Jahre 2003 im ersten Band die Geschichte des dänischen Steuersystems bis zum Jahr 1340 beschrieben hat (s. HGBll. 122, 2004, 266 f.), behandelt er nun ausführlich die spätmittelalterliche Periode. Der Aufbau seines Werkes erfolgt dabei chronologisch, beginnend mit dem Erscheinen Valdemar Atterdags auf der politischen Bühne in Dänemark bis zum Ende der Grafenfehde und der Durchsetzung der Reformation im Königreich. Vf. basiert seine Ausführungen dabei auf zahlreiche gedruckte wie ungedruckte Quellen, die von ihm ausführlich beschrieben und wiedergegeben werden. Es gelingt ihm dabei, die Formen der Steuerbewilligung, -erhebung, -eintreibung und -zahlung sowie das Zustandekommen zahlreicher Beden und Sondersteuern sowohl in Dänemark als auch im Gebiet der Kalmarer Union zu beschreiben. Auch gelingt es ihm, die verschiedenen Formen der Kriegsfinanzierung und die Abhängigkeiten zwischen dem König und dem Reichsrat in Fragen

der Steuergesetzgebung und der Steuererhebung darzustellen. Im Aufbau unterscheidet sich dieser Band aber nicht wesentlich vom ersten Teil der dänischen Steuergeschichte. Der Band verbleibt wie sein Vorgänger im Feuilletonistischen, lässt über weite Strecken analytische Ansätze vermissen. Der Autor definiert weder, was eine Steuer überhaupt ist, noch präsentiert er vergleichbare Quantifizierungen. Steuerhöhen und Einnahmen stehen vereinzelt im Text, entbehren jedes vergleichbaren Zusammenhanges und verlieren daher viel von ihrem historischen Wert. Dagegen hangelt sich der Autor deskriptiv von Quelle zu Quelle, ohne außerhalb des chronologischen Rahmens überhaupt einen Zusammenhang zu schaffen. So ist es auch in diesem Band nicht möglich, sich mit Hilfe dieses Werkes über eine bestimmte Steuer systematisch und grundlegend zu informieren. Über die Fragen der Präsentation und des Aufbaues hinaus, sind auch an der einen oder der anderen Stelle fachliche Fragezeichen angebracht. So ist zum Beispiel V.s Definition des Schutengeldes einseitig auf den Bischof von Roskilde und sein an dieser Stelle behandeltes Erdbuch bezogen, ohne die reichsweite Erhebung und die historischen Zusammenhänge zu beachten, fehlen eine Reihe von direkten oder indirekten Steuern, die die Kaufleute z. B. auf den Schonischen Messen zu erlegen hatten, oder lässt V. Quellen zum städtischen Mittsommerngeld (z. B. HGBll. 115, 1997, 94f.) uninterpretiert, um dann zu konstatieren, dass „wir im Hinblick auf das Mittsommerngeld nicht klüger geworden sind“ (210, Übs. C. J.). – Eine abschließende Beurteilung dieses Bandes fällt aufgrund der genannten Kritikpunkte schwer. Auf der einen Seite präsentiert V. seinem Leser eine ungekannte Fülle von Quellen und Bildern zu einem bisher weitestgehend unbehandelten Thema, einschließlich, vereinzelter interessanter Neuinterpretationen. Die dahinter verborgene Forschungsleistung ist sicherlich beachtenswert. Doch auf der anderen Seite machen die Art der Aufarbeitung und die Präsentation den Gesamtwert des Bandes zunichte. Das ist schade.

C. J.

Mit der mittelalterlichen Produktion von Eisen in Tvååker bei Varberg beschäftigt sich Jens Velle in seinem Beitrag *Om „Sorø Klosters Gavebog“ – og om produktion af jern og salt i Halland* (hikuin, Bd. 31, Højbjerg 2004, Jernmøllen i Halland, 37–66). Vf. weist dabei, neben lediglich lokalhistorisch bedeutsamen Einzelheiten, auf die Verbindung zwischen Salz- und Eisenproduktion hin, die vor allem bei der Ausstattung der Klöster zum Tragen kam. Weiterhin schildert Vf. mittelalterliche Produktionsmechanismen und kann durch Hinweis auf die Experimentalarchäologie auch Produktionsmengen errechnen. Neben den Informationen zum Tvååkerprojekt bietet dieser Beitrag – wenn auch im Text verstreut – viele informative Hinweise zur mittelalterlichen Eisengewinnung im südlichen Skandinavien.

C. J.

Überaus interessante und spannende Informationen bietet Karl-Erik Frandsens Beitrag *The scale and politics of Danzig's salted herring trade in the late sixteenth century* (International Journal of Maritime History 16, 2004, 145–167). Vf. konzentriert sich bei seinen Ausführungen auf den Import von Bohuslänhering nach Danzig in den Jahren 1583–1584. Diese Zeitspanne ist von besonderem Interesse, da der Heringsmarkt in Danzig in diesem Jahr nach traditioneller Auffassung aufgrund politischer Verstimmungen zwischen der Stadt und Dänemark zusammengebrochen sein soll. Vf. schildert nicht nur die genauen politischen Hintergründe dieser Auseinandersetzung, sondern kann durch Auswertung der Sund-



zollregister und der Pfahlkammerbücher en détail sowohl die Menge als auch die Herkunft und die Importeure des eingeführten Fisches nachweisen. Neben dem handelshistorischen Zugewinn zeichnet sich diese Arbeit vor allem durch den Umgang des Vf. mit den seriellen Quellen aus. Anstatt die beiden seriellen Quellen einfach nur in Beziehung zu setzen, strebt er eine grundlegende und bereichernde Auseinandersetzung mit diesen an. So weist er nicht nur auf Diskrepanzen zwischen diesen beiden Quellen hin, sondern er versucht, diese – und damit auch die handelsgeschichtliche Bedeutung der Sundzollregister – in Hinblick auf den Handel Danzigs zu analysieren. Dem Vf. ist durch diese Analyse ein Kabinettstück gelungen, das in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung darstellt. C. J.

Einen Versuch, die Zusammenhänge von landwirtschaftlichen Erträgen, Fischerei, Klima und Bevölkerungsentwicklung auf den Færøer zu erkennen, unternimmt Rolf Guttensen in seinem Beitrag *Food production, climat and population in the Faeroe Islands 1584–1652* (Geografisk Tidsskrift. Danish Journal of Geography 104, 2, 2004, 35–46, 16 Graphiken, 7 Tab.). Vf. erschließt durch Auswertung serieller Quellen, vor allem der Zehntregister, die Menge der auf den Inseln produzierten Butter und Wolle sowie die Erträge im Fischfang. Durch Anwendung definierter Schlüssel versucht er, den Tierbestand auf den Inseln und die Fangenerträge zu errechnen, um hierdurch die Bevölkerungszahl zu erschließen. Durch statistische Auswertung ist es möglich, den Zusammenhang von klimatischen Bedingungen, Erträgen und Bevölkerungsentwicklung herauszuarbeiten. Hierbei gelingt es Vf., Gruppen von „catastrophic“, „bad“, „normal“ und „good years“ herauszuarbeiten, die sich teilweise auch durch andere Quellen erschließen lassen. Bedenklich ist allerdings – und dieses wird vom Vf. auch als Forschungsproblem thematisiert –, dass die rechtlichen und historischen Grundlagen der Zehnterhebung auf den Inseln nicht ausreichend erforscht und damit nicht in die Untersuchungen eingeflossen sind. Dieses führt bei einer statistischen Arbeit zu einer erheblichen Verfälschung der Ergebnisse, die so nur eine Scheingenauigkeit erreichen. Es zeigt sich wieder einmal, wie schwer es ist, historische Datenreihen angemessen zu interpretieren. C. J.

Nach Abschluß eines zweijährigen Projektes am Nationalmuseets Center for Grønlandsforskning in Kopenhagen gibt Dorte Veien Christiansen nun einen Überblick über die ökonomischen und kulturellen Verbindungen Grönlands mit dem europäischen Kontinent bis zum Ende der europäischen Besiedlung am Beginn des 16. Jhs.: *Fra Europa til Verdens Ende. De grønlandske nordboers kulturelle kontakter over Nordatlanten* (Nationalmuseets Arbejdsmark, Kopenhagen 2004, 27–39). Neben schriftlichen Quellen und den erhaltenen Bauwerken bezieht Vf. in eine Auswahl aus den 2000 grönländischen Funden in ihre Untersuchung mit ein, die aus der Sicht der Archäologen durch kulturelle Kontakte nach Grönland gekommen sind. Anhand dieser Funde kann Vf. in zum einen nachweisen, dass der grönländische Handel wahrscheinlich weniger zentralisiert war, als dieses bisher angenommen wurde. Allerdings zeigen die bisherigen Funde auch, dass der grönländische Handel auf der Stufe des vikingerzeitlichen Naturalhandels verblieben war, sich die Geldwirtschaft auf Grönland nicht durchsetzen konnte. Zum anderen zeigen die Funde aber auch überaus deutlich, dass auch die Grönländer bei anderen Dingen mit der Zeit gingen, Grönland bei weitem nicht so abgelegen war, als dass man sich nicht auch à la mode gekleidet oder moderne Techniken aufgenommen hätte. C. J.

NORWEGEN. *Historia Norwegie*, hg. von Inger Ekrem (†) and Lars Boje Mortensen, übs. von Peter Fisher (Kopenhagen 2003, Museum Tusculanum Press, 245 S.): Die von I. Ekrem begonnene und bei ihrem Tod bereits weit fortgeschrittene neue Edition der „*Historia Norwegie*“ (HN) mit einer englischen Übersetzung des lateinischen Textes durch P. Fisher wurde von L. B. Mortensen zu Ende geführt. Die HN stellt neben Theodoricus Monachus' „*Historia de antiquitate regum Norvagiensium*“ die Hauptquelle zur Erforschung des Beginns der norwegischen Historiographie dar. Die in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. entstandene Chronik beinhaltet einen geographischen Überblick über Norwegen und das Nordseegebiet, ethnographische Beschreibungen der im Norden des Königreichs lebenden samischen Bevölkerung und eine Auflistung und Kurzdarstellung aller norwegischen Könige, die mit dem Ynglingegeschlecht einsetzt und bei Olaf dem Heiligen endet. In der Einleitung wird der Leser zunächst kurz mit dem Inhalt der HN und deren Einordnung in den allgemeinen Zusammenhang der umfangreichen nordischen Literatur des 12. und 13. Jhs. vertraut gemacht. Es schließt sich eine detaillierte Analyse über Entstehungsort und -zeit der Chronik an. Vf. kommt zu dem Schluss, dass die HN im Gegensatz zur bisher vorherrschenden Meinung nicht im Trondheimer Umfeld entstanden sei, sondern eine wesentlich höhere Wahrscheinlichkeit für eine Entstehung in der ostnorwegischen Region Viken spricht. Da die HN und Theodoricus' „*Historia*“ keine Bezüge zueinander aufweisen, scheint eine etwa gleichzeitige Abfassung beider Texte wahrscheinlich. Bezug nehmend auf andere nordeuropäische Dokumente und in der HN erwähnte historische Daten kommt Vf. zu dem Schluss, dass die Chronik im dritten Viertel des 12. Jhs. entstanden sein muss. Der letzte Teil der Einleitung ist der Rezeption der HN in anderen mittelalterlichen Dokumenten gewidmet, insbesondere vor dem Hintergrund, dass sich das einzige erhaltene Exemplar in Schottland befindet. Die Edition selbst ist durchgehend zweisprachig in Latein und Englisch gehalten. Die Übersetzung überzeugt sowohl sprachlich als auch stilistisch. Ein umfangreicher Kommentar erleichtert das Verständnis schwieriger lateinischer Wörter und Satzkonstruktionen sowie die Einordnung der im Text zu findenden Angaben in den größeren historischen Kontext. Im Unterschied zu den bereits vorhandenen Editionen von Munch, Storm, Koth, Salvesen und Kunin orientiert sich die vorliegende Ausgabe eng an der schottischen Vorlage, die im 15. Jh. im Umkreis der Lords der Orkney-Inseln entstand. Sprachliche und inhaltliche Fehlinterpretationen sollen dadurch vermieden werden. Im letzten Teil des Bandes publiziert M. den von I. Ekrem ursprünglich geplanten einleitenden Aufsatz zur HN. Er entschied sich, diesen unverändert zu lassen, obwohl durch die fortlaufenden Arbeiten an der Edition einige neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten. Trotz oder gerade auf Grund der deshalb eingeschränkten Gültigkeit einiger Schlussfolgerungen stellt der Essay eine interessante Abrundung der Edition dar, der die auch von M. erwähnten unterschiedlichen Deutungsmöglichkeiten der HN aufzeigt. *M. Burkhardt*

Ob der Hafen von Notow wirklich der erste Handelsplatz der hansischen Kaufleute vor der Einrichtung des Kontores in Bergen war, ist sicherlich zu hinterfragen, dass Notow allerdings regelmäßig von hansischen Schiffen besucht wurde, liegt dagegen außerhalb jeden Zweifels. Um so erfreulicher ist es daher, dass es jetzt gelungen ist, diesen heute verschwundenen Hafen archäologisch zu orten, wie Frode Fyllingsnes in seinem Beitrag *Notow – hanseatane si hamn på Avaldsnes* (Heimen 41, 2004, 3–21), zu berichten weiß. Der Name Notow erscheint in

hansischen Quellen seit 1430 bis zur Mitte des 16. Jhs., wobei die genaue Lage weitestgehend unbekannt war. Allerdings erwähnt das 1584 erschienene Werk „Den norske Sjø“, dass Notow der erste Sitz des hansischen Kontores in Norwegen gewesen sei, bevor dieses aufgrund der Seeräuberfahrt nach Bergen verlegt werden musste. Es muß sich bei diesem Ort also um einen Platz mit relativer Bedeutung gehandelt haben, weshalb seit dem 18. Jh. eine Diskussion um die Lage entbrannt ist, zumal auch historische Landkarten unterschiedliche Positionen angeben. Diese Diskussion kann nun, durch marinearchäologische Untersuchungen des Stavanger Sjøfartsmuseums, die von 1978 bis 2000 durchgeführt wurden, als abgeschlossen gelten. Die Archäologen des Museums fanden vor dem königlichen Hof Avaldsnes am Glopehamn des Karmsundes nördlich von Stavanger eine umfangreiche Kulturschicht aus der Zeit zwischen dem 13. und 16. Jh. Zu den zahlreichen Bergefunden gehören unter anderem Siegburger Keramik und kontinentaleuropäischer Ballast, aber auch ein in Klinkerbauweise konstruiertes Schiff, das dendrochronologisch auf die Zeit zwischen 1230 und 1280 datiert werden konnte. Die Lokalisierung durch die Archäologen entspricht im Übrigen einigen schriftlichen Quellen und den Aussagen der van Blaeu-Janssonius Karte Norwegens von 1627. Das Hauptgewicht der Funde liegt im 15. Jh., der Hochzeit des hansischen Handels in Norwegen. Allerdings ist die Zeitspanne noch nicht repräsentativ, da keine regelgerechten Unterwassergrabungen durchgeführt werden. Die Funde sowie die Aussagen in den Quellen deuten darauf hin, dass Notow den wichtigsten hansischen Stützpunkt auf der Strecke zwischen Lindesnes und Bergen darstellte. Diese Sonderstellung war, nach Aussage des Vfs., nicht nur der geographischen Lage, sondern auch der Tatsache geschuldet, dass bei dem königlichen Hof Avaldsnes zahlreiche Handelswaren aus dem Zehnten vorhanden waren und der Karmfjord als ergiebiges Fischereigebiet galt. Weiterhin stellt Vf. die These auf, dass es sich bei Notow um einen im 15. Jh. in einem Privileg erwähnten „liberum portum regium“ gehandelt habe. Insgesamt gesehen ergänzen die neuen archäologischen Erkenntnisse unser Wissen um die Geschichte des Bergener Kontores in interessantester Weise. Es steht zu hoffen, dass die vom Vf. angekündigten Grabungskampagnen in Avaldsnes weitere neue Erkenntnisse bringen werden. C. J.

SCHWEDEN. Die Reihe „Stockholms Tänkeböcker seit 1592“ ist nun mit dem 20. Teil fortgesetzt worden, der den Zeitraum 1631 bis 1632 umfaßt: *Stockholms Tänkeböcker från år 1592*, hg. von Bo Elthammer (Stockholm 2004, 424 S.). Durch diese fortgesetzte Edition kommt die Stockholmer Stadtgeschichtsforschung nun in die beneidenswerte Lage, auch für einen großen Zeitraum des Dreißigjährigen Krieges auf gedruckte innerstädtische Quellen zurückgreifen zu können.

C. J.

In einem äußerst spannenden Kabinettstück widmet sich Justyna Wubs-Mrowicz der Identität deutscher Siedler im spätmittelalterlichen Stockholm: *Interplay of Identities: German Settlers in Late Medieval Stockholm* (SJH 29, 2004, Nr. 1, 53–67). Ausgehend von Fredrik Barths Definition von Identitätenbildung untersucht Vf. in die Makro- und „Medianebenen“ der Deutschen in Stockholm vom Beginn der deutschen Siedlung bis über das Jahr 1471 hinaus. Die so theoretisch gewonnen Eindrücke werden dann äußerst glücklich durch das Beispiel des Stockholm-Lübecker Familienverbandes Eckerholt – van dem Busken – Gisslasson aus dem Ende des 15. Jhs. ergänzt. M. verbindet in ihrem Beitrag auf gelungene

Art und Weise theoretische Ansätze mit dem historischen Beispiel. Sie zeigt deutlich die persönlichen aber auch juristischen Probleme auf, die sich durch die Doppelidentität dieser deutsch-schwedischen Familien ergab, weist aber auch auf die ökonomische, politische und kulturelle Kontinuität hin, die auch nach dem Jahr 1471 weiter bestand. Insgesamt gelingt es Vff.in. so, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, der eine revidierte Sichtweise der Verhältnisse im Ostseeraum des späten 15. Jhs. erlaubt. C. J.

Dem Gewerbe der Nachrichtenbeschaffung und der Nachrichtenvermittler und Spione widmen sich die beiden Beiträge von Marika Koblusek, *The Business of News. Michel le Blon and the transmission of political information to Sweden in the 1630s* (SJH 28, 2003, 205–213) und Badeloch Noldus: *Dealing in Politics and Art, Agents between Amsterdam, Stockholm and Copenhagen* (ebd., 215–225). Beide Vff. analysieren in tiefgehenden Studien die Strukturen der Nachrichtenbeschaffung am schwedischen Hof vor und vor allem während des Dreißigjährigen Krieges. Anhand einzelner Beispiele, Michel le Blon, Harald Appelboom, Peter Trotzig, Pieter Isaacs und des schwedischen Spions am dänischen Hof Theodoor Rodenburgh, weisen sie auf die Bedeutung der Kunsthändler als Nachrichtenbeschaffer in der frühen Neuzeit hin. Aufgrund ihres weitgesteckten Beziehungsnetzwerkes erhielten diese Makler nicht nur Zugang zu den wichtigsten politischen Persönlichkeiten, sondern gewannen auch das Vertrauen von Regierungen oder Politikern. Vff. analysieren dabei in ihren Beiträgen nicht nur den Aufbau dieser Informationsnetze, sondern auch die Art der Informationsbeschaffung, den Inhalt der Informationen, die Versandwege und die Abrechnungen. Insgesamt eröffnet sich durch die beiden Beiträge ein interessanter Einblick in die Welt der Nachrichtenagenturen vor Reuters und CNN. C. J.

FINNLAND. Hatte sich die Städtelandschaft im südlichen und westlichen Teil des Ostseeraumes schon im Mittelalter weitestgehend ausdifferenziert, lag die Hochphase der Städtegründungen in Finnland erst zu Beginn des 17. Jhs. Diesen Städtegründungen widmet sich Petri Karonen nun in seinem Beitrag *De österbottenska städernas differentiering från landsbygden under 1600-talet* (HTF 88, 2003, 377–398). Anhand von vier Beispielen, Uleåborg, Vasa, Gamlakarleby und Nykarleby, zeigt K. die Strukturen der Stadtgründung, von der Landauslegung bis zum Bau repräsentativer Gebäude, auf. Weiterhin reißt er kurz die Herkunft der führenden Männer dieser Neugründungen an, wobei er resümierend feststellt, dass die Krone ein starkes Interesse daran besaß, gerade Kaufleute mit weitreichenden ökonomischen und familiären Beziehungen in die Neugründungen zu locken, um diese in die „alte“ Städtewelt einzupassen. C. J.

## OSTEUROPA

(Bearbeitet von Norbert Angermann und Hugo Weczerka)

*Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 2000. Mit Nachträgen*, zusammengestellt von Paul Kaegbein (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 35, Marburg 2005, Verlag Her-

der-Institut, 433 S.). Besonders erfreulich ist das Erscheinen eines weiteren Bandes der hoch gelobten und viel genutzten Baltischen Bibliographie. Leider hat sich der Abstand zwischen Berichts- und Erscheinungsjahr vergrößert, doch mit der bemerkenswerten Steigerung der Einträge auf 3309 ist es gelungen, neben denen des Berichtsjahres 2000 zahlreiche Titel aus schwer zugänglichen Zeitschriften und Sammelwerken seit 1994 nachzutragen. Des weiteren konnten im vorliegenden Band zahlreiche Litauen betreffende Lücken geschlossen werden. Sehr willkommen ist die Erfassung der Titel der Baltischen Bibliographie in der Datenbank der Literaturdokumentation zur Geschichte Ostmitteleuropas des Herder-Instituts; die Berichtsjahre 1998 und 1999 sind bereits aufgenommen, diejenigen der künftig erscheinenden Ausgaben und die der seit 1994 veröffentlichten werden folgen. Die Adresse der allgemein zugänglichen Datenbank lautet: [www.litdok.de](http://www.litdok.de). Trotz der enormen Steigerung des Umfangs der Bibliographie ist es gelungen, das übersichtliche Erscheinungsbild beizubehalten. Wie gewohnt, können die Titel über fünf Register (Autoren-, Titel-, Personen-, geographisches und ein sehr differenziertes Sachregister) in optimaler Weise erschlossen werden. Das Erscheinen des vorliegenden Bandes der Baltischen Bibliographie, die aufgrund ihres hohen praktischen Gebrauchswerts und Erfassungsgrades des Schrifttums ihresgleichen sucht, wurde von vielen lange erwartet.

M. Lühns

Das Buch von Aleh Dziarnovič „...in nostra Livonia“. Akten zur Geschichte der politischen Beziehungen zwischen dem Großfürstentum Litauen und Livland vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Dokumentalnyja krynicy pa historyi polityčnych adnosin pamiz Vialikim Kniastvam Litouskim i Livonijaj u kancy 15 – piersaj palovie 16 st., T.1, Minsk 2003, 374 S.) ist dem Zeitraum 1492–1548 gewidmet, vereinigt aber inhaltlich verschiedene Teile. Die ganze Geschichte Livlands vom 12. bis zum 18. Jh. wird im ersten Kapitel dargestellt, während Vf. in den beiden folgenden berichtet, wie die wichtigsten Quellensammlungen zu den litauisch-livländischen Beziehungen der im Titel erwähnten Periode geschaffen und veröffentlicht wurden (es handelt sich auch um Archivbestände des Deutschen Ordens im Königsberger Geheimen Staatsarchiv). Von großem Interesse sind die beiden letzten Kapitel, in welchen sich Vf. mit den politischen Beziehungen zwischen dem Großfürstentum Litauen und Livland beschäftigt. In diesem wegen einer solchen Mischung nicht leicht zu lesenden Werk werden auch Ergebnisse der deutschsprachigen Forschung berücksichtigt.

H. Sahanovič

Almut Bues, *Sprachenerlernung in den Grenzgebieten der Rzeczpospolita. Deutsch-polnische Gesprächsbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert* (in: Russland, Polen und Österreich in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Walter Leitsch zum 75. Geburtstag, hg. von Christoph Augustynowicz u. a., Wien 2003, Böhlau, 87–106). Die hier betrachteten Hilfsmittel zum Erlernen der polnischen Sprache sollten weitgehend den Zwecken des Handels dienen, und die in ihnen enthaltenen Gesprächsbeispiele spiegeln das Handelsleben an den Begegnungsstätten deutsch- und polnischsprachiger Kaufleute. Im Gegensatz zu den hansisch-russischen Sprachführern derselben Zeit, die nur handschriftlich erhalten sind, haben wir es im Falle der deutsch-polnischen mit Druckwerken zu tun, die bezeichnenderweise u. a. in Danzig und Riga erschienen.

N. A.

Michael Katin-Jartzew und Dirk-Gerd Erpenbeck gelingt es mit der Auswertung einer neuen Quelle, mehr Licht auf die Deportationen aus Estland und Livland unter Zar Peter I. zu werfen: *Deutschbalten in Archangelsk am Ende des Nordischen Krieses. Eine Ergänzung zu den Bürgerbüchern von Narva und Dorpat* (in: Baltische Ahnen- und Stammtafeln 46, 2004, 48–54). Bei der Quelle handelt es sich um ein „Verzeichnis der Vertreter verschiedener Stände (Kinder der zugereisten Stadtbürger, Bauern, Handelsleute, Einwohner von Narva, Dorpat, Riga und anderer baltischer Städte), Stadt Archangelsk 1721–1722“ aus dem Rußländischen Staatsarchiv für altes Schrifttum. Die dort aufgeführten, als Kaufleute, Handwerker oder Arbeiter in Archangelsk lebenden Personen – insgesamt 53 – stammen zumeist aus Narva und Dorpat. Für einen Teil von ihnen bietet der Beitrag eine reiche Kommentierung. M. Lührs

ESTLAND/LETTLAND. Christina Kupffer legt mit ihrer Dissertation *Geschichte als Gedächtnis. Friedrich Konrad Gadebusch 1719–1788* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 18, Köln 2004, Böhlau, XII, 468 S.) erstmals eine umfassende monographische Würdigung des baltischen Historikers und Juristen vor. Die Arbeit beruht auf einem bislang noch nicht ausgewerteten Quellen- und Manuskriptkorpus, sie bietet allerdings keine systematische Übersicht und Analyse des Quellenmaterials. Gefragt wird nach den Leitbildern Gadebuschs als Historiker, nach seiner Motivation und nach der Wirkung seiner Schriften. Nach einem unvollständigen biographischen Teil, der immerhin die Prägungen Gadebuschs beleuchtet, wird sein Werk – vor allem die vielbändigen „Livländischen Jahrbücher“ – in die Analyse einbezogen, um seine Konzeption von Geschichtsschreibung zu erfassen. Neben der Landesgeschichte, deren Funktion Vf.in in der Begründung und Legitimation livländischer Identität erkennt, dienen die genealogischen und biographischen Schriften bei Gadebusch der kollektiven Selbstversicherung für seine Gegenwart. Ein wesentliches Element seiner Arbeit ist außerdem die Einbettung der historischen Dokumentation in die aktuelle politische und juristische Sphäre; dem Gelehrten der Aufklärungszeit ist die Historie eine Hilfswissenschaft für Rechtsprechung und Politik, die auf historischer Basis gründen sollen. K. kennzeichnet Gadebuschs historische Werke in diesem Sinne als Bestandteil eines kulturellen Gedächtnisses, das eine spezifische Wirksamkeit für die Gegenwart entfalten sollte. Durch die Einordnung in geschichtsphilosophische und wissenschaftliche Strömungen der Zeit gelingt der Vf.in eine aspektreiche Charakterisierung dieser bedeutenden Forscherpersönlichkeit des 18. Jhs. Leider ist die Gliederung der Arbeit etwas unübersichtlich und erschwert den Zugang zu den gebotenen Ausführungen. J. Henning

Auch wenn die vorliegende gewichtige Paperback-Ausgabe bereits nach der für eine Anzeige notwendigen „Bearbeitungszeit“ auseinander zu fallen droht, verdient ihr Inhalt unsere Beachtung: Es handelt sich dabei um die auf den neuesten historiographischen Stand gebrachte und erheblich erweiterte Zweitaufgabe des 1981 erschienenen Standardwerks *The Livonian Crusade* von William L. Urban (Chicago 2004, Lithuanian Research and Studies Center, 550 S.). Tatsächlich hat U. nicht nur einfach neue Literatur angegeben, sondern sich auch eingehend mit ihr beschäftigt, so dass man mit Fug und Recht von einem neuen Buch sprechen kann. Dass dabei vor allem die neueste deutschsprachige Baltikumforschung herangezogen wird, ist erfreulich, zumal hierdurch auch Arbeiten der jüngeren

Forschergeneration aus den baltischen Staaten ins Englische vermittelt werden konnten. Grundsätzlich bietet das Buch die Geschichte des livländischen Deutschordenszweigs vom Ende des 13. bis zur Mitte des 16. Jhs., grob gesagt also die Zeit nach Beendigung der offensiven Eroberungspolitik bis zum Ende der Livländischen Konföderation im beginnenden Livländischen Krieg. Der Fokus der Betrachtung ist der Livländische Orden, von ihm ausgehend präsentiert U. ein facettenreiches Panorama livländischer Geschichte, das aber nicht nur von den Ordensbrüdern erzählt, sondern auch über Bischöfe, Kaufleute und, soweit es die Quellen erlauben, von der einheimischen Bevölkerung berichtet. Zu den weiteren „Helden“ dieser Kreuzzugsgeschichte gehören selbstverständlich Kaiser und Päpste, litauische und russische Großfürsten, schwedische und polnische Könige; der im weitesten Sinne außenpolitische Kontext ist daher stets präsent. Zu den großen Vorteilen der Darstellung gehört, dass sich U. durchweg eines sehr lesbaren, durchaus persönlich gefärbten Erzählstils bedient, der nicht immer behauptet, der Weisheit letzten Schluss zu besitzen. Zwangsläufig bleiben bei einem so meinungsfreudigen Text im Detail Fragen, so z. B. diejenige, ob der Estenaufstand 1343 tatsächlich einer wie auch immer definierten „national independence“ galt (118), wie es bis heute in estnischen Schulbüchern heißt. Andererseits kommentiert U. die Streitfrage über die Gründe für den Ausbruch des Livländischen Kriegs, in der er durchaus die Position von Erik Tibergh zu stützen weiß, mit dem hübschen Bonmot, im Gegensatz zu den Zeitgenossen habe der Historiker ja persönlich nichts zu fürchten, wenn er die Motivation der von ihm untersuchten Männer und Frauen missversteht. Wie dem auch sei, man kann dies für Souveränität halten oder als Selbstverständlichkeit abtun, den Wert des Textes als Gesamtdarstellung livländischer Geschichte im Spätmittelalter berührt dies kaum. Man kann sich höchstens fragen, was der abendlich leuchtende Vilniuser Gediminas-Turm auf dem Umschlagsbild zu suchen hat, denn um einen Fotoband minderer Qualität handelt es sich bei diesem Buch doch gerade nicht. Auch die von U. selbst erstellten Karten würden gestrenge Gutachter universitärer Qualifikationsschriften kaum als Plus verbuchen wollen, zu unübersichtlich, zu klein und zu wenig beschriftet, weit entfernt vom heutigen Standard der Grafikerstellung, wie sie hier präsentiert werden. Trotzdem wird in Zukunft niemand um dieses Buch herumkommen können, der sich mit der Geschichte der Kreuzzüge in Nordosteuropa und der mittelalterlichen multikulturellen Gesellschaft Livlands beschäftigen möchte.

K. Brüggemann

Zu Ehren eines bedeutenden deutschbaltischen Historikers schlägt ein Aufsatzband einen weiten Bogen von großen politischen Zusammenhängen über sozialgeschichtliche Beiträge zu detaillierten Studien über einzelne Personen, Ereignisse und Begriffe und bietet dabei viel hansegeschichtlich Relevantes: *Aus der Geschichte Alt-Livlands. Festschrift für Heinz von zur Mühlen zum 90. Geburtstag*, hg. von Bernhart Jähnig und Klaus Militzer (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 12, Münster 2004, LIT, 423 S.). Enn Tarvel, *Idrisi und Reval* (1–9), betrachtet kritisch die Forschung zur Frage der eventuellen Erwähnung der Stadt Tallinn/Reval unter ihrem alten Namen Kolyvan in der 850 Jahre alten Weltkarte des arabischen Geographen Idrisi; T. lehnt alle Hypothesen, die eine Verbindung herstellen, als unhaltbar ab. Dieter Heckmann ediert mit einer kurzen Einleitung *Das Schossverzeichnis des Revaler Kirchspiels St. Olai von 1402* (71–100). Den *Weinhandel in Riga und Livland in Mittelalter und Früher Neuzeit* untersucht Klaus Militzer aufgrund von Prozessakten des Reichskam-



mergerichts in Speyer (101–111). Thomas Brück skizziert anhand von Tagebuchaufzeichnungen den Lebensweg eines Rigaer Bürgermeisters: *Vom Kaufmann zum Erzvogt – der Ratsherr und Bürgermeister von Riga Johann Schöning in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts* (137–168). Anti Selart, *Der „Dorpaten Zins“ und die Dorpat-Pleskauer Beziehungen im Mittelalter* (11–37), fragt nach dem Ursprung dieser russischen Tributforderung und rollt die Positionen der Forschung zu dieser Frage auf, um zu dem Schluss zu kommen, dass eine eindeutige Antwort nicht gegeben werden kann. – Den kleineren Städten Alt-Livlands wenden sich die Aufsätze von Ilgvars Misāns, *Wolmar. Eine hansische Kleinstadt im mittelalterlichen Livland* (39–54), Inna Pöltsam, *Die soziale Stellung der Frauen zu Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (307–327), und Enn Küng, *Über die Größe der Bevölkerung Narvas und Ivangorods in der Mitte des 17. Jahrhunderts* (329–349), zu. – Auf verschiedenen Ebenen thematisieren Sulev Vahtré und Wilhelm Lenz das Verhältnis der deutschen Kolonisten zur unterdrückten baltischen Bevölkerung. V. untersucht *Die Darstellung des Estenaufstandes 1343–1345 in Deutschordenschroniken* (55–69), während L. den Begriff „Undeutsch“ in seiner Verwendung in den Quellen und der Auslegung in der historischen Forschung beleuchtet (169–184). – Bernhart Jähnig, Klaus Neitmann, Juhan Kreem und Stefan Hartmann beschäftigen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten mit der Spätzeit des Deutschen Ordens in Livland.

J. Henning

Als Ergebnis einer gut 15 Jahre währenden Beschäftigung mit der Geschichte der Eisengewinnung in Estland liegt nun Jüri Peets' Monographie *The Power of Iron. Iron Production and Blacksmithy in Estonia and Neighbouring Areas in Prehistoric Period and the Middle Ages* (Muinasaja teadus 12, Tallinn 2003, Ajaloo instituut/Tartu ülikool, 364 S., 118 Abb., 9 Tfn.) vor. Im ersten Teil der Arbeit informiert P. über die Entstehung und Entwicklung der Eisenproduktion in Estland seit der Zeit um Christi Geburt bis in die Mitte des 14. Jhs. Insgesamt seien bisher acht Schmelzorte aus der ersten Hälfte des 1. Jts. untersucht worden, die aber nur Anzeichen für eine sehr schmale Produktion lieferten. Seinen Höhepunkt habe dieses Handwerk seit dem 12. Jh. vor allem auf Ösel (Saaremaa) erlebt, wobei über die Organisation der nahezu industriellen Arbeitsweise keine genauen Angaben möglich sind. Eventuell seien hier Kriegsgefangene oder Sklaven zum Einsatz gekommen. P.s Quantifizierungen von Ertrag und lokalem Bedarf geben aber in jedem Fall darüber Aufschluss, dass ein Gutteil der Produktion für den Export nach Gotland und Finnland genutzt werden konnte. Offenbar deckten z. B. die Bewohner Finnlands ihren Eisenbedarf vor allem durch diesen Handel, an dem auch Schmelzstellen im Nordosten des heutigen Estland beteiligt waren, denn auf finnischem Boden lässt sich eine eigene Produktion von Eisen erst ab dem 14. Jh. feststellen, als die estnische Eisenproduktion zum Erliegen kam. Dieses abrupte Ende bringt P. mit dem erfolglosen Aufstand der Esten in der Georgsnacht 1343 in Verbindung, dessen lokale Zentren z. B. auf Ösel in Gebiete der Eisenproduktion fielen. Gerade Schmiede hätten als Angehörige der aktiveren Schichten der Bevölkerung anschließend zu den Opfern der Vergeltungsaktionen des Ordens gehört, und zudem könne man nicht ausschließen, dass es damals ein lokales Verbot der Eisenproduktion gegeben hat. Im zweiten Teil der Monographie behandelt P. die archäologischen Erkenntnisse über die Schmieden, das Rohmaterial, die Werkzeuge, Produkte und Arbeitstechniken. So könne man für Estland nachweisen, dass

bereits im 1./2. Jh. n. Chr. eine Mehrschicht-Technik zur Anwendung gekommen sei, die sowohl in Skandinavien als auch in Russland erst sehr viel später auftritt. Ps. sympathischer Ansicht zufolge habe man es hier allerdings nicht mit einem technischen Vorsprung der estnischen Schmiede zu tun, sondern eher mit einem Zufall des Forschungsstands. Diese fundierte und gut lesbare Arbeit wird mit einer umfangreichen Bibliographie (295–308) abgeschlossen. *K. Brüggemann*

Der 80. Geburtstag der Begründerin der Stadtarchäologie in Estland wurde mit dem Band *Über Stadt und Burg. Festschrift für Vilma Trummal* (Linnusest ja linnast. Uurimusi Vilma Trummali auks, hg. von Arvi Haak, Erki Russow, Andres Tvauri, Muinasaja Teadus 14, Tallinn 2004, 453 S., Abb., Ktn.) hervorgehoben, der 20 Beiträge zur Mittelalterarchäologie im Raum von Ostmecklenburg bis Pleskau enthält. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den estländischen Städten. Hier sei nur auf einige Aufsätze hingewiesen. Jaak Mäll thematisiert *Die spezifischen Züge der archäologischen Kulturschicht in der Revaler Altstadt* (Arheoloogilise kultuurkihi spetsiifikaad Tallinna vanalinna territooriumil, 249–268, engl. Zusammenfassung). Vf. hebt die These hervor, dass in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. (nach 1265?), als die Stadtbefestigungen errichtet wurden, zuvor zerstreute Grundstücke zusammengezogen wurden, wodurch das bis heute meistens erhaltene Straßen- und Grundstücknetz entstand. Dabei wurden die früheren Siedlungsspuren aus der Zeit von ca. 1219 bis ca. 1265 größtenteils vernichtet. Die Befunde aus der Zeit vor 1219 seien zu dürftig und zu schwer interpretierbar, als dass über die Tätigkeit der Menschen in diesem Gebiet vor der mittelalterlichen Stadtgründung etwas gesagt werden könne. Jaan Tamm fasst *Die Geschichte der archäologischen Erforschung des Revaler Dombergs* (Toompea arheoloogilise uurimisest, 377–394, engl. Zusammenfassung) zusammen. Vf. bestätigt die Existenz einer vordänischen Siedlung auf dem Domberg, genauere Informationen darüber gebe es aber nicht. Weiter wird darauf hingewiesen, dass das Straßennetz auf dem Domberg im Laufe der Zeit verändert worden ist. Ain Lavi bietet *Mitteilungen zur Archäologie der Revaler mittelalterlichen Vorstädte* (Täiendus Tallinna keskaegsete eeslinnade arheoloogiale, 137–147, engl. Zusammenfassung). Andris Caune beschreibt *Archäologische Zeugnisse über die Kaianlagen des ersten Rigaer Hafens im 12.–17. Jahrhundert* (57–76). Anton Pärn thematisiert die *Spuren der Dorfarchitektur im früheren Stadtbau Hapsals* (Külaehitiste jäljed Haapsalu varases linnaehituses, 269–289, engl. Zusammenfassung). Vf. findet in den Hapsaler Holzbauten des 13. Jhs. Ähnlichkeiten mit den estnischen Bauernwohnungen der Zeit, was von der Rekrutierung der Stadtbürger aus dem ländlichen Umfeld zeuge. Von Ivar Leimus wird *Der Münzfund von Muraste – ein einzigartiges Depot aus der Mitte des 12. Jahrhunderts* publiziert (Muraste müндааре – unikaalne brakteaatide leid 12. sajandi keskelt, 149–156, dt. Zusammenfassung). Der seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen geltende kleine Fund ist beachtlich wegen der im Baltikum seltenen ostfälischen Brakteaten, die nach L. einen einmaligen Handelskontakt bezeugen. Andres Tvauri behandelt *Russische Keramik aus der Periode des Livländischen Krieges (1558–1583) in den estländischen Burgen und Städten* (Liivi sõja aegne Vene keraamika Eesti linnustes ja linnades, 395–419, engl. und russ. Zusammenfassungen). Die entsprechenden Funde sind zahlreich und verweisen auf die russische Zivil- und Militärbevölkerung in Livland. Es handelt sich zumeist um Export aus Pleskau, weniger aus Moskau; die verschiedenen Anteile der Keramikarten lassen die Herkunft der Russen in den verschiedenen Städten und Burgen erkennen. *A. Selart*

Im aktuellen Band des Jahrbuches *Arheoloogilised välitööd Eestis. Archaeological Fieldwork in Estonia 2003*, hg. von Ülle Tamla (Tallinn 2004, Muinsuskaitseamet, 216 S., zahlreiche Abb.) sind unter vielen interessanten Materialien vor allem die Ausgrabungsberichte von Kaarel Jaanits, *Archaeological salvage excavation at the cemetery of the 17th century church at Tõnismägi, Tallinn* (144–147) und Erki Russow, *Weitere Forschungen in der Stadt und Burg Haapsalu* (148–159) zu erwähnen. Besonders ist die Aufmerksamkeit auf die von Villu Kadakas und Hanno Nilov, *Various investigations in Tallinn and Harjumaa* (160–175), beschriebenen Forschungen in der Revaler Altstadt zu lenken, wo u. a. im mutmaßlichen Bereich der früheren, bis ca. 1400 bestehenden russischen Kaufmannskirche zu Reval durchgeführte Ausgrabungen geschildert werden. A. Selart

Längere Zeit wurde die Hypothese, dass die zukünftige Hansestadt Reval 1154 vom arabischen Geographen al-Idrisi erwähnt wurde, nahezu als ein Faktum angenommen. Da in den letzten Jahren in der Forschung die Unbegründetheit dieser Vermutung demonstriert wurde, wurden die Historiker quasi zu Feinden der Stadt und Touristikbranche, weil dadurch ein prunkvolles Stadtjubiläum 2004 scheiterte. Dem spannenden Thema *Wie alt ist Reval?* wurde im Mai 2004 ein Seminar gewidmet, dessen Vorträge jetzt veröffentlicht sind (Kui vana on Tallinn?, hg. von Tiina Kala, Tallinna Linnaarhiivi Toimetised 8, Tallinn 2004, Ilo, 112 S., engl. Zusammenfassungen). Valter Lang befasst sich mit den *Frühstädtischen Zentren im spätfürhzeitlichen Estland* (Varalinnalised keskused [aolinnad] hilismuinaaegses Eestis, 7–27). Er stellt fest, dass es in der entsprechenden historiographischen Diskussion an terminologischer Eindeutigkeit fehlte, wodurch die Vorstellung von der Rückständigkeit Estlands hinsichtlich der frühzeitlichen Zentrenbildung entstanden sei. Weiter wird betont, dass eine Frühstadt eine eigenständige Erscheinung war und nicht unbedingt eine Vorstufe der mittelalterlichen Stadt. Die im Vergleich mit den Nachbarregionen knapperen Ressourcen Estlands in Betracht nehmend, könnte man für den Anfang des 13. Jhs. z. B. Warbola, Wolde und Sontagana als frühstädtische Zentren betrachten. Dabei wird u. a. bemerkt, dass die genannten Orte verkehrsgeographisch und landwirtschaftlich eher ungünstig liegen. Das frühzeitliche Reval wird vom Vf. als saisonaler Handelsplatz und Burg behandelt. Jaan Tamm schreibt über die *Naturverhältnisse und Landschaft des frühzeitlichen Reval als Vorbedingungen der Entstehung der ständigen Siedlung* (Muinas-Tallinna loodusoludest ja maastikust kui eeldustest püasustuse tekkeks, 28–43). Vf. betont, dass die Gegend Revals für den Ackerbau ungünstig war und auf dem Domberg vor dem 13. Jh. keine feste Siedlung bisher archäologisch gesichert ist, weshalb die Revaler Estenburg nicht als ständige Siedlung zu betrachten sei. Ivar Leimus behandelt die politische Lage in Estland um 1227: *Die Konspirationen Wilhelms von Modena oder wie Reval 1227 in den Besitz der Schwertbrüder gelangte* (Modena Wilhelmi salasepitsused ehk kuidas Tallinn 1227 mõõgavendade omaks sai, 64–79). Vf. hebt die Abhängigkeit des Legaten Wilhelm von der rigischen Umgebung und Informationsvermittlung hervor und bezeichnet ihn als eindeutigen Gönner der deutschen Machtansprüche in der Konkurrenz mit dem König von Dänemark. Tiina Kala behandelt *Die ersten Revalenser* (Esimesed tallinlased, 80–101). K. hält eine spontane Einwanderung der Kolonisten für unglaublich und bringt diese mit den landesherrlichen Privilegien in Verbindung. Vf. in schließt nicht aus, dass der Revaler Rat schon in den 1220er Jahren existierte. Spätestens in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. konnte die

Gemeinde bei der Privilegienerwerbung eigene Initiative zeigen. Um 1300 soll die Entwicklung Revals durch die Tätigkeit einer Gruppe von ca. 10 Kaufmannsfamilien bestimmt worden sein, unter denen viele schon Revalenser wenigstens der zweiten Generation waren.

A. Selart

Tiina Kala, *Die Sprachen und deren Sprecher im mittelalterlichen Reval: Aufschwung oder Rückentwicklung* (Keeled ja nende kõnelejad keskaegses Tallinnas: edenemine või taandareng, in: Tuna 2004, 2, 8–23, engl. Zusammenfassung). Vf.in betrachtet anhand von Revaler Quellen die Stellung der estnischen Sprache im Mittelalter und in der frühen Neuzeit im Vergleich mit den anderen damals gesprochenen Sprachen. K. stellt die prinzipielle Frage, ob man über eine Verbesserung der Lage der estnischen Sprache seit der Reformation sprechen kann. Während des 13.–16. Jhs. hat sich eine sogenannte Sprachhierarchie herausgebildet, in der die estnische Sprache an der niedrigsten Stelle plazierte war. Im 13. Jh. dagegen, als alle Volkssprachen in Livland meist mündlich benutzt wurden, galten sie noch als mehr oder weniger gleichwertig. Vf.in ist überzeugt, daß die Reformation sowohl die nationale als auch die sprachliche Segregation in Livland vertiefte. In den schriftlichen Quellen kommen diese Gegensätze erst im 16. Jh. mit Deutlichkeit zum Vorschein. Der Vf.in zufolge verlor die lateinische Sprache in Livland zu dieser Zeit ihre Position an die deutsche Sprache.

I. Jürjo

Tiina Kala, *Der Brief des Vogtes von Jerwen, Hinrich von Thülen, an Johann Selhorst* (Järva foogti Hinrich von Thüleni kiri Johann Selhorstile, in: Tuna 2003, 1, 53–56, engl. Zusammenfassung). Während der Renovierung des Tallinner/Revaler Rathauses im Jahre 2002 wurden auf dem Dachboden verschiedene alte Dokumente aus der Zeitspanne vom 15. bis zum 20. Jh. gefunden, darunter auch sechs an Johann Selhorst adressierte Briefe. Es handelt sich um Briefe von Geschäftspartnern und Kunden Selhorsts, darunter zwei Briefe von Ordensherren. K. betrachtet gesondert den aus dem Jahre 1533 stammenden Brief des Vogtes von Jerwen, Hinrich von Thülen. In seinem Brief bat von Thülen Johann Selhorst als Revaler Gerichtsvogt, ihm die näheren Umstände einer Gerichtssache zu erklären. Sehr wahrscheinlich hatte dies etwas mit der Einforderung der vom Revaler Kaufgesellen Hinrik Stalbroder hinterlassenen Schulden zu tun. Der Text dieses Briefes wird hier zusammen mit einer estnischen Übersetzung publiziert.

I. Jürjo

*Die Nachlaßverzeichnisse der deutschen Kaufleute in Tallinn, Band 3: 1777–1800*, bearb. von Raimo Pullat. (Tallinn 2004, Estopol, 294 S.). Der letzte Band dieser dreibändigen Edition enthält 21 ausgewählte Nachlaß- bzw. Konkursinventare sowie ein Orts- und ein Personenregister für alle drei Bände. In der Regel spiegeln die Verzeichnisse einen soliden Wohlstand, der im Haus- und Grundbesitz, dem registrierten Bargeld, dem Schmuck, dem Geschirr, den Möbeln, den Kleider- und Wäschebeständen und sonstigem Hausrat zum Ausdruck kommt, teilweise auch im Warenlager des Besitzers. Ein Portefeuille mit Wechseln war relativ selten vorhanden. Im Fall von Heinrich Peter Höppener (gest. 1789) gehörte es gar nicht dem Verstorbenen selbst; vielmehr hatte dieser einen Paken Obligationen und Akten in Verwahrung, die sich auf viele in den letzten Jahren erfolgte Konkurse bezogen. Höppener war also nur der Konkursverwalter. Dagegen hinterließ Martin Heinrich Gebauer (gest. 1797) Dutzende von Solawechseln über kleine krumme Beträge, aus denen hervorgeht, dass er seine Galanteriewaren des öfteren auf

Pump abgab. Einige Wechsel lauteten aber auf große runde Summen und belegen, dass er sich auch als Geldverleiher betätigte. Derselbe Martin Heinrich Gebauer hatte eine erlesene Bibliothek. Hier standen nicht die übliche pietistische Gebrauchsliteratur oder kaufmännische und geographische Lehrbücher. Dieser Kaufmann las Spinoza, Shakespeare, Voltaire, Gellert, Nikolai, Sterne, Rabener, Ewald von Kleist, Goethe, Justus Möser; von Wieland hatte er fast alles Erschienene. Er trank seinen Kaffee aus Porzellانتassen und besaß „drei Stück bunte dresner Porcellaine Aufsätze“, wohl Produkte der Meißner Manufaktur. In seiner Wohnung gab es Mahagonimöbel und goldene Spiegel, viele Ölgemälde und Stiche (darunter „83 Stück Hogardtsche Kupferstiche“) sowie „22 Stück weiße Gips-Puppen“ und „5 Stück rote dito“. Gebauer war offensichtlich ein Kunstkenner und -sammler, unter seinesgleichen eine große Ausnahme. Die Gipspuppen waren natürlich Abgüsse von Skulpturen. Die entsprechende Fachliteratur war auch vorhanden: Hinter dem verzeichneten Kurztitel „Oesterreich Beschreibung von Gruppen“ verbirgt sich der Katalog der Skulpturensammlungen Friedrichs des Großen von Matthias Oesterreich, erschienen in Berlin 1775. Die Dokumentation der Bibliothek und der Sammlungen Martin Heinrich Gebauers ist besonders bedeutsam, weil das kaufmännische Milieu bisher als wenig aufgeschlossen für Literatur und bildende Kunst galt. Nun weiß man, dass es in der sogenannten Kotzebue-Zeit in Reval außer diesem Dichter auch noch einen anderen Kunstkenner gab, der zudem als Erkorener Ältester der Schwarzenhäupter mitten im öffentlichen Leben gestanden hat. Der überwiegende Teil der inventarisierten Gegenstände war freilich banaler Art, bis hin zum „Pot de Chambre“ aus Zinn, den Christoph Johann Mollien (gest. 1784) hinterließ und der 3 lb wog. Die bereits erwähnten sorgfältig erstellten Register sind eine große Hilfe bei der Benutzung der gesamten Edition. Die Verfasser der inventarisierten Bücher wurden ins Personenregister aufgenommen, aber durch den Zusatz „Autor“ von den „realen“ Personen unterschieden. O.-H. Elias

Ein gelungener Tagungsband informiert über *Narva und die Ostseeregion. Beiträge der II. Internationalen Konferenz über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und der Ostseeregion (Narva, 1.–3. Mai 2003)*. *Narva and the Baltic Sea Region. Papers Presented at the II International Conference on Political and Cultural Relations between Russia and the Baltic Regions States (Narva, 1–3 May 2003)*, hg. von Karsten Brüggemann (Studia Humaniora et Paedagogica Collegii Naroviensis, Bd. 1, Narva 2004, Narva Kolledž, 476 S., dt., engl., russ. Zusammenfassungen). Die ersten beiden Themenblöcke behandeln die Geschichte der Stadt Narva sowie die politische und die Handelsgeschichte der Ostseeregion. Jüri Kivimäe, *Medieval Narva: Featuring a Small Town between East and West* (17–27), beginnt bei der frühen urbanen Entwicklung und verfolgt die Rolle des Handels bis ins späte Mittelalter. Vf. stellt die Frage, warum Narva nicht Mitglied der Hanse wurde und betont das Ziel der Narvaer Politik, vor allem in Konkurrenz zu Reval eine eigene Position im Gefüge der livländischen Handelsstädte zu behaupten. Viktor Zacharov widmet sich der nachhansischen Zeit: *Die Außenhandelstätigkeit der Kaufmannschaft Narvas im 18. Jahrhundert* (47–59), wobei er konstatiert, dass im 18. Jh. der Handel mit England und den Niederlanden wichtiger wurde als der mit norddeutschen Städten. Karsten Labahn fragt, wie sich *Der Fernhandel über See der baltischen und russischen Ostseestädte im 18. Jahrhundert im Spiegel der „niederländischen Sundregister“* charakterisieren lässt (139–159). – In dem Beitrag *Die Kreuzzüge in Livland Mitte*

des 13. Jahrhunderts und das dänische Königshaus (125–137) nähert sich Anti Selart der Rivalität zwischen Dänemark und dem Schwertbrüderorden in Livland, während Dirk-Gerd Erpenbeck *Ad fontes* geht und *Die Anfänge der Stadtgeschichtsschreibung Narvas im 19. Jahrhundert* (61–79) beleuchtet. Als deren Gründerväter stellt er Heinrich August von Pott (1781–1862), der in privatem Besitz verstreute grundlegende Quellen zur Stadtgeschichte in Abschriften für die Forschung bewahrte und auch durch seine Editionstätigkeit Fundamente legte, und Heinrich Johann Hansen (1819–1900), der das Stadtarchiv organisierte, einen ersten Überblick der Stadt- und Personengeschichte Narvas erstellte und 1864 die Narvaer Altertumsgesellschaft gründete, vor. – Die dritte Sektion thematisiert, ohne den Schwerpunkt auf Narva zu legen, das Verhältnis Russlands zu seinen Grenzprovinzen. Aus hansegeschichtlicher Sicht sind hier die Ausführungen von Aleksandr Filjuškin von Interesse: *Der Diskurs von der Notwendigkeit des Durchbruchs zur Ostsee in der russischen Geschichte und Historiographie* (171–183). F. stellt fest, dass in moskowitischen Quellen des 16. Jhs. der Zugang zur Ostsee keine Rolle spielte: weder in Chroniken, Gesandtschaftsakten noch Briefen taucht dieses Ziel auf (175). Den Ursprung des Diskurses lokalisiert Vf. in Livland und Polen, erst unter Peter I. wird er zur Legitimation der weiteren Expansion an der Ostseeküste in die russischen Äußerungen zum Thema übernommen. – Abschließend sei noch auf eine theoretische Auseinandersetzung mit dem für Narva wichtigen Aspekt der Grenze hingewiesen: Ralph Tuchtenhagen, *Border – Aspects of a Notion in Humanities* (255–261). Vf. untersucht den Begriff im Kontext der Philosophie der Differenz sowie des Dekonstruktivismus und stellt thesenhaft Gründe für das Entstehen und Verschwinden von Grenzen vor.

J. Henning

E. L. Nazarova untersucht *Die Kreuzzüge in das Gebiet jenseits des Narvaflusses im 13. Jahrhundert: Pläne und ihre Realisierung* (Krestovye pochody za r. Narvu v XIII v.: plany i ich realizacija, in: *Metamorfozy istorii. Al'manach*), Vyp. 2, Vena-Pskov 2002, 21–42). Für uns ist beachtenswert, dass hier auch die Endphase der von Livland ausgehenden deutsch-skandinavischen Expansionsbestrebungen gegenüber der Ruß in den Jahren 1269/70 und damit die Umstände für den Abschluss des damaligen deutsch-russischen Handelsvertrages beleuchtet werden. Zu recht betont N., dass die Beendigung der militärischen Auseinandersetzungen in jenem Gebiet durch das gesteigerte Interesse der „europäischen“ Kaufmannschaft am Handel mit Nordwestrussland mitbedingt war. Man vermisst allerdings einen Hinweis darauf, dass es dort bis zur genannten Wende umgekehrt auch eine Novgoroder und Pleskauer Aggressivität gab, auf die nach der gleichen Logik das russische Handelsinteresse zähmend gewirkt hat.

N. A.

Anti Selart, *Pernau als Verwaltungszentrum der Russen in der Zeit des Livländischen Krieges* (Pärnu Liivi sõja aegse Vene halduskeskusest, in: *Pärnumaa ajalugu*, H. 5, Sammelband 3, hg. von Aldur Vunk und Inge Laurik, Pärnu 2002, 21–34, engl. Zusammenfassung). Vf. betrachtet die Geschichte der Stadt Pernau (bzw. Neu-Pernau) unter der russischen Regierung in den Jahren 1575–1582. Er bestreitet den bisherigen Standpunkt, daß es sich um eine Zeit des Chaos handelte, obwohl die Tätigkeit der Stadtregierung unterbrochen wurde, da die Ratsmitglieder und auch viele Stadtbürger gestorben waren oder die Stadt verlassen hatten. Neben Dorpat/Tartu, Narva und Kokenhusen/Koknese war auch Neu-Pernau im russisch

eroberten Gebiet Livlands ein Verwaltungszentrum. Zwei oder drei in Pernau ansässige Vojevoden/Statthalter, die ihre Direktiven unmittelbar aus Moskau bekamen, fungierten als Leiter der lokalen Verwaltung. Auf dem estnischen Gebiet war Pernau neben Dorpat ebenfalls ein starkes militärisches Zentrum. Nach der Eroberung durch die Russen 1575 war Pernau noch mit vielen Städten an der Ostsee verbunden, und Schiffe aus Lübeck, Stralsund, Greifswald, Rostock u. a. landeten in dieser Zeit in Pernau. Vf. macht noch darauf aufmerksam, daß man in russischen Geschichtsquellen wertvolle Hinweise zur Pernauer Alltagsgeschichte findet.

I. Jürjo

*Die Nachlassverzeichnisse der Einwohner der Stadt Pernau 1702–1800*, bearb. von Raimo Pullat (Tallinn 2005, Estopol, 463 S.) Diese Quellensammlung beinhaltet 53 von den insgesamt 130 erhaltenen Nachlassverzeichnissen der Einwohner der Hafenstadt Pernau. Die publizierten Stücke hat P. mit dem Ziel ausgewählt, sich hinsichtlich ihres Berufes, ihrer sozialen Stellung und ihres Eigentums unterscheidende Einwohner zu berücksichtigen. In den Quellen werden ziemlich genau die Immobilien der Inhaber beschrieben. Ebenso geben die Nachlassverzeichnisse Informationen sowohl über Gegenstände der Kulturgeschichte, d. h. Bücher, Gemälde, Landkarten usw., die die Pernauer in Besitz hatten, als auch über die Konsumgewohnheiten der damaligen Menschen (Kleidung, Luxusartikel, Essen, Trinken usw.). Als ein Beleg dafür, dass es sich bei Pernau um eine ehemalige Hansestadt handelte, taucht z. B. im Nachlassverzeichnis des Bürgermeisters Erasmus Landenberg der Buchtitel „Hanse Städte Schiffsordnung und See-Recht“ auf.

I. Jürjo

Arnīs Radiņš (Radiņš), *Daugmale und der Dünaweg. Zum Problem der Stadtentstehung* (Daugmale i Daugavskij put'. K probleme obrazovanija gorodov, in: *Archaeologia Lituana* 4, Vilnius 2003, 152–160). Am Unterlauf der Düna gab es nach R. in der vordeutschen Zeit Voraussetzungen für die Bildung von Städten, doch unterbrach die deutsche Eroberung seit dem frühen 13. Jh. den eigenständigen Entwicklungsweg. Besonders beachtet wird im gegebenen Zusammenhang das Handels- und Handwerkszentrum Daugmale, das R. im Anschluß an Mugurēvičs mit dem in der Chronik Heinrichs von Lettland erwähnten „portus Semigallorum“ identifiziert.

N. A.

Aufgrund von Grabungsergebnissen der Jahre 1939 und 1990–2003 spricht Antonija Vilcāne über *Das alte Gercike* (Senā Jersika, Riga 2004, Latvijas vēstures instituta apgāds, 115 S., zahlreiche Abb.). Die Funde charakterisieren die Siedlung an der Düna als bedeutendes Handwerks-, Handels- und Kulturzentrum der Lettgaller, das vom 10. bis zum frühen 13. Jh. eine erhebliche Bevölkerungszahl besaß und sowohl mit dem Ostseeraum als auch mit der Ruß verbunden war; aus der letzteren gelangten namentlich seit der zweiten Hälfte des 11. Jhs. viele Erzeugnisse nach Gercike.

N. A.

Die Popen der russischen Kaufmannskirche von Riga wurden von den Bischöfen bzw. Erzbischöfen von Polozk eingesetzt. Bei Neuernennungen richteten die Polozker Oberhirten Beglaubigungsschreiben an den Rigaer Rat, die u. a. über das Verhältnis zwischen der Rigaer Obrigkeit und den Popen manches Interessante enthalten. Deshalb sei die (mäßig anspruchsvolle) Interpretation solcher Schrift-



stücke erwähnt, die Boris Infant'ev bietet: *Die Urkunden der Polozker Bischöfe als Quellen über die orthodoxen Geistlichen in Riga im 15. und ersten Drittel des 16. Jahrhunderts* (Gramoty polockich Vladyk kak istočnik svedenij o pravoslavnych svjaščennikach v Rige na protjaženii XV i pervoj treti XVI vekov, in: *Pravoslavie v Latvii. Istoričeskie očerki* 4, Riga 2004, 7–24). N. A.

In dem Sammelband *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum*, Bd. III, hg. von Gisela Brandt (Stuttgart 2003, Verlag Hans-Dieter Heinz), sind im Ergebnis einer germanistischen Fachtagung in Riga 2002 über „Deutsche Sprache und Literatur im Ostseeraum“ drei für uns relevante Artikel erschienen. Die Nachwuchswissenschaftlerin Kristine Pavlovskā präsentiert in ihrem Aufsatz *Rigische Urkunden des 14. Jahrhunderts als Quelle variablenlinguistischer Untersuchungen* (15–24) die Ergebnisse ihrer Magisterarbeit, die sich als erste mit der Untersuchung der Einflüsse regionaler niederdeutscher Schriftsprachen auf die Urkundensprache Rigas im 14. Jh. beschäftigt. Unter Berücksichtigung kulturhistorischer Entwicklungen und des Einflusses der geographischen Lage der Stadt untersucht sie 26 handschriftliche Quellen im Hinblick auf ihre morphologische Variabilität und kommt zu dem Ergebnis, dass es sich bei der Rigaer Urkundensprache des 14. Jhs. um eine mittelniederdeutsche Mischsprache handelt, in der sich überwiegend westfälische, aber auch ostfälische und nordniederdeutsche Einflüsse widerspiegeln. Vf.in leistet mit ihrer Arbeit auch einen Beitrag für das Rostocker Großprojekt „Atlas frühmittelniederdeutscher Schreibsprachen“. Igor Koschkin untersucht in seinem Aufsatz *Zur traditionellen Formel gorōju i vodoju (zu Lande und zu Wasser) in den altrussischen Vertragsurkunden mit der Hanse* (S. 25–36) germanisch/mittelniederdeutsch-altrussische Entlehnungsprozesse. Am Beispiel der Formel gorōju i vodoju – to lande unde to watere stellt er anhand linguistischer und extralinguistischer Faktoren die Entlehnung aus dem Germanischen fest, die vermutlich auf den Kontakt mit der Hanse und damit auf den Einfluss des Mittelniederdeutschen als der offiziellen Schriftsprache des Hanseverbandes zurückgeht. Irmtraud Rösler widmet sich in ihrem Beitrag *Van Domines na Rige sudost / wol si istlick xvi m. Maritime Texte des Baltikums* (37–52) textlinguistischen Aspekten. Untersuchungsgegenstand sind nautische Texte und die Schifffahrt betreffende Rechtsaufzeichnungen des Baltikums. Vf.in kommt zu dem Ergebnis, dass in dem Kommunikationsbereich Schifffahrt vorwiegend die mittelniederdeutsche Sprache verwendet wurde und die Mitgliedschaft einiger baltischer Städte in der Hanse sich in der Textgestaltung widerspiegelt: Hansetagsbeschlüsse wurden eingearbeitet, Seerechtssammlungen wurden übernommen und adaptiert. Originäre Seerechtsbestimmungen des Baltikums richteten sich ausschließlich an die Küstenbewohner oder an die Bürger der Hansestädte der Region. C. Otto

*Die Feste in den Städten des mittelalterlichen Livland 1350–1550* (Pidustused keskaegse Liivimaa linnades 1350–1550, Tallinna Linnaarhiivi Toimetised, Nr. 7, Tallinn 2004, Eesti Keele Sihtasutus, 551 S., 11 Tab., Abb.) ist die Promotionschrift von Anu Mänd, angenommen von der Zentraleuropäischen Universität in Budapest. Das Buch besteht zumeist aus schon früher erschienenen Aufsätzen, gibt aber ein ziemlich repräsentatives Gesamtbild von der Festkultur der livländischen Städte. M. betrachtet und analysiert vorzüglich die kirchlichen Feste wie Weihnachten, Fasten u. a. in den städtischen Korporationen, ebenso die beliebten welt-

lichen Festlichkeiten der Stadtbürger wie Papageischießen und das Maigrafenfest. Damit werden aber nicht alle Feste, die in den livländischen Städten im Mittelalter gefeiert wurden, berücksichtigt; mit den Lebensetappen des Menschen verbundene Feste wie Hochzeiten oder Begräbnisse bleiben außerhalb des Blickfelds der Vf.in. Zugleich waren diese Feste ebenfalls eng mit den Korporationen verbunden, schon deshalb, weil in beiden Fällen im Gildehaus gefeiert wurde. Außerdem wurde wenigstens im 16. Jh. das Ausmaß eines Hochzeitsfestes oder einer Beerdigungsfeier davon abhängig gemacht, welcher Gilde die betreffende Person angehörte. M. aber beobachtet in ihrem Buch vor allem die genannten Feste, die am reichsten dokumentiert und bisher am besten untersucht sind, darunter auch Einritte der Ordensmeister in die Stadt. Die Dissertation ist hauptsächlich aufgrund der Quellen des Tallinner Stadtarchivs, des Lettischen Staatlichen Historischen Archivs und des Staatsarchivs der Freien und Hansestadt Hamburg verfasst. Wegen Quellenmangels werden hauptsächlich nur die obere Schicht der Stadtbewohner (Ratsherren, Kaufleute, auch Kaufgesellen), viel weniger Handwerker behandelt; die sogenannten Undeutschen werden kaum berücksichtigt. Vf.in demonstriert reiche Kenntnisse der Fachliteratur, wobei die livländische Festkultur immer mit der westlichen verglichen wird. Das Buch zeigt eindeutig, daß M. eine sorgfältige und vielseitige Historikerin ist, die gern auch ins Detail geht. Die Gründlichkeit ist für diese Arbeit unbedingt kennzeichnend. Zeugnisse davon sind auch verschiedene Diagramme und Tabellen sowie Illustrationen, die den Text ergänzen; im Anhang der Dissertation sind außerdem noch einige Quellen publiziert. *I. Jürjo*

In seinem Aufsatz *In Städten und auf Schlössern: die Musikanten, die Mobilität und die Musikkultur im mittelalterlichen Livland* (Linnades ja lossides: moosekan-did, mobiilus ja muusikakultuur keskaegsel Liivimaal, in: Tuna 2003, 1, 13–19, engl. Zusammenfassung) behandelt Juhan Kreem die Musiker in Livland. Er stellt fest, daß der mittelalterliche Musikant relativ mobil war und dadurch bedeutend zur kulturellen Kommunikation beitrug. Vf. betont die engen Beziehungen der livländischen Musiker mit denen in deutschen Städten. Die Musiker bewegten sich aber auch innerhalb Livlands: so konnte der Musikant des Revaler Rats sowohl bei der Hochzeit eines Stadtbürgers als auch zu einem Fest in einem Vasallenhaus aufspielen. Die städtischen Musiker hatten unter anderem die Pflicht, die Kriegstruppen auf Feldzügen zu begleiten. Wahrscheinlich kam es deshalb des öfteren vor, daß die Musiker des Revaler Rats sich weiter in den Dienst des Ordensmeisters begaben. *I. Jürjo*

*Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1540–1551). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten*, bearb. von Stefan Hartmann (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 54, Köln 2002, Böhlau LIII, 569 S.). Anschließend an einen 1999 erschienenen gleichartigen Band, der Quellen aus den Jahren 1534–1540 berücksichtigt hatte, bietet das vorliegende Werk Vollregesten der Korrespondenz Herzog Albrechts von Preußen und seiner Räte mit Erzbischof Wilhelm von Riga und weiteren Briefpartnern in Livland. Die dabei ausgewerteten Materialsammlungen, das Briefarchiv der preußischen Herzöge und die Ostpreußischen Folianten, werden im Geheimen Staatsarchiv preußischer Kulturbesitz in Berlin aufbewahrt. Inhaltlich stehen in den hier erfaßten Jahren die Bemühungen Wilhelms im Vordergrund, seine erzbischöflichen Rechte gegenüber dem evangelisch gewordenen Riga

durchzusetzen. Dabei ging es dem lutherisch gesonnenen Erzbischof, dessen bester Berater sein Bruder Albrecht war, nicht mehr um eine Rekatholisierung, sondern um seinen Anteil an der Stadtherrschaft und die Restitution von Gütern. Insgesamt war die Politik Wilhelms nur wenig erfolgreich. Im einzelnen ermöglicht das dichte Material des Bandes viele Einblicke in die inneren Verhältnisse in Livland, die livländisch-preußischen Beziehungen, das Verhältnis Livlands zum Reich und die um 1550 deutlicher hervortretenden Spannungen zu Rußland. Auskünfte über das Wirtschaftsleben fallen hier nicht einfach nur am Rande ab, sondern bilden einen recht beachtenswerten Themenbereich der vielschichtigen Korrespondenz. Wir erfahren manches über die livländische Eigenproduktion für den Export sowie über Verkehrsverhältnisse und Münzangelegenheiten, auch über den Handel mit Preußen und über die Zufuhr westeuropäischer Güter, letzteres etwa im Zusammenhang mit einer Teuerung infolge von Störungen der Sunddurchfuhr in den frühen 1540er Jahren. Hohe Anerkennung verdient der intensive Arbeitseinsatz des Bearbeiters, der im Interesse der Benutzer seinen Regesten auch einen umfangreichen tabellarischen Überblick über den Ereignisverlauf vorangestellt hat und am Schluß ein Register der Orts- und Personennamen bietet. N. A.

Im Sammelband *Entwicklungsperspektiven der Ostseeprovinzen im Schwedischen Großreich im 16.–17. Jahrhundert* (Läänemere provintside arenguperspektiivid Rootsi suurriigis 16./17. sajandil), hg. von Enn Küng (Eesti Ajalooarhiivi toimetus. Acta et commentationes Archivi Historici Estoniae 8 [15], Tartu 2002) sind auch zwei für die Hanseforschung relevante Beiträge veröffentlicht. Ivar Leimus untersucht *Die Münzpolitik in den schwedischen Besitzungen während der Regierungszeit des Hauses Wasa und Pfalz* (Rootsi asumaade mündipoliitika Vaasade ja Pfalzide valitsusajal, 157–167, dt. Zusammenfassung). Die Münzpolitik der schwedischen Regierung in ihren Besitzungen hatte viele Gesichter, die jeweils von unterschiedlichen politischen, geographischen und wirtschaftlichen Faktoren abhängig waren. So wurde Reval im Laufe der Zeit gezwungen, seinen Münzfuß und die bisherigen Nennwerte zu verändern. Das wirtschaftlich stärkere Riga dagegen konnte beim polnischen Münzsystem bleiben. Abgesehen von Estland überlebte fast überall das örtliche Münzsystem in seinen Grundzügen. Jedoch versuchte die schwedische Verwaltung durch ihre Münzprägung einige propagandistische Ziele zu erreichen. So tragen die Münzen aus den kurzlebigsten Münzprägestätten in Süddeutschland mehr schwedische Herrschaftssymbole als irgendwo anders. Nur in Novgorod wurde während der schwedischen Besetzung weiterhin im Namen der russischen Zaren geprägt. Der ausführliche Artikel von Enn Küng, *Die Einrichtung von Kurierpost und Personentransport in Est- und Livland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Kullerposti ja reisijateveo sisseseadmine Eestija Liivimaal 17. sajandi esimesel poolel, 205–239, dt. Zusammenfassung), gibt über die Organisation des Postwesens in Est- und Livland im zweiten Viertel des 17. Jhs. einen Überblick. Vf. zeigt, wie aus der bäuerlichen Vorspannverpflichtung zu kostenloser Beförderung von königlicher Post und Reisenden im Auftrage der Krone ein regelmäßiger Transport wurde und eine Postorganisation entstand, die die Provinzen untereinander und mit dem Mutterland verband. Im Jahre 1639 wurde die neue Postordnung für Livland und Ingermanland eingeführt. Sechs Jahre später ernannte man Jacob Becker zum Postdirektor des livländischen Generalgouvernements, was dem Vf. zufolge ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Schaffung eines einheitlichen Postsystems war. Schon am Ende der 1640er Jahre

war das Postsystem in Est- und Livland so weit entwickelt, daß die Verbindungen regelmäßig funktionierten. Die Verpflichtung zur Beförderung galt lange nur für staatliche oder königliche Post sowie Reisende mit königlichen Pässen, aber Schritt für Schritt wurden diese Begrenzungen aufgehoben. *I. Jürjo*

Tat'jana Berga, *Der Geldumlauf im östlichen Lettland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Deneznoe obrašćenie Vostočnoj Latvii v pervoj polovine 17 veka, in: Pieniądz i banki (tezauryzacja, obieg pieniężny, bankowość) – wspólnota dziejów – Białoruś – Litwa – Łotwa – Polska – Słowacja Ukraina, Warszawa 2002, 143–148), veröffentlicht einen 1985 im Gebiet von Krāslava freigelegten Schatz von 623 Münzen, die ihr Besitzer im Kriegsjahre 1625 verborgen hatte. Darin überwiegen litauische (332) und Rigaer (234) Gepräge, während solche aus polnischen, preußischen und reichsdeutschen Münzstätten stark zurückstehen. Eine ähnliche Zusammensetzung zeigen weißrussische Münzfunde. Da der untersuchte Schatzfund der einzige bisher in Lettgallen geborgene aus dem 17. Jh. ist, verdient er besonderes Interesse. *N. A.*

POLEN. Das Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften hat seiner seit 1953 ihm verbundenen Mitarbeiterin, der auch in Hansekreisen geschätzten Historikerin Maria Bogucka, zum 50jährigen Jubiläum ihrer Zugehörigkeit zum Institut (die Ehrung paßte auch zum 75. Geburtstag 2004) eine *Bibliographie der Arbeiten von Professorin Maria Bogucka aus den Jahren 1949–2003* dargebracht, bearbeitet von Andrzej Karpiński, Edward Opałiński und Tomasz Wiślicz (Bibliografia prac profesor Marii Boguckiej za lata 1949–2003, Warszawa 2004, Wydawnictwo Instytutu Historii PAN, 122 S.). Sie umfaßt 1154 Positionen; dazu gehören selbständige Veröffentlichungen, Aufsätze, Mitarbeit an Sammelwerken, aber auch zahlreiche Rezensionen. Maria Boguckas Hauptarbeitsgebiet ist die Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte der frühen Neuzeit, ein besonderer Schwerpunkt ist die Stadt Danzig, deren Geschichte B. unter den vielfältigsten Gesichtspunkten untersucht hat. Natürlich gehört auch ganz Polen zu ihrem Forschungsprogramm und – ausgehend von den Handelsverbindungen Danzigs – ebenso teilweise die Niederlande. In letzter Zeit widmet sich B. auch Themen zur Stellung der Frau in der Geschichte. Als Redakteurin der nur in westlichen Sprachen erscheinenden „Acta Poloniae Historica“ (seit 1978) trägt B. viel dazu bei, polnische Forschung im Ausland bekanntzumachen. Es ist ihr weitere Schaffenskraft zu wünschen! *H. W.*

Maria Bogucka, *Women and Credit Operations in Polish Towns in Early Modern Times (XVIth-XVIIth centuries)* (JEEH 32, 2003, 477–486), untersucht – vor dem Hintergrund der schlechten rechtlichen Stellung der Frau – die Beteiligung von Frauen an Geldgeschäften in Polen, insbesondere in Danzig, Warschau und Posen, zum Vergleich auch in der Provinzstadt Wojnicz. Abgesehen von ganz vereinzelt Fällen, in denen Frauen im internationalen Handel beteiligt waren, können Frauen nur im kleinen Einzelhandel, im Gastwirtsbetrieb, im Brauwesen und in der Kleinkreditvergabe nachgewiesen werden. Im Kreditwesen unterlagen die Frauen keinen Einschränkungen und beteiligten sich daher auf mittlerer und unterer Ebene. In Danzig waren in der ersten Hälfte des 17. Jhs. in diesem Bereich in beinahe drei Vierteln der Fälle Frauen die Kreditgeber, manche betrieben eine Pfandleihe. In dem kleineren Warschau war das Kreditgeschäft von Frauen einge-

schränkter, aber immerhin entfiel etwas mehr als die Hälfte der bekannten Kreditfälle auf Frauen als Kreditgeber. In Posen scheint das Kreditgeschäft von Frauen weniger entwickelt gewesen zu sein. In Wojnicz erscheinen Frauen in größerer Zahl als Schuldnerinnen denn als Geldgeberinnen. H. W.

Jerzy Rajman, *Krakau. Siedlungskomplex, Lokationsprozess, Bürger bis zum Jahre 1333* (Kraków, zespół osadniczy, proces lokacji, mieszczanie do roku 1333, Kraków 2004, Wydawnictwo Naukowe Akademii Pedagogicznej, 439 S., 8 Ktn., 7 Tab., dt. Zusammenfassung). Das vorliegende Buch liefert eine interessante Untersuchung über die Formung der Lokationsstadt im Zusammenhang mit der Entwicklung ihrer Umgebung: der Burg, der Vorstädte, der Dörfer und Vorstadtklöster. Der Gegenstand des Interesses des Vf. sind sowohl die räumliche Ausbreitung und Bewirtschaftung des Stadtraumes, als auch die soziale Struktur der Einwohner und die Sozialtopographie. R. benutzt in seiner Arbeit neben den schriftlichen Quellen auch die Ergebnisse architektonischer Untersuchungen und archäologischer Ausgrabungen. Der erste Teil des Buches ist der Entwicklung des frühmittelalterlichen Siedlungskomplexes gewidmet. Vf. beschäftigt sich mit den Anfängen der Siedlung auf dem späteren Burgberg Wawel im 9.–10. Jh. und liefert eine ausführliche Analyse der Sakraltopographie Krakaus im 11. und 12. Jh. Er hebt die Rolle der fürstlichen und kirchlichen Residenz auf dem Wawel und der Klöster in der Siedlungsentwicklung hervor. Die Ergebnisse der Untersuchung weisen auf eine verstreute Struktur des Krakauer Siedlungskomplexes, der im 11. und 12. Jh. aus ca. 115 Siedlungspunkten bestand. Im zweiten Teil erörtert R. die Entstehung der Lokationsstadt nach dem deutschen Recht und die Entwicklung der dörflichen Siedlung in ihrer Umgebung. Der Gegenstand der Untersuchung sind die erste Lokation in den 20er Jahren des 13. Jhs. und das Lokationsprivileg 1257, die räumliche Entwicklung und die Vermessung des Stadtplanes, vor 1257, wie auch Herkunft und berufliche Struktur der Einwohner. Im letzten Teil bietet Vf. auf Grund des ältesten Stadtbuches die sozialtopographische Untersuchung, die die Namen der Eigentümer der Grundstücke am Markt und an den einzelnen Straßen ebenso wie die ethnische und berufliche Zugehörigkeit der Bürger berücksichtigt. R. Cz.

WEISSRUSSLAND. Der bekannte weißrussische Archäologe Heorhi Štychau stellt in dem Buch *Alte Staaten auf dem Territorium von Weißrussland* (Staraŭžnyja dziaŭžavy na terytoryi Belarusi, Minsk 2002, 92 S.) kurz die Geschichte der mittelalterlichen Fürstentümer in Weißrußland im Zeitraum vom 10.–13. Jh. dar. Außer dem Polozker Land, das hier eine besondere Stellung einnimmt, beschreibt Vf. auch Turov, dann lenkt er seine Aufmerksamkeit auf Fürstentümer in den Stromgebieten von Sož und Nioman (Memel). Bedauerlicherweise stützt sich das Werk hauptsächlich auf die Veröffentlichungen der Sowjetzeit, ohne westliche Publikationen zu benutzen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß in methodologischer Hinsicht Vf. eine Verallgemeinerung der alten Einstellungen bietet. Von Interesse sind einige seiner Behauptungen. Vf. akzeptiert die Idee vom baltischen Substrat in der Ethnogenese der Weißrussen, die Stammesbünde der Kryvičy, Dregovičy und Radzimičy betrachtet er als Protovölkerschaften und gleichzeitig als Protostaatlichkeiten. Er besteht darauf, daß Polozk bereits vor dem Jahre 862 als staatliche Organisation existierte und seine Abhängigkeit vom Kiever Großfürsten „nicht lange und nicht fest“ gewesen sei (32). Bei einem Vergleich der Polozker Staatsform mit

der Großnovgoroder bemerkte Vf. nur, daß Polozk keinen „tysjackij“ hatte. Vf. betrachtet das Polozker Fürstentum als „die Wiege der weißrussischen Staatlichkeit“ (26).  
H. Sahanovič

Andrej Kotljarčuk, *Schweden in der weißrussischen Geschichte und Kultur* (Švedy u historyi i kultury belarusau, Minsk 2002, 296 S.), verfolgt die Geschichte der Beziehungen zwischen Schweden und Weißrussland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von besonderem Interesse ist das erste Kapitel „Die Wikingerzeit in Weißrussland: Ende des 9. – Anfang des 13. Jahrhunderts“, das vor allem auf Grund von archäologischen Quellen geschrieben wurde. Zum Auftreten der Wikinger in den Fürstentümern Polozk und Turov äußert Vf. die Meinung, daß die Beziehungen zwischen Skandinaviern und Einheimischen in den Hauptzügen friedlich waren. Dann wird die schwedische Einwirkung auf das Handwerk, das Recht und den Wortschatz untersucht und vom Vf. als „stark“ gewertet, was eine Übertreibung zu sein scheint. Zu bezweifeln ist auch, ob man das Material der Folklore für die Interpretation der Ereignisse des 9.–12. Jhs. nutzen kann.

H. Sahanovič

*Geschichte und Archäologie der Stadt Polozk und des Polozker Landes* (Historyja i archealohija Polacka i Polackaj ziamli [IV Mižnarodnaja kanferencyja: Polack, 23 – 24 kastryčnika 2002], Polack 2002, 328 S.). In diesem Band sind Vorträge der Teilnehmer der 4. Internationalen Polozker Konferenz vereinigt, von denen einige die Handels- und Regionalgeschichte betreffen. Iryna Haneckaja berichtet über die europäische und byzantinische Einfuhr nach Polozk im Mittelalter: *Der Import im Polozk des 10.–13. Jahrhunderts nach dem archäologischen Material* (Impart u Polacku X-XIII st. pa archealahičnych materyjalach, 50–58). Nach der Untersuchung aller archäologischen Quellen aus den Polozker Ausgrabungen kommt Vf.in zum Ergebnis, daß man aus Byzanz und dem Nahen Osten nach Polozk vor allem Schmuckwaren und Kunstwerke einfuhrte, während aus Mittel-, West- und Nordeuropa edle und schwarze Metalle als Rohstoff sowie Waffen und Arbeitswerkzeuge geliefert wurden. In der zweiten Hälfte des 13. Jhs. fand die byzantinische Einfuhr ein Ende, was Vf.in mit dem Verfall des Byzantinischen Reiches und mit der Tartareninvasion in Verbindung bringt. Gegenstände aus Europa wurden aber weiter importiert, und die Etablierung des Schwertbrüderordens an der Düna stellte laut Vf.in dafür kein Hindernis dar. Es kam vielmehr zu den ersten bekannten Handelsverträgen zwischen Polozk und Riga. Sergej Derno- vič informiert über die in Nordweißrußland gefundenen skandinavischen Gegenstände: *Die nordeuropäischen Altertümer der Wikingerepoche aus dem Polozker und Vitebsker Dünagebiet* (Severoevropejskije drevnosti epochi vikingov s territorii Polocko-Vitebskogo Podvinja, 80–87). Am bedeutendsten findet Vf. die Waffensammlung, darunter ein Schwert (Ende 9. – Anfang 11. Jh.) mit der Inschrift ULFBERHT auf der Klinge, eine Lanzenspitze, einige lanzettförmige Pfeilspitzen (Ende 10.–Anfang 11. Jh.) und Geräte der Reiterausrüstung. Großes Interesse rufen auch skandinavische Schmuckwaren (goldene Kriegerarmbänder) und Münzen hervor. Vf. beschränkt sich auf die empirische Beschreibung der archäologischen Funde und zieht leider keine wesentlichen Schlußfolgerungen. Oleg Iov beschreibt einen vor kurzem in Ostweißrußland gefundenen Schatz: *Der Wikingerschatz aus der Aue von Berezina* (Klad vikinga iz pojmy Bereziny, 138–142). Der Fund besteht aus einem Schwert (Typ „H“ nach der Klassifikation von J. Peter-



son), einer silbernen Griwna, 10 Gewichten und 256 arabischen Dirham. Nach den Münzen wird der Fund auf 890/892 datiert. Im Beitrag von Henadz Sahanovič, *Die Ruthenen in den Augen der Westchristen im 13. und 14. Jahrhundert (nach den livländischen Chroniken)* (Rusiny ŭ vačach zachodnich chrystcijan XIII-XIV st. [pavodle inflanckich chronik], 228–233), wird das Problem der Stereotypen in multiethnischen und multikonfessionellen Regionen berührt. Auf Grund der livländischen Chroniken (vor allem werden die Chronik Heinrichs, sodann die „Livländische Chronik“ Hermanns von Wartberge und die „Livländische Reimchronik“ untersucht) befaßt sich Vf. mit dem Bild der deutschen Chronisten von den Ruthenen. Im Unterschied zur gegenwärtigen weißrussischen Geschichtsschreibung, auf die gewiß die russische Historiographie eingewirkt hat, findet Vf. das Bild von den Ruthenen in deutschen Chroniken eher ambivalent als eindeutig negativ. In der Chronik Heinrichs gelten die Polozker Ruthenen als Fremde, sie werden aber als Christen betrachtet, wenn auch als andere. Im Vergleich zu Liven, Letten oder Litauern, deren Fremdheit, Wildheit und Absonderlichkeit vielfach hervorgehoben wird, ist das Fremdbild von den Ruthenen nicht so negativ. Wie Vf. glaubt, verbreitete sich das scharf ausgeprägte negative Stereotyp von den Ruthenen (Schismatikern) erst seit dem Ende des 14. Jhs., wobei der Kampf des Deutschen Ordens gegen das Großfürstentum Litauen eine wesentliche Rolle spielte. Henadz Siemiančuk widmet sich dem Thema der Konkurrenz zwischen Polozk und Kiev: *Polozk und Kiev in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts: die Besonderheit der politischen Beziehungen* (Polack i Kijeŭ u druhoj palovie 11 st.: specyfika palityčnych adnosin, 241–261). Ausgehend von der These von Simon Franklin und Jonathan Shepard (*The emergence of Ruś, 750–1200*), daß es in der Kiever Ruś noch keine politische Kultur gab, versucht er, diese Beziehungen „von den Positionen der Bevölkerung des Polozker Fürstentums, nicht aber der Kiever Chronisten oder der sowjetischen Historiographie her“ zu prüfen. In strenger Polemik gegen die ehemalige „kievzentristische“ Geschichtsschreibung bietet Vf. eine patriotische Betrachtung der Konflikte zwischen Polozk und Kiev. Seiner Meinung nach wurde das Polozker Fürstentum schon in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. (d. h. unter dem Fürsten Usiaslau) zu einem „selbständigen mittelalterlichen Staat“, der eine unabhängige Politik treiben konnte, und der Polozker Fürst habe am Fürstentag von Ljubeč 1097 nicht teilgenommen, weil er daran kein Interesse hatte. Mit den Argumenten der Gegenseite beschäftigt sich Vf. aber nicht viel. Im Beitrag kann man leider solche von einer objektiven Interpretation entfernten Ausdrücke treffen wie „imperialistische Ideologie“ oder „Okkupationsmacht“ von Kiev usw.

H. Sahanovič

Maksim Makaraŭ, *Das Stadtrecht von Vitebsk* (Vicebskaje mejskaje prava, in: *Histryčny almanach*, T. 8, Hrodna 2003, 56–64), stellt fest, daß die Stadt Vitebsk, die das Magdeburger Recht erst im Jahre 1597 erhielt, längere Zeit das heimische System des Stadtrechts benutzte. Vf. findet eine Widerspiegelung von Normen und Praktiken dieses Systems in den Handfesten für Suraž (1570) und Ula (1577), die ihr Stadtrecht nach dem Vorbild von Vitebsk bekamen. Da das Stadtrecht von Vitebsk aus dem Landrecht hervorgegangen ist und sich von ihm nur unwesentlich unterschied, nutzten die Vitebsker Bürger das Ritterrecht. In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. waren alle Bürger sowohl von Vitebsk als auch von Suraž und Ula zum Wehrdienst zu Pferde verpflichtet. Die Erweiterung der Rechte und Pflichten des Landrechts auf diese Bürger versetzte sie in eine rechtlich vorteilhaftere Si-



tuation im Vergleich zu der des Bürgertums, das in den Städten nach dem Magdeburger Recht lebte, behauptet Vf. H. Sahanovič

Im Aufsatz *Tannenberg in der weißrussischen Historiographie* (Hrunvald u bie-laruskaj historyjahrafi, in: *Belarusian Historical Review*, Vol. 9, Minsk 2002, 152–168) bietet Henadz Sahanovič eine kritische Übersicht über die weißrussischen Veröffentlichungen aus den beiden letzten Jahrzehnten, die der Schlacht bei Tannenberg gewidmet sind. Da in Weißrußland bis jetzt keine umfassende Monographie über diese Schlacht erschien, werden hier sowohl verschiedene Aufsätze als auch Handbücher der Geschichte und enzyklopädische Ausgaben analysiert. Als Ergebnis kommt Vf. zu der Ansicht, daß sogar die akademische Geschichtsschreibung sich mit der Popularisierung der „heldenmütigen Vergangenheit“ beschäftigte. In diesem Zusammenhang ist es zu bedauern, daß die letzten Darstellungen der Schlacht bei Tannenberg noch stärker durch nationalpatriotisches Pathos gekennzeichnet sind als die Veröffentlichungen der Sowjetzeit.

(Selbstanzeige)

Im Mittelpunkt des Beitrags von Andrej Januškevič *Der Krieg und die Gesellschaft: das Verhältnis der Bevölkerung des nordöstlichen Grenzgebiets des Großfürstentums Litauen zur Politik der Macht im Zeitraum des Livländischen Krieges 1558–1579* (Vajna i hramadstva: adnosiny naselnictva Paŭnočna-Ŭschod-niaha Pamiežža VKL da palityki dziaŭžaŭnaj ulady ũ peryjad Inflanckaj vajny 1558–1579, in: *Castrum, urbs et bellum. Zbornik navukovyh prac*, Baranavičy 2002, 415–421) steht die Frage, wie die Bevölkerung von Polozk und des Polozker Landes sich zur Moskauer Macht nach der Eroberung von Polozk durch Ivan den Schrecklichen verhielt (1563). Vf. macht deutlich, daß die These von der Befreiungsmission der Moskauer Truppen in Weißrußland, die in der sowjetischen Historiographie sehr verbreitet war, völlig falsch ist. Die Polozker Adligen und Bürger standen unter ununterbrochener Kontrolle der neuen Mächte. Es war für sie verboten, die Polozker Burg zu betreten und Waffen bei sich zu haben. Gegen illoyale Ortsbewohner wurden repressive Maßnahmen und Deportation nach Moskau angewandt. Viele Polozker Bauern trieben Spionage für den Hetman des Großfürstentums Litauen. Dagegen kann man eine Zuneigung der hiesigen Bevölkerung zur Moskauer Macht nur in einzelnen Fällen feststellen. H. Sahanovič

Alaksandr Kušniarevič befaßt sich mit der Einwirkung der deutschen gotischen Baukunst auf die Architektur des Großfürstentums Litauen: *Zum Problem der Einflüsse der deutschen Gotik auf die Architektur in Weißrußland und Litauen* (Da problemy ũplyvaŭ niemieckaj hotyki na architekturu Belarusi i Litvy, in: *Castrum, urbs et bellum. Zbornik navukovyh prac*, Baranavičy 2002, 253–262). Thema des Aufsatzes ist, daß die deutsche Gotik auf die Baukunst im Großfürstentum Litauen nicht nur über Polen Einfluß ausübte, sondern auch direkt von deutschen Ländern und Böhmen her, wobei zu Haupttoren dieser Wirkung die Hansestädte und die baltischen Ordensbesitzungen wurden. Vf. ist bestrebt, am Beispiel der Burgen in Krevo und Lida zu zeigen, daß in diesem Prozeß auch die litauisch-weißrussische Seite aktiv war: nach dem Vorbild der deutschen Ordensburgen im 14. Jh. erbaut, wurden diese Burgen bedeutend verändert und den örtlichen Besonderheiten und Bedürfnissen angepaßt. Mehrere Thesen K.s sind zu hypothetisch und einige scheinen fatalerweise falsch zu sein. Ohne jegliche Be-

weise behauptet er z. B., daß deutsche Kaufleute schon in der ersten Hälfte des 13. Jhs. eine katholische Kirche in Polozk erbauten und daß die Übersiedlung vieler Ruthenen nach Preußen im 14. Jh. das Eindringen der Gotik nach Weißrußland förderte.

H. Sahanovič

UKRAINE. Im Zentrum der Dissertation von Heidemarie Petersen *Juden-gemeinde und Stadtgemeinde in Polen. Lemberg 1356–1581* (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 61, Wiesbaden 2003, Harrassowitz, 161 S.) steht die noch wenig erforschte Handelsstadt Lemberg. Obwohl diese nicht zur Hanse gehörte, spielte sie im Rahmen der hansischen Südostverbindungen eine wichtige Rolle. Ihre geographische Lage im „Grenzgebiet“ (37) zwischen Ost und West machte sie zum „Zentrum eines lebhaften Transithandels zwischen [...] der Ostsee und dem Schwarzen Meer“ (Zitat Władysław Abraham, 37) und zugleich zu einem „Umschlagplatz für orientalische Waren“ (44). Von besonderem Interesse sind vor allem zwei Kapitel: der allgemeine Teil über die Geschichte Lembergs sowie der Überblick über die städtische Judenpolitik. Vf.in behandelt hier in erster Linie sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, so z. B. die ethnische und religiöse Zusammensetzung der Bevölkerung, die jüdischen Handelsaktivitäten sowie die Bemühungen des Lemberger Rates zu deren Regulierung. Mit ihrer Studie leistet P. daher nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Lemberger Stadtgeschichte bzw. der jüdischen Geschichte in Polen, sondern auch zu einer Erweiterung des hansischen Blickwinkels.

A. Zeller

RUSSLAND. V[alerij] B[orisovič] Perchavko, *Die ersten Kaufleute Russlands* (Pervye kupcy rossijskie, Moskau 2004, Russkoe slovo, 559 S., zahlreiche Abb.). Anders als der Titel erwarten lässt, wird die Geschichte der Kaufmannschaft Russlands in diesem Werk von den Anfängen im 9.–10. Jh. bis ins 18. Jh. hinein behandelt. Die Darstellung bietet vorwiegend „kollektive Portraits“ der in den verschiedenen Epochen und Handelsrichtungen tätigen Kaufleute, doch treten auch bestimmte Familien und Einzelpersonlichkeiten deutlich in das Blickfeld, unter letzteren beispielsweise der Tverer Indienfahrer Afanasij Nikitin (15. Jh.) oder der Pleskauer Aufsteiger Sergej Pogankin (17. Jh.). Außer der wirtschaftlichen Aktivität der Kaufleute wird auch ihre Rolle im politischen und kulturellen Leben Russlands behandelt. An verschiedenen Stellen gelangen die hansisch-russischen Beziehungen in das Blickfeld, daneben finden wir auch die seit der zweiten Hälfte des 16. Jhs. in Russland lebenden livländischen und sonstigen ausländischen Kaufleute besonders berücksichtigt. P. ist uns als Autor von handelsgeschichtlichen Spezialuntersuchungen bekannt, und dem entspricht, dass die vorliegende populärwissenschaftliche Darstellung informativ, anregend und zuverlässig ist. In den laufenden Text sind oft Belege eingefügt, und am Ende des Buches werden zahlreiche terminologische Erläuterungen sowie ein umfassendes Verzeichnis russischsprachiger Publikationen geboten.

N. A.

Gehaltvoll ist die Festschrift *Osteuropa im Mittelalter. Zum 80. Geburtstag von Valentin Vasil'evič Sedov* (Vostočnaja Evropa v Srednevekov'e. K 80-letiju Valentina Vasil'eviča Sedova, Moskau 2004, Nauka, 352 S.). B. N. Florja, *Die Kaufmannsorganisation im mittelalterlichen Pleskau und das Pleskauer Bojarentum* (52–56), weist nach, dass die Pleskauer Kaufmannschaft in ähnlicher Weise unter der Vormundschaft der Bojaren stand wie diejenige Novgorods; so war der

„Älteste“ der Kaufmannschaft ein Bojar, und die Sophien-Kirche der Pleskauer Kaufleute wurde „auf Befehl“ von bojarischen Amtsträgern errichtet. V. L. Janin, *Novgorod und Venedig (über die Darstellung auf den Novgoroder Münzen)* (64–69), denkt über die prinzipielle Identität des Bildes der Novgoroder Münzen mit dem venezianischen Münzbild, das den hl. Markus und den vor ihm knienden Dogen zeigt, nach. Im Falle der Münze des freien Novgorod waren nach J. die hl. Sophie und der Posadnik als höchster weltlicher Amtsträger gemeint. Dem Vf. kommt es auf eine „Bekanntheit der Novgoroder mit Venedig“ an, doch ist dem hinzuzufügen, dass auch hier die Hanse eine vermittelnde Rolle gespielt haben wird. E. A. Rybina spricht über *Hölzerne Rahmen von Glasspiegeln aus den Grabungen in Novgorod* (324–328). Sie setzt damit differenzierend ihre Untersuchungen zu den Einfassungen der in Novgorod, Pleskau und Moskau gefundenen importierten mittelalterlichen Spiegel fort. A. Caune präsentiert seine wohlbe-gründeten Auffassungen von den Anfängen Rigas: *Archäologische Zeugnisse für die Rekonstruktion der Bebauung Rigas im 12.–13. Jahrhundert* (342–349). Be-stätigt wird hier, dass erst seit Ende des 12. Jhs. auf dem von Liven besiedelten Gebiet des zukünftigen Riga eine Stätte des Handels entstand. N. A.

Eine stadtdgeschichtliche Reihe ohne Bandzählung bilden die russischsprachigen Tagungsbände mit dem Titel *Haupt- und periphere Städte der Ruß und Russlands im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. 11.–18. Jahrhundert*, deren neuester den Untertitel *Probleme der Kultur und des kulturellen Erbes* trägt (Stoličnye i periferijnye goroda Rusi i Rossii v srednie veka i rannee novoe vremja. XI–XVIII vv. Problemy kul'tury i kul'turnogo nasledija, Moskau 2003, Drevnechranilišče, 349 S.). E. A. Rybina behandelt hier *Skandinavische Gegenstände aus den Novgoroder Ausgrabungen*, die nach ihrer Darstellung wenig zahlreich sind und keinen Hinweis auf die Anwesenheit von Skandinaviern im frühen Novgorod bieten (58–63). A. L. Choroškevič, *Die Kultur des Außenhandels nach dem Wörterbuch von Tönnies Fonne* (169–180), verdeutlicht den Wert der hansischen Russischlehrbücher für die Untersuchung des Charakters, der Bräuche und der Zere-monien des deutsch-russischen Handelsverkehrs. V. B. Perchavko spricht über *Die Kaufmannschaft und die Kultur der russischen Stadt im 17. Jahrhundert* (181–191). Dabei weist er u. a. auf die Bautätigkeit von Kaufleuten und die Spiegelung ihrer Welt in der Literatur hin. Im 17. Jh. war die Bedeutung der kauf-männischen Oberschicht für die städtische Kultur nach P. größer als die des Adels. A. I. Razdorskij mustert Tuchsorten und Kleidung, die in den Zollbüchern von Kursk aus dem 17. Jh. genannt sind, wozu „Hamburger“ Tuch und „Kölner“ Baumwolle gehören (219–228). Außerdem behandelt V. A. Kovrigina, *Die ausländische Bevölkerung Moskaus im späten 17. und ersten Viertel des 18. Jahr-hunderts: Besonderheiten ihrer Lebensweise* (238–248). Hier erfahren wir man-ches über die Rezeption russischer Traditionen durch die Ausländer, und anderer-seits wird deutlich, warum der junge Zar Peter I. und seine Zeitgenossen die Deutsche Vorstadt von Moskau als Verkörperung des Westens erlebten. N. A.

Wer waren die Waräger? Diese Jahrhunderte alte Frage beantwortet Vjačeslav Vasil'evič Fomin in seinem an prominenter Stelle veröffentlichten historio-graphischen Artikel eindeutig zugunsten der slavischen Variante: *Die südbaltische Herkunft der warägischen Ruß* (Južnobaltijskoe proischoždenie varjažskoj Rusi, VIst. 2004, 8, 149–162). Geschickt pickt sich F. seine Argumente aus der Debatte

heraus, von Herberstein und Leibniz bis hin zu zeitgenössischen (russischen) Autoren, um die „tendenziöse“ (154), weil der schwedischen Großmachtpropaganda des 17. Jhs. entstammende „Normannenthese“ ad absurdum zu führen: Nicht Skandinavier hätten im 9. Jh. den altrussischen Staat begründet, sondern Slaven, die aus der Region zwischen der Travemündung und Rügen nach Osten gezogen seien. Mit besonderer Vorliebe zitiert F. dabei als Kronzeugen solche Autoren, die er als „Normannisten“ bezeichnet; deren methodische Skepsis den jeweils eigenen Überzeugungen gegenüber ficht F. jedoch nicht an: Seine Schlussfolgerungen tragen natürlich „gesetzmäßigen“ Charakter. K. Brüggemann

Unter dem Titel *Staraja Ladoga. Die alte Hauptstadt der Ruß* erschien der Katalog einer Ausstellung der St. Petersburger Eremitage, die dem aufgrund eines dendrochronologischen Datums gefeierten 1250-jährigen Jubiläum von Ladoga gewidmet war (*Staraja Ladoga. Drevnjaja stolica Rusi. Katalog vystavki*, hg. von B. S. Korotkevič, St. Petersburg 2003, Izd-vo Gosudarstvennogo Ėrmitaža, 190 S., Abb.). Er enthält Beiträge zur Archäologie, Geschichte und Forschungsgeschichte Staraja Ladogas. Der Katalog bietet u. a. kleine Schwarz-Weiß-Fotos der archäologischen Befunde, die vom Handwerk, Wasserverkehr und Handel Kunde geben. Eine siebenseitige Bibliographie beschließt den Band. A. Selart

Über das System der Gotenhöfe im Novgoroder Land im 12. und 13. Jahrhundert legt D. G. Chrustalev eine präzise Untersuchung vor (*O sisteme Gotskich dvorov v Novgorodskoj zemle v XII-XIII vv.*, in: *Novgorod i Novgorodskaja zemlja. Istorija i archeologija* 18, Velikij Novgorod 2004, 312–321). Ausgangspunkt ist die quellenmäßige Bezeugung zweier Handelsniederlassungen der Gotländer in Novgorod in der ersten Hälfte des 13. Jhs. Dem Vf. zufolge stand der ältere der beiden Höfe, der Anfang des 12. Jhs. errichtet worden war, auf dem Novgoroder Marktplatz. Nachdem die Gotländer an der uns bekannten Stelle südlich des Jaroslav-Hofes eine neue, größere Niederlassung gegründet hatten, verkauften sie um die Mitte des 13. Jhs. den alten Hof. Im 13. Jh. besaßen sie außerdem in Ladoga einen Hof mit einer St. Nikolaikirche. N. A.

V. L. Janin, A. A. Zaliznjak, A. A. Gippius veröffentlichen neu gefundene *Novgoroder Schriftstücke auf Birkenrinde* (*Aus den Grabungen von 1997–2000*), dies als Bd. 11 der gesamten Publikationsreihe (*Novgorodskie gramoty na bereste. [Iz raskopok 1997–2000 gg.]*, Tom XI, Moskau 2004, Russkie slovari, 288 S., zahlreiche Abb.). Geboten werden hier neben Novgoroder Birkenrindentexten auch solche aus Staraja Russa und Toržok, ferner alle bekannten Aufschriften auf Zylindern von Tributeinnehmern sowie Untersuchungen zum Birkenrindenschrifttum und zu altrussischen Inschriften. In den Novgoroder Birkenrindentexten geht es wieder sehr oft um Zahlungen, aber selten um Fernhandelskontakte. Besonders interessant ist jedoch das Schriftstück Nr. 776 aus der Mitte des 12. Jhs., nach welchem Musta, ein Angehöriger des handelstüchtigen Livenvolkes, von Pleskau aus operierte und mit Novgorodern in Geschäftsbeziehungen stand. N. A.

Stefan Rohdewald veröffentlichte den Aufsatz „*i stvorista mir*“. *Friede als Kommunikationselement in der Ruß (10.–12. Jahrhundert) und im spätmittelalterlichen Novgorod* (in: *Wege der Kommunikation in der Geschichte Osteuropas*, hg.

von Nada Boškovička u. a., Köln 2002, Böhlau, 147–172). Am Beispiel Novgorods wird hier die Adaption des westlichen Konzepts des „Friedens“ als der dauerhaften Abwesenheit von Gewalt in der Ruß behandelt. Der abstrakte Rechtsfrieden wurde spätestens seit dem 12. Jh. in den Verträgen Novgorods mit der westlichen Kaufmannschaft akzeptiert und wegen deren Einfluss seit dem 13. Jh. in der Kommunikation zwischen der Stadt und ihrem Fürsten schrittweise angenommen; in der innerstädtischen Kommunikation und im inneren Konfliktmanagement wurde die Friedensidee dagegen nicht verwendet. *A. Selart*

A. V. Petrov zeichnet in seiner Monographie *Vom Heidentum zur Heiligen Ruß. Die Novgoroder Fehden: zur Erforschung der altrussischen Večeorordnung* (Ot jazyčestva k svjatoj Rusi. Novgorodskie usobicy: k izučeniju drevnerusskogo večevogo uklada, St. Petersburg 2003, 351 S., zahlreiche Abb.) die Geschichte der Novgoroder Staatlichkeit nach. Ausgehend von der These, dass die Fehden in Novgorod dessen innere Organisation offen legen, beschreibt Vf. in sieben Kapiteln die politische und kulturgeschichtliche Entwicklung Novgorods und seiner gesellschaftspolitischen Konflikte vom 11.–15. Jh. Dabei wendet er sich bewusst von der sowjetischen Historiographie mit ihrer Feudalismus- und Klassenkampf-betrachtungsweise ab und stellt den demokratischen Charakter der Večegesellschaft in den Vordergrund. Aufgrund seiner Analyse der Chroniken und des Urkundenmaterials kommt Vf. zu dem Schluss, dass das mittelalterliche Novgorod föderativen Charakter besaß. Dieser spiegelt sich seiner Meinung nach in den Auseinandersetzungen der Seiten (storony) wider, die ab dem ausgehenden 12. Jh. durch Konflikte der Enden (koncy) ergänzt wurden. Im 13. Jh. konsolidierte sich die Republik, erst dann beginne eine soziale Differenzierung der Novgoroder. Vf. schließt sich der verbreiteten Meinung an, dass das altrussische Veče ein Beleg für die Verwirklichung und Tradition von Volksherrschaft sei. Er schafft damit einen aktuellen Bezug und wendet sich gegen die verbreitete Annahme, Russlands Geschichte sei eine Geschichte der Unterordnung ohne Demokratiefähigkeit. *C. Otto*

Einen Beitrag zur Frage des Novgoroder Einflusses in der Kunst Gotlands bietet Ė. A. Gordienko: *Novgorod und Gotland. Die Kirchen von Källunge und Gardar im System der russischen, byzantinischen und westlichen Monumentalmalerei* (Novgorod i Gotland. Cerkvi Këllungi i Gardy v sisteme russkoj, vizantijskoj i zapadnoevropejskoj monumental'noj živopisi, in: Vizantijskij vremennik 62 [2003], 151–169). Die untersuchten Beziehungen auf dem Gebiet der Malerei wurden nach G. durch den Novgoroder Handelsvertrag mit den Gotländern und Deutschen von 1191/92 begünstigt. *N. A.*

*Die Geschichte Russlands im 16. und 17. Jahrhundert aus der Perspektive seiner Regionen*, hg. von Andreas Kappeler (Forschungen zur Osteuropäischen Geschichte, Bd. 63, Wiesbaden 2004, Harrassowitz, 430 S.), birgt zwei aus hansischer Sicht beachtenswerte Aufsätze: Frank Kämpfer, „Moskowiterpest“ (Moskovskij mor): Woher hat Herberstein diesen Terminus? (159–166), erwägt die Möglichkeit, dass Herberstein auf einer seiner beiden Russlandreisen von Novgorodern oder deutschen Kaufleuten die beleidigende Bezeichnung, deren Ursprung K. vor allem im Zusammenstoß der westlichen mit den orientalischen Traditionssystemen des Handels sieht, kennengelernt hat. Allerdings setzte sich die Bezeichnung „Moskowiter“ – gegenüber der älteren „Rutheni“ – in dieser Zeit

gerade erst durch, und „pestis moscovitica“ als ein sehr spezieller Begriff sei zur Zeit der Reisen Herbersteins wahrscheinlich noch nicht etabliert gewesen, so dass Vf. annimmt, dass Herberstein den Terminus erst während der späten Redaktionsarbeit an seinem Rußlandbuch hinzufügte. – Andreas Kappeler, „*Quis potest contra Deum et magnam Neugardiam?*“ *Novgorod und sein Verhältnis zum Moskauer Zentrum im Lichte von Ausländerberichten des 16. und 17. Jahrhunderts* (167–184). Im ersten Jh. unter Moskauer Herrschaft bewahrten die Novgoroder – trotz der Deportation der regionalen Elite – in der Erinnerung an die republikanischen Traditionen und die vergangene Größe als unabhängige Handelsstadt ein Sonderbewusstsein, das immer wieder zu Gerüchten über separatistische Bestrebungen führte. Nach dem Feldzug Ivans IV. 1570 existierte es geschwächt weiter bis zum Ende der Phase der schwedischen Herrschaft 1617. Weitergehende Aussagen würde erst eine umfassende Analyse russischer Quellen ermöglichen, die Vf. als Desiderat der Forschung benennt. Im Zusammenhang mit seinen Quellen weist K. auf den Hamburger Theologen und Politiker Albert Krantz (1448–1517) hin, der Anfang des 16. Jhs. den ersten ausführlicheren Bericht eines Ausländers über Novgorod nach dessen Annexion verfasste, der in der Forschung bisher kaum beachtet worden sei.

J. Henning

Aleksej Valentinovič Valerov publiziert die Untersuchung *Novgorod und Pleskau. Beiträge zur politischen Geschichte der nordwestlichen Ruß im 11.–14. Jahrhundert* (Novgorod i Pskov. Očerki političeskoj istorii Severo-Zapadnoj Rusi XI-XIV vekov, St. Petersburg 2004, Aletejja, 315 S.). Es wird ein gründlicher Überblick der Entstehungsgeschichte der Pleskauer Chronistik gegeben, dem die eigentliche Darstellung folgt, die teils aber den Eindruck erweckt, als ob es sich hier um eine eher scholastische Erwägung der in der Geschichtsforschung schon vorhandenen Meinungen handle. Die nichtrussische Forschungsliteratur wird dabei fast nicht berücksichtigt. Wichtig ist, dass Vf. Pleskau seit den 1130er Jahren nicht als Beistadt (prigorod) Novgorods betrachtet, sondern über Pleskau als politisch selbständigen Akteur im 12.–14. Jahrhundert spricht.

A. Selart

S. M. Kaštanov, *Die Institutionen der Staatsmacht Groß-Novgorods und Pleskaus im Lichte der mittelalterlichen deutschen Terminologie (vorläufige Bemerkungen)* (Instituty gosudarstvennoj vlasti Velikogo Novgoroda i Pskova v svete nemeckoj srednevekovoj terminologii [predvaritel'nye zametki], in: Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2001 god, Moskau 2003, 297–319). Vf. vergleicht die Terminologie livländisch-russischer Verträge, von denen deutsch- und russischsprachige Fassungen erhalten sind. Wichtig ist, dass die russischen politischen Termini in den deutschen Texten in der Regel nicht transkribiert, sondern durch analoge deutsche Wörter ersetzt sind. So wurden für den „posadnik“, den höchsten zivilen Amtsträger Novgorods, die deutschen Ausdrücke „borchgreve“ und später „borgermester“ verwandt. Mit feinen Differenzierungen beleuchtet K. die sprachlichen Befunde und achtet dabei auf den Wandel bei den Bezeichnungen russischer Machttträger.

N. A.

Vladimir Anatol'evič Arakčeev publizierte das kleinformatige Buch *Das Pleskauer Land im 15.–17. Jahrhundert. Gesellschaft und Staat* (Pskovskij kraj v XV-XVII vekach. Obščestvo i gosudarstvo, St. Petersburg 2003, Russko-Baltijskij informacionnyj centr BLIC, 384 S., Abb., Ktn.). Es bietet Skizzen vor allem zur

Sozial-, Alltags- und Verwaltungsgeschichte. Es sei hier z. B. die Darstellung des Ausländerhasses im 17. Jh. erwähnt. Der gleiche Text mit kleineren Ergänzungen und Veränderungen ist auch erschienen unter dem Titel *Das mittelalterliche Pleskau: Herrschaft, Gesellschaft, Alltagsleben im 15.–17. Jahrhundert* (Srednevekovyj Pskov: vlast', obščestvo, povsednevnaia žizn' v XV-XVII vekach, Pskov 2004, Pskovskaja oblastnaja tipografija, 360 S., Abb., Ktn.). A. Selart

*Einige Brustkreuz-Varianten aus dem mittelalterlichen Pleskau* untersucht Ju. V. Kolpakova (Nekotorye raznovidnosti natel'nych krestov srednevekovogo Pskova, RossArch. 2005, 1, 143–148). Handelsgeschichtlich interessant ist, dass ein emailliertes Kreuz wahrscheinlich in vordeutscher Zeit aus Daugmale am Unterlauf der Düna nach Pleskau gelangt ist. Für in Pleskau hergestellte Bernsteinkreuze wurde die Zufuhr des Rohstoffs aus dem Baltikum anders als im Falle Novgorods im 13. Jh. durch keine politischen Ereignisse unterbrochen, vielmehr nimmt die Zahl solcher Kreuze in den Fundschichten des 12.–14. Jhs. ständig zu. N. A.

A. L. Choroškevič publiziert und erläutert *Russische Urkunden aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (Aufgrund der Quellen des Rigaer Stadtarchivs) (Russkie gramoty XV – pervoj poloviny XVI vv. [Po materialam Rižskogo gorodskogo archiva], in: Metamorfozy istorii. Al'manach, Vypusk 3, Pskov 2003, 25–37). Dabei wird die herausragende Rolle der Pleskauer Kaufleute im Riga der Zeit um 1500 erkennbar. Eine besondere Gruppe bildeten darunter die Kaufleute Moskauer Herkunft, die nach der Einverleibung Pleskaus durch den Moskauer Großfürsten Vasilij III. (1510) dorthin umgesiedelt worden waren und dann bald an der Handelsfahrt nach Riga teilnahmen. Zwei abgedruckte Bürgerschaftserklärungen von 1486/1501 und 1517 lassen erkennen, dass die aus Moskau stammenden Kaufleute im Gegensatz zu den alteingesessenen Pleskauern nur zum Teil über individuelle Siegel verfügten und dass sich nur die alten Pleskauer vertrauensvoll gegenüber dem Popen der Rigaer orthodoxen Kaufmannskirche verhielten, der bekanntlich von Polozk ernannt wurde, d. h. aus dem von Moskau bekämpften Großfürstentum Litauen. N. A.

A. L. Choroškevič, *Handelskredit und Bürgschaft im Wörter- und Gesprächsbuch von Tönnies Fonne* (Torgovyj dolg i poruka v slovare-razgovornike Tennisa Fenne, in: Rossijskoe gosudarstvo v XIV-XVII vv. Sbornik statej, posvjaščennyj 75-letiju so dnja roždenija Ju. G. Alekseeva, St. Petersburg 2002, 173–180), beleuchtet die im Gesprächsbuch enthaltenen Hinweise auf kurz- und langfristige Kredite, die von deutscher und russischer Seite gewährt wurden. Die Handelspartner fixierten die entsprechenden Zahlungsvereinbarungen in Schriftstücken, für die bei Fonne die Bezeichnungen russisch „kabala“ bzw. deutsch „Handschrift“ anzutreffen sind. N. A.

In der vormongolischen Zeit ist aus „Westeuropa“ farbiges Fensterglas in die Nordöstliche Ruß vermittelt worden, neben solchem aus byzantinischen Werkstätten. So lautet das Untersuchungsergebnis von A. V. Ljadova, *Fragmente von farbigem Fensterglas aus den Ausgrabungen in Vladimir und Suzdal'* (Fragmenty vitražnych stekol iz raskopok vo Vladimire i Suzdale, RossArch. 2005, 1, 149–154).

N. A.



In seiner Arbeit über den *Handel des alten Moskau vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts* (Torgovlja drevnej Moskvvy [XII – seredina XV v.], Moskau 2001, 248 S., zahlreiche Abb., 11 Kartenskizzen, 3 Tab.) bietet A[leksandr] M[ichajlovič] Kolyzin erstmals einen komplexen Gesamtüberblick über die vielfältigen Handelsbeziehungen Moskaus zu dieser Zeit. Obwohl deutlich wird, dass der Handel mit dem Osten weitaus besser bezeugt ist als der mit dem Westen, ist die Beschäftigung mit ihm auch im hansischen Kontext von Bedeutung. Die Untersuchung gibt einen hervorragenden Einblick in die Weitervermittlung der Hansewaren in den Süden und Osten Russlands und besticht durch die systematische Annäherung des Vf.s an ein Thema, das bislang wenig erforscht ist. K. untersucht den Moskauer Warenaustausch auf der Basis dreier Quellentypen: schriftlicher, archäologischer sowie numismatischer Quellen. Das schriftliche Material gibt über den deutschen Handel mit Moskau während des Untersuchungszeitraums wenig Aufschluss. Lediglich bestimmte Einzelheiten – etwa über die Handelswege von Novgorod nach Moskau – ziehen hier die Aufmerksamkeit des Hansehistorikers auf sich. Als ergiebiger erweisen sich die Ausführungen über die archäologischen Funde. Schon die Grabungen in Novgorod haben gezeigt, wie wertvoll die Einbeziehung archäologischen Materials für die Erforschung des hansischen Güterausustauschs sein kann. Gleiches trifft auf den Moskauer Handel zu. Bei der Betrachtung westlicher Fundstücke, die über russische Hansepartner wie Novgorod oder Smolensk nach Moskau gelangten, differenziert Vf. zwischen Glas-, Keramik-, Metall- und Bernsteinprodukten. Einer besonderen Betrachtung unterzieht Vf. die Münzfunde, wobei er auch speziell auf ausländische Münzen eingeht.

A. Zeller

Eine für wissenschaftliche Ansprüche nicht ganz hinreichend kommentierte, zumal an eine breite Leserschaft adressierte, dennoch anzeigenswerte neue Edition des Reiseberichts von Afanasij Nikitin *Die Fahrt über drei Meere* hat T. G. Teten'kina vorbereitet (Choždenie za tri morja: 1466–1472, red. von N. A. Šentjakova, Kaliningrad 2004, Tipografija Federal'nogo gosudarstvennogo unitarnogo izdatel'sko-poligrafičeskogo predprijatija „Jantarnyj skaz“, über [www.yantskaz.ru](http://www.yantskaz.ru) bestellbar, 120 S.). Der durch den Künstler A. Melichov sehr schön illustrierte Band bietet neben der altrussischen auch eine modernisierte Textvariante des Reiseberichts des Tverer Kaufmanns, der gegen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des 15. Jhs. nach Indien gereist war. S. Dumschat

*Die privilegierte Kaufmannschaft Russlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts* (Privilegirovannoe kupečestvo Rossii vo vtoroj polovine XVI – pervoj četverti XVIII v. Sbornik dokumentov, t. 1, Moskau 2004, Rosspen, 520 S.) ist eine vorbildliche Dokumentensammlung aus dem Russländischen Staatsarchiv alter Akten betitelt, deren erster Band von T. B. Solov'eva und T. A. Lapteva ediert wurde. Zu den „privilegierten Kaufleuten“ gehörten neben den Großkaufleuten (Gosti) die Mitglieder der Hundertschaft der Großkaufleute und der Tuchhundertschaft, die als Dienstleute des Zaren im Handels-, Finanz- und gewerblichen Bereich tätig waren. Für ihre Privilegien hatten sie regelmäßig in einer staatlichen Behörde wie etwa dem Zoll Dienst abzuweisen, wovon einige der hier größtenteils erstmalig veröffentlichten Dokumente aus den Jahren 1598–1713 Zeugnis ablegen. Des weiteren berichten die Texte von Außenhandelsoperationen der Kaufleute, etwa dem Export von Getreide über das

Weißes Meer oder dem Ankauf von westeuropäischen Waren „für den Bedarf“ des Zarenhofs, aber auch von ihrer Teilnahme an der Formulierung der Außenhandelspolitik der frühen Romanov-Zaren. So finden sich hier z. B. die Aufzeichnungen über Verhandlungen mit englischen (1617), dänischen (1641) und holländischen (1675/76) Gesandten. Darüber hinaus belegen die ausgewählten Akten die Ausweitung der privaten Tätigkeit der Kaufleute in den Bereich der Landwirtschaft oder die Salzgewinnung. Auskunft über die personelle Zusammensetzung der privilegierten Kaufmannschaft bieten schließlich Listen aus den Jahren 1632 und 1699. Diese sorgfältig kommentierte Ausgabe bietet zusätzlich zum Textkorpus ein knapp 60 Seiten umfassendes Namenregister sowie eines geographischer und topographischer Bezeichnungen, ein Glossar, eine Liste russischer Maßeinheiten des 17. Jhs., eine Aufstellung der in den Dokumenten erwähnten staatlichen Behörden sowie eine knappe Bibliographie.

K. Brüggemann

Einen interessanten Einblick in die gut dokumentierte unternehmerische Tätigkeit des Bojaren B. I. Morozov bietet E. V. Lobanova in ihrem Beitrag über *Die Herausbildung des Bewusstseins eines als Unternehmer tätigen Erbgutbesitzers in Russland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (Ėvoljucija soznanija votčinnika-predprinimatelja v Rossii vo vtoroj polovine XVII veka, in: Perechodnye epochi v social'nom izmerenii. Istorija i sovremennost', hg. von V. L. Mal'kov, Moskau 2002, Nauka, 215–232). Eingebettet in die These, die Entfaltung unternehmerischer Tätigkeit der Bojaren im 17. Jh. sei trotz der bedenkenlosen Nutzung der Arbeitskraft der leibeigenen Bauern überaus positiv für die Entwicklung Russlands gewesen, präsentiert L. Morozov als „neuen Typ“ des Grundbesitzers, als weitblickenden, risikofreudigen und innovativen Wirtschaftspionier, der die Freiheiten unter Zar Aleksej Michajlovič zu nutzen wusste. Vor allem sei es ihm um die Professionalisierung der Arbeit gegangen, weshalb er neben Spezialisten aus Westeuropa polnische Arbeiter anheuerte und sogar einigen seiner Bauern eine Ausbildung angedeihen ließ. Er war interessiert an der Rationalisierung der Landwirtschaft, beschäftigte sich mit Fischzucht, war aktiv an Außenhandelsoperationen beteiligt und produzierte neben Getreide Pottasche und Wein – allerdings dürften seine Versuche mit der Eisengewinnung gescheitert sein. L. zufolge war Morozov über die finanziellen Details seiner Unternehmungen stets informiert und erwirtschaftete seinen Profit auch durch Kredithandel; „Ehrlichkeit“ sei ihm dabei jedoch nicht immer zu bescheinigen, schließlich habe er nicht einmal davor zurückgeschreckt, den Zaren zu übervorteilen.

K. Brüggemann

Der Aufsatz von Enn Küng, *Nyen als Zentrum des Transithandels im Mündungsgebiet der Newa 1632–1703* (Nyen transiitkaubanduse keskusena Neeva jõe suudmealal 1632–1703, in: Tuna 2003, 2, 8–27, engl. Zusammenfassung) handelt von der Geschichte der Stadt Nyen, die die Vorgängerin der Hauptstadt des russischen Kaiserreichs, St. Petersburg, war. Vf. richtet besondere Aufmerksamkeit auf die Gründung und wirtschaftliche Bedeutung Nyens für Schweden, ebenso auf Nyens Stellung im Transithandel zwischen Schweden, Russland und Westeuropa. Nyen wurde auf Initiative Schwedens gegründet, wobei ein schon früher existierender Aufenthaltsort der Kaufleute berücksichtigt wurde. Die Privilegien der Stadt wurden im Jahre 1642 bestätigt. Bei der Kolonisierung Ingermanlands spielte Nyen als Hauptstadt der Provinz die Rolle des Verwaltungszentrums. Die schwedische Zentralgewalt versuchte mittels von Nyen den russischen Außenhandel

von Archangelsk zur Ostsee zu lenken. Dieses Vorhaben misslang aber, da über Nyen nur Russlands Handel mit Stockholm lief. Zum Hafen des Fernhandels für ganz Russland wurde erst St. Petersburg.

I. Jürjo

Ebenso ist der Aufsatz von Piret Lotman über *Die vergessene Stadt* der Geschichte Nyens gewidmet (Unustatud linn, in: Tuna 2003, 3, 25–35, engl. Zusammenfassung). Er beleuchtet verschiedene Aspekte des sozialen und kulturellen Lebens der Stadt. Vf. gibt einen Überblick über ihre Verwaltung, die soziale Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, die kirchlichen Verhältnisse und das Schulwesen. Die überwiegende Mehrheit der Einwohnerschaft Nyens bestand aus Schweden und Finnen, die Oberschicht bildeten aber Kaufleute vorwiegend deutscher Abstammung. Die Stadtverwaltung lag fest in den Händen der deutschen Kaufmannschaft, und sogar der Briefwechsel mit der schwedischen Zentralgewalt erfolgte auf Deutsch. In den 1640er Jahren wollten die deutschen Bürger ihre eigene Kirchengemeinde gründen und suchten bei der schwedischen Regierung um Erlaubnis für den Kirchenbau nach. Doch wurde erst nach dem Russisch-Schwedischen Krieg (1655–1658) für die schwedische und deutsche Kirchengemeinde eine gemeinsame Kirche gebaut. Die ersten Nachrichten von der Trivialschule in Nyen stammen aus dem Jahre 1632, schon 1640 wurde zusätzlich eine deutsche Schule gegründet.

I. Jürjo

*Die Niederlande und Nordrußland* lautet der Titel eines von Jurij N. Bepjatyč, Jan Villem Veluvenkamp (Jan Willem Veluwenkamp) und L. D. Popova in Zusammenarbeit mit der Russischen Akademie der Wissenschaften und dem Arktischen Zentrum der Universität Groningen herausgegebenen russischsprachigen Sammelbandes (Niderlandy i Severnaja Rossija, St. Petersburg 2003, Russko-Baltiiskij informacionnyj centr BLIC, 408 S., zahlreiche Abb., engl. Zusammenfassungen). In den Beiträgen russischer und westlicher Autoren zum Wirken von Niederländern im Norden Rußlands vom 16. bis 19. Jh. finden auch in Nordrußland handelnde norddeutsche Kaufleute Erwähnung. Der Beitrag von N. N. Repin beschäftigt sich mit der Zahl der holländischen Kaufleute in Archangel'sk in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. sowie der Zeitdauer und der Kontinuität ihrer dortigen Handelsbeziehungen (14–36). Basierend auf den Arbeiten von Demkin und Zacharov weist Vf. nach, daß der Kern der in Rußland ansässigen niederländischen Kaufleute im 17. Jh. im wesentlichen intakt blieb und diese durch das Eingehen familiärer Verbindungen zu anderen niederländischen, aber auch deutschen Kaufleuten ihre Position auf dem russischen Markt festigten. In diesem Zusammenhang finden deutsche Kaufleute wie die Tabert und Schwellengrebel aus Stettin, die Brants aus Wittmund, aber auch Daniel Hartmann Erwähnung, dessen Tochter mit dem Hamburger Kaufmann Hans Matthias Poppe verheiratet war. In der beigelegten Liste holländischer Kaufleute nebst Dauer ihrer Handelstätigkeit in Rußland finden sich auch niederländische Zuwanderer aus Hamburg wie z. B. die Brüder David und Gabriel Bacheracht und Mitglieder der Familie Goverts, aber auch Johann von Schweden. Der Firma Vogelaer & Klenck in den niederländisch-russischen Handelsbeziehungen des 17. Jhs. ist der Beitrag von Jan Villem Veluvenkamp (Jan Willem Veluwenkamp) gewidmet (37–73). Auf der Grundlage sowohl russischer als auch westlicher Quellen und unter Betonung der Kontinuität der Handelstätigkeit analysiert Vf. das sich nahezu über ein ganzes Jahrhundert erstreckende Wirken einer der wichtigsten niederländischen Firmen

im Rußlandhandel des 17. Jhs., die das Rußlandgeschäft in enger Anbindung an den Italienhandel betrieb. Teilhaber und lange Zeit Repräsentant der Firma in Rußland war der aus Dillenburg stammende Georg Eberhard Klenck, der über seine Ehefrau Gertrud Fentzel mit Peter Marselis verschwägert war. Jarmo T. Kotilajne (Kotilaine) beschäftigt sich mit dem Kampf der niederländischen Kaufleute in Archangel'sk und Narva um den russischen Markt am Ende des 17. Jhs. (74–100). Die Position der Niederländer auf dem russischen Markt war im ausgehenden 17. Jh. durch beginnenden Niedergang gekennzeichnet. Zunehmend gewann der Rußlandhandel über das Baltikum an Bedeutung, wo die Niederländer weit weniger dominant als im Archangel'skhandel waren und in Engländern und Lübeckern ernsthafte Konkurrenten hatten. Gleichzeitig wurde die Dominanz der Niederländer auch im Archangel'skhandel durch die protektionistische russische Handelspolitik und das Wiedererstarken der Muscovy Company geschwächt.

A. Martens

Gennadij Popov, *Das alte Archangel'sk* (Staryj Archangel'sk, Archangel'sk 2003, Pravda Severa, 576 S., zahlreiche Abb.) ist ein auf Archivquellen beruhendes, vorrangig heimatkundlich orientiertes Werk mit Schwerpunkt auf dem 18. und 19. Jh., das mit Ausnahme der Besuche Peters I. das 17. Jh. und die Handelstätigkeit westlicher Kaufleute an der Dvina nicht thematisiert.

A. Martens

*Die Außenhandelstätigkeiten ausländischer Kaufleute in den Häfen des Azover und Schwarzen Meeres in der Mitte und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Vnešnetorgovaja dejatel'nost' inostrannykh kupcov v portach Azovskogo i Černogo morej v seredine i vtoroj polovine XVIII v.) untersucht Viktor Nikolaevič Zacharov (Vestnik Moskovskogo universiteta, Serija 8: Istorija, 2004, 4, 85–102). Dabei stellt Vf. zwei Phasen der Entwicklung fest. In den vierziger bis sechziger Jahren des 18. Jhs. versuchten vor allem venezianische Kaufleute Handelsgesellschaften zu etablieren, um über Konstantinopel Waren zwischen Russland und dem südlichen Europa zu vermitteln. Zugleich gründeten sich in Russland Gesellschaften, die über das Schwarze Meer Handel trieben. Im letzten Viertel des 18. Jhs. begannen Ausländer verschiedener Herkunft einen freien und selbständigen Handel in den Häfen des Azover und des Schwarzen Meeres. Direkte Kontakte zwischen Russland und dem südwestlichen Europa konnten einige westeuropäische Kaufleute herstellen. Vf. zeichnet in gewohnt fundierter Manier Personal, Waren und Wege dieses Handels nach.

S. Dumschat

Der Frage, inwieweit das Rußland des 17. Jahrhunderts zu Europa zu zählen sei, geht Gabriele Scheidegger in ihrem Aufsatz *Ein Ost-West-Konflikt der Vormoderne: Rußland und das Abendland im 17. Jahrhundert* nach (in: Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder, hg. von Klaus Bußmann und Elke Anna Werner, Stuttgart 2004, Steiner, 231–239). In gewohnt kritischer und produktiver Manier stellt Vf. in der Sicht des westlichen, sich selbst als „Abendland“ profilierenden Europa auf das ostkirchlich geprägte Osteuropa den eigenen Standort, das Weltbild des orthodoxen Russland in byzantinischem Bezugsrahmen gegenüber: Es konnte sich nicht als in der Entwicklung begriffenes „Randgebiet“ Europas verstehen, sondern betrachtete – sich seiner Rechtgläubigkeit bewusst – die in religiöser Hinsicht irregeleiteten „Lateiner“ durchaus zweifelnd.

S. Dumschat

*Unterschiede in der Verwaltung der Moskauer Ausländervorstädte Novo-Nemckaja sloboda und Meščanskaja sloboda in der zweiten Hälfte des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts* (Otličija v upravljenii Novo-Nemeckoj i Meščanskoj inozemčeskimi slobodami Moskvy vo vtoroj polovine XVII – načale XVIII v.) analysiert Vera Aleksandrovna Kovrigina (Vestnik Moskovskogo universiteta, Serija 8: Istorija, 2004, 4, 73–84). In Gegenüberstellung der Forschungen S. K. Bogojavlenskij's zur Meščanskaja sloboda mit den Ergebnissen ihrer eigenen Untersuchungen über die Novo-Nemckaja sloboda arbeitet Vf.in heraus, dass sich die beiden unter anderem von zahlreichen Kaufleuten und Handwerkern bewohnten Ausländervorstädte in ihrer sozialen Struktur und rechtlichen Stellung grundlegend unterschieden. Gegenüber den sich in wesentlichen Aspekten selbst verwaltenden, privilegierten, aus westlichen Ländern Europas stammenden Ausländern der Novo-Nemckaja sloboda waren die aus Polen-Litauen zugewanderten Bewohner der Meščanskaja sloboda abgabepflichtig und unterlagen einer stärkeren Kontrolle durch russische Verwaltungsorgane. *S. Dumschat*

*Deutsch als Fremdsprache im Rußland des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Fremdsprachenlernens in Europa und zu den deutsch-russischen Beziehungen* von Kristine Koch (Die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache, Bd. 1, Berlin 2002, Walther de Gruyter, 456 S.). Diese an der Universität Bamberg verteidigte und prämierte Promotionsschrift versteht sich als sprachwissenschaftliche und beziehungsgeschichtliche Studie zugleich. Liegt der Schwerpunkt der Untersuchung zwar im 18. Jh., fasst Vf.in in einem einführenden Kapitel jedoch auch den Forschungsstand zur Verbreitung der deutschen Sprache im ostslavischen Raum des 11. bis 17. Jhs. zusammen. Dabei geht sie speziell auf die im Rahmen des Hansehandels und durch die Tätigkeit deutscher Fachleute in Russland bedingte Sprachvermittlung ein. *S. Dumschat*